

Ver

Mythen und Bräuche

des

Volkes in Oesterreich.

Als Beitrag

zur deutschen Mythologie, Volksdichtung

und Sittenkunde

von

Theodor Vernaleken.

Wien, 1859.
Wilhelm Braumüller,
k. k. Hofbuchhändler.

Mythen und Bräuche

des

Volkes in Oesterreich.

Als Beitrag zur

deutschen Mythologie, Volksdichtung und Sittenkunde.

Von

Theodor Vernaleken.

Wien, 1859.
Wilhelm Braumüller,
k. k. Hofbuchhändler.

Druck von M. Auer in Wien.

Vorwort.

Was ich im Süden des deutschen Landes, in den Schweizer Alpen, begonnen, setze ich fort im Süd-Osten, wo deutsches und slawisches sich vielfach berühren. Die günstige Aufnahme meiner „Alpensagen“ ermuntert mich manches nachzutragen und seit den letzten 9 Jahren in Österreich gesammeltes den theilnehmenden zu bieten.

In Österreich ist die Mehrzahl der Leser gewohnt diese Überlieferungen entweder geverset oder in Almanachen und Kalendern ausgeschmückt zu finden. Während in allen deutschen Ländern dieser volkstümliche Theil der Litteratur für die Wissenschaft gerettet ist, hat er in unserm Reiche nur für Tirol und Siebenbürgen seine Vertreter gefunden; außerdem haben J. Wenzig in Prag, Weinhold in Gräz und Schröer in Presburg demselben ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Es ist die höchste Zeit, daß die in Österreich, in Böhmen, Mähren und österr. Schlesien vorhandenen Reste mit Verständnis gesammelt werden. Indem ich diese erste Lese ordnete, schien es mir zweckmäßig die historische Sage einstweilen ganz bei Seite zu lassen und mein Augenmerk vorerst auf die Mythenreste zu richten, die am ehesten der Vergessenheit anheim fallen. *)

Es ist eine große Lust brachgelegene Felder anzubauen. In der neuen Wissenschaft vom deutschen Volke, wie J. Grimm sie begründet, ist noch manche Lücke. Multum adhuc restat operis, multumque restabit; nec ulli praecludetur occasio aliquid adhuc adjiciendi. (Seneca ep. 64).

Man braucht nur das Register dieses Buches zu durchgehen, um sich zu überzeugen, daß für deutsche Mythologie und Volkskunde Österreich noch ein ergiebiges Feld bietet. Wir finden hier viele Nachklänge der alten Naturreligion unseres Volkes, deren noch nicht ganz erstorbene Wurzel bis auf die Gegenwart herabreicht. Wie bei der griech. Mythol. so haben wir auch bei der wissenschaftlichen Würdigung unserer Mythen nicht außer Acht zu lassen, daß jene Wurzel häufig neue Sprossen trieb, die überall die Färbung der Zeit und selbst des Landes an sich tragen. So lange poetischer Sinn im Volke lebt, wird diese dichtende Thätigkeit fortdauern; es ist aber schon von andern die Ansicht ausgesprochen, daß die Lebenskraft jener Wurzel bei uns im erlöschen begriffen ist. Darum sammeln wir die Reste.

---

*) Der lyrische Theil der Volksüberl. hat früher Beachtung gefunden. Hierher gehören die Sammlungen von J. G. Meinert, alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens, 1817. Tschischka und Schottky, österr. Volkslieder, Pest, 1844 (2. Aufl.) Von Fr. Ziska haben wir österr. Volksmärchen 1822.

Was der Nationalgeist schafft, ist immer bedeutsamer und dauernder als das was der einzelne schafft. Das gröste in den Nationaldichtungen der Völker ist aus der Überlieferung des Volkes geflossen oder schließt sich ihr wenigstens an. Die Überlieferungen sind der naturgemäße Grund und Boden für nazionale Poesie und Kunst, und diese entarten, je weiter sie sich von diesem Boden entfernen.

In den Landstrichen zwischen den Alpen und Sudeten, den Karpathen und dem Erzgebirge ließe sich allerdings weit mehr sammeln, allein ich habe nur das berücksichtigt, was unserm Zwecke dient.

Die bereits gewonnenen Resultate der deut. Mythologie, Volks- und Sittenkunde theils mit neuen Zeugnissen aus bisher unerforschten Landestheilen zu belegen, theils durch neue Züge zu bereichern: Das ist der Zweck des vorliegenden Buches.

Eine Schwierigkeit liegt in dem Zusammenstoß des deutschen und slawischen, und ich hoffe, daß Männer, die der westslawischen Dialekte kundig sind, durch meine Mittheilungen zu eingehendern Forschungen veranlaßt werden. Der Ethnografie und Geschichte dieser Länder werden die Resultate zu gute kommen, wenn man unbefangen und vorsichtig zu Werke geht und vor allem die eigentümliche Wanderlust der Sagen und Lieder nicht außer Acht läßt. Nichts bestätigt so sehr die nahe Verwandschaft der Völker indo-germanischen Stammes als der Mythos und die Sprache. Weiter finden wir selbst die gleiche Anlage des menschlichen Geistes in der Naturdichtung der Völker.

Was die nichtdeutschen Völker Großösterreichs anbetrifft, so wird sich im Gebiete der Čechen, Slowaken und Polen am meisten übereinstimmendes finden, dagegen die Südslawen (serbisch, slowenisch und illirisch-kroatisch) dürften an den Ruthenen eine Brücke haben von der polnischen zur russischen Mythe. Gewiß sind die westslawischen Landestheile weit mehr von deutscher Mythe berührt als die südslawischen. Hier ist noch ein gut Stück Arbeit übrig.

Der Inhalt dieses Buches ist geschöpft aus der lebendigen Quelle, wie sie eben noch fließt. Weder Mühe noch Kosten scheuend bin ich dabei zu Werke gegangen, wie alle Herausgeber größerer Sammlungen. Unter den vielen Lehrern, die mir sammeln halfen, muß ich namentlich der Herren J. Wurth in Münchendorf und Hübel in Komotau dankend erwähnen. Häufige Erkundigungen zog ich ein von meinen Schülern, deren ich seit 9 Jahren sehr viele aus Böhmen, Mähren und Schlesien gehabt habe. Für die Beschreibung der Volksgebräuche gibt es keine zuverläßigere Quelle. Die harmlose und getreue Auffassung solcher Dinge von der dabei unmittelbar betheiligten Jugend haben auch schon andere erfahren. Eine gewisse Vollständigkeit einer Mythe oder einer Volkssitte habe ich dadurch erlangt, daß mir häufig mehrere Relationen, von verschiedenen erzählt, zu Gebote standen.

Wien, am 1. Mai 1859.

Theodor Vernaleken.

Inhalts-Verzeichnis.

Aus dem Mythenkreise Wuotans.

I. Das Siveringer Brünnlein.

II. Mythen über Wuotan.

Verwünschung, Erlösung, Schatzberge.

Die kleinen Elementargeister

oder

Wichte und Elbe.

I. Wassergeister.

II. Zwerge (Erd- und Berggeister).

III. Hausgeister.

IV. Waldgeister.

Seite

Alraun, Drude, Feuermann.

Volksgebräuche

und

Aberglaube.

I. Nach den Zeiten des Jahres.

Aus dem Mythenkreise
Wuotans.

I. Das Siveringer Brünnlein.

In Wiens Umgebung am Fuße des Kahlengebirges liegt das Dorf Sivering; nicht weit davon die hohe mit Wald umgebene Jägerwiese, und hinter derselben am Abhange des Hermannskogels das weit bekannte Agnes- oder Jungfernbrünnlein.

Die Altertumsforscher haben dieser Stätte und ihrem Mythenkreise bisher gar keine Beachtung geschenkt, obgleich Namen wie Hermannskogel und Jägerwiese, das Glücksuchen beim „Brindl," der an eine griechische Orakelstätte erinnernde Aberglaube der tausende, die jährlich aus der ganzen Umgegend hinwandern, zum forschen auffordern. Das sinnen und glauben, das dichten und trachten der zahlreichsten Menschenklasse hat — selbst in seinen Auswüchsen — einen Anspruch auf wissenschaftliche Beobachtung. „Unser Zeitalter — sagt J. Grimm (Rechtsaltertümer XV) — lernt wohl Sitten und Werke fremder Völker erklären, kaum aber die seiner nahen Heimat." Wir finden bei Sivering ein Stück Kultur- und Sittengeschichte, und durch das nichtfremdländische habe ich mich nicht abschrecken lassen, diesen gewis uralten Überlieferungen des Volkes nachzugehen.

Allgemein bekannt ist fast nur das Nummernsuchen, allein dieses und die auf das Lotto bezüglichen Begegnisse haben sich wohl erst später den Mythen angelehnt und den eigentlich mythischen Hintergrund verdeckt.

1.

Berichten wir vorerst über das was jedermann warnehmen kann, der jene Gegend mehrmals besucht.

An Sonn- und Feiertagen, insbesondere am Johannistag, Charfreitag, Dreikönig und zu andern bestimmten Zeiten wird das „Brindl" von hunderten förmlich belagert. 12 Uhr Mittags und 12 Uhr Mitternachts hält man für die beste Zeit. Es kommt auch vor, daß manche ihr Nachtlager im Walde aufschlagen und mit geweihter brennender Wachskerze denselben durchstreifen; wenn sie ermüden, so zeichnen sie mit geweihter Kreide einen Zauberkreis, lassen sich in demselben nieder und glauben sich geschützt vor den Geistern, die in jener Gegend sich vorzugsweise aufhalten. Auch am Tage hat das ganze treiben etwas geheimnisvolles. Auf der verrufenen Jägerwiese trifft man ganze Gruppen, deren jede sich um eine Profetin schart. Da erfahren denn die Leute, wie man sich zu verhalten habe, wenn Karl oder die Agnes sich zeigen sollten, welche Nummern sie in die Lotterie zu setzen haben, was die Zukunft jedem einzelnen bringen werde u. dgl. Bei einer anderen Gruppe bietet einer Glücksnummern zum Verkaufe, dort theilt eine Alte — natürlich nicht umsonst — sympathetische Heilmittel aus. Beim Brünnlein selbst sind mehrere Bäume mit Bildnissen behangen; Weiber blättern in Planetenbüchern und Würfeltische stehen umher. Andere drängen sich zur Quelle und schauen mit der gröſten Spannung auf den Grund, um aus den Figuren des Schlammes oder auf Steinchen die Nummern zu entdecken, die bei der nächsten Ziehung herauskommen. Glauben sie eine Nummer entdeckt zu haben, so waschen sie sich die Augen mit Wasser aus und schreiben die Ziffer auf. Manche legen Steine auf den Grund und murmeln halblaute unverständliche Worte vor sich hin. Hinter sich hört man Kartenschlägerinnen oder alte Weiber, die aus den Planetenbüchern lesen, nach Tag und Monat der Geburt fragen, um daraus die Zukunft zu profezeien. Nicht selten entstehen Wortwechsel, indem man sich ärgert an denen, die Zweifel äußern oder das treiben spöttisch belachen. In einiger Entfernung erzählt eine Alte geheimnisvoll von dem

„grünen Thor," das unter dem Brünnlein zu dem Kristallpalast führe, aber nur die können Eintritt finden, welche an die Wirkung des Brünnleins glauben.

Ein sicheres Mittel die Gewinnnummern öfter zu wissen, ist folgendes: Man suche auf der Agneswiese einen Stein, lege ihn in's Wasser des Brünnleins, bete dabei und stecke dann den Stein hinter das Kopfküssen, so wird man jede Woche 5 Nummern ablesen können, welche gezogen werden. Oder man suche auf der Wiese einen Johanniskopf (d. i. ein Schwamm auf den Wurzeln der Bäume), kratze mit dem Nagel des Daumens der rechten Hand die obere Haut weg, und lege ihn ebenfalls in das Wasser des Jungfernbrunnens. Versteckt man ihn dann zu Hause unten im Bett, so wird man jene Nummern sehen, die „kommen werden."

Die Geheimlehre der Lotterieschwestern ist sogar der Mode unterworfen. In neuester Zeit z. B. halten viele auf „Begebenheiten" und „Begegnisse," die übrigen Mittel sind nicht mehr vollgiltig. Eine Frau begegnete zwischen Sivering und der Jägerwiese einem Soldaten, der zwei Repphühner anhängen hatte. Sie wählte Nr. 2 und gewann. Heißt einer der einem Glücksuchenden begegnet z. B. Wilhelm, dessen Namenstag auf den 28. Mai (also den 5. Monat) fällt, so wählt der begegnende Nr. 28, dazu 5 und noch eine dritte Nummer, die sich auch leicht findet.

Andere nehmen gewisse Kräuter mit in's Bett; dann träumen sie Glücksnummern. Im Walde stehen zwei Bäume die eine gemeinschaftliche Wurzel zu haben scheinen, so daß sie einen bequemen Sitz bilden. Hier sieht man häufig die Agnes sitzen. Deshalb schneiden die Besucher 3 Stückchen Rinde ab und legen sie unter das Kopfküssen. Dann wird im Traume die Zukunft geoffenbart.

Das Jungfernbrünnlein und die Jägerwiese am Fuße des Hermannskogels sind zugleich Mittelpunkte von Volkssagen, und man wird auch in dieser Hinsicht erinnert an Dodona u. a. griechische Orakelorte, die freilich eine nazionale Bedeutung hatten. Auch Dodona lag am Fuße eines quellenreichen Berges (Tomaros). Die Hauptverehrung galt dem Zeus, an dessen heiligem Baume der Wille des Gottes erkundet wurde; der Stamm war seine Wohnung, und am Fuße der Eiche

ergoß sich eine heilige Quelle. Auch das Jungfernbrünnlein hat seinen Baum gehabt, und selbst die Weihgeschenke sind nicht ganz verschwunden. Ebenso sind die weiblichen Peleiaden Dodona's bei Sivering vertreten. Dort tronte Zeus und an seiner Seite Dione, als weibliche Hälfte seines Wesens, hier wandern Karl und Agnes glückspendend umher. Es fragt sich nun: Wer sind diese Personen? Und damit gehen wir über zum Sagenkreise unseres Brünnleins.

Ich lege diese Reste schlicht und treu hier nieder, so vollständig als möglich, und theile zugleich die jeder Volksdichtung eigenen Abweichungen mit.

2.

1. Da wo heute Sivering liegt, lebte einst eine Fee Namens Agnes. Im Winter hielt sie sich in einem Palaste auf, dessen Eingang bei der steinernen Wand (außerhalb Siverings, am Fuße des „Himmels") gewesen sein soll. Im Sommer schlief sie aber oft unter freiem Himmel oder hielt sich in holen Bäumen auf. Einst kam der König von Schweden in diese Gegend, um einer großen Jagd beizuwohnen. Indem er ein Reh verfolgte, verirrte er sich bis auf die hoch liegende Jägerwiese. Der Gang hatte ihn ermüdet, im Walde zog er seinen Harnisch aus und hängte ihn an einen Baum; dann legte er sich auf das Gras nieder, um die Nacht hier zuzubringen. Kaum war er eingeschlafen, so hörte er seinen Namen rufen: „Karl, schläfst du?" Erstaunt bemerkte er an seiner Seite eine wunderliebe Frau, und nicht weit davon hörte er eine Quelle hervorsprudeln. Agnes blieb bei dem Jäger und zeigte ihm dann bei Tagesanbruch den Weg zu seinen Gefährten. Seit der Zeit ist der König von Schweden nie mehr in jener Gegend gesehen worden; manchmal aber hört man einen L ä r m in den Gebirgen, ein rollen und rasseln, und dann sagen die Leute, Karl f a h r e mit seinen geflügelten R o s s e n. Die Quelle aber, an der beide saßen, heißt seit jener Zeit das „Agnesbrindl."

2. Einige Zeit nach dieser Begebenheit gebar die Fee ein Mädchen; sie wuste aber nicht, wo sie das Kind unterbringen sollte. Da fiel ihr ein, daß in der Nähe ein Köhler wohne, der täglich aus einem

Brunnen im Walde das Wasser hole. Sie legte deshalb das Kind in einen Korb und wickelte in ein Papier 20 Goldstücke. Darauf schrieb sie: Das Kind heißt Agnes, nehmt es an und zieht es auf, und alle 14 Tage sollt ihr an dieser Stelle das nöthige Geld finden. Als der Köhler das Kind so allein da liegen sah, erbarmte er sich und trug das Kind nach Hause. Die Köhlerin wollte anfangs nicht einwilligen, als sie aber den Zettel las und das Gold darin fand, freute sie sich über das Begegnis. Die Köhlersleute hatten einen Knaben, der Karl hieß, und beide wuchsen nun nebeneinander auf, und mit den Jahren wuchs auch ihre Liebe zu einander.

3. Die Fee sah dieses Verhältnis gern und wollte den künftigen Gemahl ihrer Tochter zu hohen Ehren bringen. Sie befahl ihm daher auf die Jägerwiese zu gehen; dort werde er einen Harnisch finden, den der Schwedenkönig an einen Baum gehängt habe. Den Harnisch solle er umlegen und so gerüstet in das Lager der Türken ziehen; er solle deren Vorposten niederhauen und ihren Obersten zum Zweikampfe auffordern. Er solle auch trachten den Helm des Türkenführers zu bekommen, da in demselben dessen schriftliche Befehle und Nachrichten aufbewart seien.

Karl nahm Abschied von Agnes, und begab sich in das Türkenlager [1]). Alsdann eilte er mit guten Nachrichten nach Wien und der Kaiser verlieh ihm eine hohe Stelle im österreichischen Heere. Unterdessen hatte die Fee ihrer Tochter einen Palast bei Sivering eingeräumt. Karl hatte aber in Wien eine andere Bekanntschaft gemacht („mit einer Hofdame"), und als er einst in den Wald kam um die seinigen zu besuchen, läugnete er es. Da öffnete sich die Erde und mit furchtbarem Getöse sank der Palast in den Abgrund. Agnes und Karl aber sind verwunschen herumzuwandeln bis zum jüngsten Tage, und zwar er in Schuld sie in Unschuld. Täglich erscheint auf der Jägerwiese ein geharnischter, schwarzer Mann, um 12 Uhr Mittags und 12 Uhr Nachts steigt er aus einem Baume heraus. Andere haben ihn in anderer Gestalt gesehen.

[1]) Zwischen Sivering und Wien ist die seit den Türkenkriegen so genannte Türkenschanze. So lehnt sich die Sage wie ein poetischer Duft an alle bedeutenden Ereignisse.

4. Karl und Agnes sind denen die zum Brünnlein wandern, oft erschienen. Bevor wir aber die einzelnen Begebenheiten berichten, verzeichnen wir noch die Abweichungen von der Sage.

Wo jetzt das Brünnlein sich befindet, stund vor Zeiten eine mächtige Eiche, welche eines Tages ein Kohlenbrenner umhauen wollte. Da vernahm er hinter sich einen Ton wie von einem Kinde. Er sah sich um und erblickte ein kleines wunderschönes Mädchen. Das nahm er zum großen Ärger seines Weibes mit nach Hause und erzog es neben seinem Karl. Mit dem Findling war auch Glück in's Haus gekommen, denn alle Kohlen, welche das wunderbare Mädchen berührte, verwandelten sich in lauteres Gold. Der Köhler baute nun neben jener Eiche eine Kirche und ein prachtvolles Schloß.

Karl und Agnes wuchsen auf und liebten sich täglich mehr, als plötzlich ein Krieg ausbrach und Karl mitziehen mußte. Nach Jahren kam er heim, reich an Ehren und Würden, und als er so vornehm gekleidet in das Zimmer trat, rief Agnes aus: Wenn das der Karl ist, so will ich verdammt sein. Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als das Schloß mit allem was darin war, in die Tiefe sank. Nur das Brünnchen bezeichnet noch die verhängnisvolle Stätte. Karl und Agnes finden seitdem nimmer Rast und Ruhe. Zuweilen erscheinen sie im Walde und theilen Gaben an die Armen aus.

5. Nach einer anderen Erzählung stund auf der Agneswiese (so heißt ein Theil der großen Jägerwiese) eine stattliche Ritterburg, welche von dem Burgfräulein Agnes und ihrer Muhme, einer Zauberin, bewohnt wurde. Diese sah das Verhältnis ihrer Nichte zu dem gemeinen Köhlersohne Karl nicht gern; darum verfluchte sie ihre Nichte und verzauberte die ganze Gegend. Die Ritterburg verschwand in das Innere der Erde. Karl und ihre Nichte müssen so lange auf der Oberwelt herumwandern, bis einer sie erlöset. Aber auch die alte Zauberin muß auf der Erde als Drache hausen, bis sie erlöset wird.

Auf einem Kreuzwege sieht man um Mitternacht die Ritterburg erleuchtet und Karl und Agnes sind sichtbar. Bis auf dem Platze, wo ehemals die Burg stand, zehnmal Wald und zehnmal Wiese gewesen ist, sind Karl und Agnes erlöst und die Burg kommt zum Vorschein.

In der folgenden Sage steht Karl zu der Zauberin in einem nähern Verhältnis. Nach einigen andern Mittheilungen war Karl vornehmer Herkunft, Agnes dagegen als Köhlerstochter arm. Eine andere Abweichung ist die, daß Agnes den Karl wegen seiner Untreue tödlich verwundet habe, und dafür müße sie nun büßen und den Menschen so lange gutes thun bis ihre Schuld getilgt sei. Auch Karl muß dafür büßen, weil er sich an der Agnes gerächt hat.

Der vorwaltende Zug in den Sagen ist aber der, daß der Köhlerssohn Karl im Kriege der Braut untreu geworden und daß dann beide von der Mutter samt dem Schlosse verwünscht seien. Agnes wandelt umher, allen wohlthuend, Karl als wilder Jäger, als Reiter rc.

6. Nach einer anderen Sage fällte der alte Köhler jenen Baum darum nicht, weil er noch so schön war. Da trat eine weiß gekleidete Frau zu ihm und sagte: Weil du mich verschont hast, so werde ich dir dankbar sein; geh' jetzt nach Hause und was dir sonderbares auf dem Wege begegnet, das nimm mit. Darauf verschwand die weiße Frau, und kaum war er zehn Schritte gegangen, so vernahm er im Gebüsche das schreien eines Kindes. Er nahm es und eilte nach Haus. In der Nacht erschien ihm im Traume die weiße Frau und beschied ihn zu jenem Baume im Walde. Da die Frau denselben Traum gehabt hatte, so machten sie sich beide des Morgens auf den Weg, und nahmen das Kind samt ihrem Karl mit. Dort erfuhren sie von der weißen Frau, daß das Kind Agnes heiße, und sie bat, man möge es sorgfältig erziehen, dann werde es ihr Glück sein.

Als Karl erwachsen war, erschien ihm die weiße Frau und sagte: Mein Karl, du mußt nach Wien und zwar morgen schon; die Stadt ist belagert und du sollst zu ihrer Rettung beitragen. Dann übergab ihm die weiße Frau ein Pferd, Schwert und Rüstung. Als er auf Wien zuritt, begegneten ihm 300 andere Reiter, die er mit nahm. Nach vielen ritterlichen Thaten kehrten sie nach Sivering zurück, aber vor dem Dorfe verschwanden plötzlich seine Gefährten. Karl aber ritt in den Wald, legte Schwert und Rüstung bei dem Baume nieder und sein Pferd verschwand.

Wenn man sich auf der Agneswiese auf das rechte Ohr legt, so hört man die 300 Ritter, von Karl befehligt, sich üben. Der Baum

ist vom Blitze vernichtet; er stand in der kleinen Grube, die jetzt das Brünnlein bildet. Auf den Steinchen im Brünnlein oder auch im Schlamme sieht man Nummern; diese bringen Glück in der Lotterie. Hat man das Glück die Agnes zu sehen und zu sprechen, so kann man freilich die sichersten Treffnummern erfahren.

7. Agnes, Karl und die übrigen Bewohner des unterirdischen Schlosses können erlöst werden, wenn sich jemand getrauet, den Teufel, der in Gestalt eines Adlers erscheint, zu beschwören und ihm den goldenen Schlüssel, den er im Munde trägt, abzukämpfen. Wirklich unternahmen es einige Weiber während der Weihnacht auf die Agneswiese zu steigen und Beschwörungsformeln herzusagen. Es dauerte nicht lange, als man furchtbare Flügelschläge in der Luft hörte und den feurigen Adler mit dem Schlüssel im Munde herabschweben sah. Die erschreckten Weiber flüchteten eiligst in den Wald. In der nächsten Weihnacht wagten es einige kühne Wäscherinnen. Dießmal fieng der Adler ein furchtbares Geschrei an und der goldene Schlüssel fiel ihm aus dem Schnabel. Eine wollte den Schlüssel ergreifen, allein der Adler entriß ihr denselben und flog empor.

Statt des Adlers setzt die Volkssage auch einen Drachen.

Ein armer Mann hatte alle Eigenschaften, um Karln und Agnes zu erlösen. Am St. Johannestag gieng er zufällig über die Agneswiese. Als er gerade durch das Gebüsch schritt, welches die Agneswiese von der Karlswiese scheidet [1]), kam ihm ein seltsamer Jägersmann entgegen, der sich als „Kohlenbrenner Karl" zu erkennen gab, und den Mann bat, er möge ihn doch erlösen, und bestellte ihn auf künftigen Freitag an jene Stelle; um 12 Uhr werde ihm ein feuerschnaubender Drache entgegen kommen, welcher einen Schlüsselbund im Rachen habe. Diesen Schlüsselbund solle er dem Drachen entreißen und die Erlösung sei vollbracht. Wirklich war der Mann am Charfreitage schon um 8 Uhr Abends an Ort und Stelle, um 12 Uhr erhellte ein ungeheuerer Lichtschein den Wald; zugleich sah er ein

---

[1]) Beide bilden die Jägerwiese.

prächtiges Schloß festlich erleuchtet. Es fasste ihn ein gewaltiger Schrecken, als er den feuersprühenden Drachen mit dem Schlüsselbunde im Rachen erblickte, und als er näher kam, sank der Mann ohnmächtig zu Boden. So blieb er liegen bis zum Morgen, und als er zu sich kam, war alles verschwunden. In einigen Tagen starb er.

8. Auf der Jägerwiese, behaupten die Leute, könne man die Geister durch Gebete und gewisse Sprüche bannen; namentlich sollen dieß die Jesuiten können, und sie sollen auch zweimal mit dem Kaiser Josef dort gewesen sein und ihre Kunst ausgeübt haben. Kaiser Josef hat sie auch ein drittesmal beschwören lassen, aber sie waren ihm schon das zweitemal feurig erschienen, und dießmal haben sie ihn gewarnt, er solle sie ja nicht mehr rufen lassen, sonst werde er noch seinen Tod da finden.

9. Karl ist keine geschichtliche, sondern eine mythische Person, wie auch aus folgenden Zügen deutlich hervorgeht. Man sieht ihn mehr auf weißem als schwarzem „feuerathmenden" Rosse reiten. Nach ihm ist die Jägerwiese benannt, weil man ihn mit seinem Gefolge auf der Wiese oft jagen gesehen hat. Einst gieng eine Frau dorthin, und nahm eine Woche lang nichts als Wasser und Brot zu sich. Täglich kam eine Nachbarin und brachte ihr Brot. Am achten Tage bat sie diese da zu bleiben, sie werde Nachts 12 Uhr einen Mann kommen sehen mit einem breiten Hute auf dem Kopfe, mit kurzen Hosen, langen weißen Strümpfen, Schuhen mit silbernen Schnallen und den weiten Rock um die Achsel gehängt; der werde sie um Wasser bitten, sie solle es geben und ihn dann um eine Gabe ansprechen. Betend erwarteten beide die Stunde. Da vernahmen sie ein immer stärker werdendes Geräusch, der Himmel ward roth und der Mann stund in der beschriebenen Kleidung vor ihnen. Und als die Nachbarin für das Glas Wasser ihn um eine Gabe bat, hieß er sie mitgehen. Mit einer an einem Baum lehnenden Schaufel füllte er ihr drei Schaufeln voll Kohlen in die Schürze und verschwand. Zitternd lief sie zu ihrer Gefährtin, unterwegs aber fiengen die Kohlen Feuer und sie ließ alle hinausfallen. Als sie sich erholt hatte, suchte sie nach den Kohlen und fand drei Goldstücke.

10. Da wo jetzt Untersivering ist, befand sich vor Zeiten ein großer Urwald und in demselben eine Jägerhütte. Der Jäger schickte einst seinen Burschen auf den Anstand, er kam auf die Jägerwiese und stellte sich hinter einen Baum. Da sah er spät in der Nacht eine Prozession von lauter weißen Frauen, nur eine, die in der Mitte gieng, war schwarz gekleidet und trug in der linken Hand ein weißes Sacktuch. Alle hatten brennende Fackeln, nur die mittlere eine abgebrochene Kerze in der rechten Hand. Als der Zug an dem Baume vorüberkam, gieng die schwarze auf den Jägerburschen zu und winkte ihm zu folgen. Sie nahm ihn mit über Wiesen, Berge und Thäler, und sie kamen endlich vor ein schönes Kristall-Schloß, dessen goldene Thore verschlossen waren. Auf einiges murmeln der schwarzen, die jetzt aus der Reihe hervorgetreten war, gieng die Thür auf und beide giengen hinein. Der Bursche blieb vor Schrecken und staunen ganz sprachlos. Als sie eine gläserne Treppe hinaufgestiegen waren, zeigte ihm die Führerin eine Thür und verschwand. Der Bursche gieng hinein, trat in eine Küche und wärmte sich am Feuer. Da der ganze Palast schimmerte, so wußte er nicht ob es Tag oder Nacht war. Plötzlich öffnete sich die Thür und es trat ein schwarz gekleidetes Männlein herein, der trug einen Hut mit sehr breiten Krämpen, rund herum mit silbernen Borten besetzt. Am Hute hieng eine silberne Quaste; die Hose reichte nur bis an die Kniee. Außerdem hatte er ein kurzes Wams an, rothe Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Der Mann sah dem Jägerburschen in's Gesicht und entfernte sich dann mit sonderbaren Mienen ohne ein Wort zu sprechen. Dem Burschen wurde immer unheimlicher zu Muthe; er wollte sich entfernen, fand aber keinen Ausweg. Plötzlich brach ein furchtbares Getöse aus, welches das Schloß in seinen Grundfesten erschütterte. Auf einmal stund seine Begleiterin vor ihm und begehrte seine Weidtasche, mit der sie sich entfernte. Nun suchte er in seiner Todesangst überall Ausgänge. Da verschwand plötzlich das Schloß und er befand sich ganz allein auf der Jägerwiese, wo die Weidtasche am Boden lag. Er hob sie rasch auf und eilte nach Hause. Dort wunderte man sich, daß er ein volles Jahr ausgeblieben sei. Der Herr hatte bereits einen andern Jägerburschen angenommen; dieser gab darum seine Weidtasche

zurück und als der Herr sie öffnete, war sie mit Goldstücken ganz angefüllt. Der Bursche erzählte nun alles was ihm begegnet war. Als er aber den Herrn auf den Platz führte, wo er die schwarze Frau gesehen, wollte der Jäger auf den Burschen losdrücken, die Kugel kehrte sich aber um und traf den Jäger. An der Stelle soll damals ein Kreuz auf der Jägerwiese errichtet worden sein.

11. Diese Sage wird von andern etwas abweichend erzählt.

Als einst ein frommer Jägerbursche im Walde jagte, bemerkte er auf der Jägerwiese einen langen Zug Wallfahrter. Er schloß sich ihnen an und sie gelangten zu einer geheimen Thür, in welche alle eintraten. In der unterirdischen Gegend befand sich ein prächtiges Schloß; alle andächtigen zerstreuten sich in ihre Wohnungen neben demselben. Der Bursche aber folgte einer lieblichen Frau in das Schloß. Nach einigen Tagen sah er die stillen Bewohner sich wieder zu einer Wallfahrt sammeln. Um wieder auf die Oberwelt zu kommen, nahm er Abschied von seiner Beschützerin. Vorher aber füllte sie seine Weidtasche mit Kohlen. Oben verschwanden die Wallfahrter vor seinen Augen. Während er unter einem Baume ruhend seine schwere Tasche untersuchte, in der er Gold fand, weckte ihn der Förster mit einem derben Schlage aus seinen Betrachtungen. Warum hast du dich, fragte sein Herr, seit drei Jahren aus meinem Dienste begeben? Der Bursche, welcher höchstens eine Woche fort gewesen zu sein glaubte, erzählte das vorgefallene und bot dem Herrn die Hälfte der Goldstücke an. Damit nicht zufrieden erschoß er den armen Burschen. Als er aber zu Hause nichts als Kohlen fand, erschoß er sich selbst. Der Baum, unter welchem dieß geschah, starb ab, und die Leute sollen aus dem Holze dieselbe Jägersäule errichtet haben, welche noch auf der Jägerwiese steht.

12. Dieser Jägersäule schließt sich noch eine dritte Überlieferung an.

Der Kohlenbrenner, „welcher durch die Agnes so reich geworden war," ließ nördlich von der Jägerwiese bei dem „Geisterbrindl" eine Kapelle — nach andern eine Kirche — bauen, die aber, als die Gegend verzaubert wurde, ebenfalls in die Erde sank. Viele Jahre nachher jagte dort Karls Jäger und schoß einen Hasen an. Als er

den Hasen in die Weidtasche gesteckt hatte, stund auf einmal die verschwundene Kirche mit weit geöffneten Thoren vor ihm. Neugierig trat er hinein und die Thore schlossen sich wieder. Bald darauf sah er die schöne Agnes mit Karl und vielen reich gekleideten Dienern eintreten und dem Gottesdienste beiwohnen. Als derselbe beendet war, gieng der Jäger hinaus, und da er höchstens eine Stunde in der Kirche zugebracht zu haben glaubte, eilte er nach Haus. Hier wollte man nichts mehr von ihm wissen, weil er ein ganzes Jahr — nach andern 9 Jahre — abwesend gewesen sei. Er erzählte, daß er kaum eine Stunde lang in der Kirche zugebracht habe, und zog seinen Hasen hervor, der noch warm war. Der Jäger betrachtete denselben genauer und fand ihn schwer, mit Gold gefüllt. Er schenkte dem Burschen keinen Glauben; darum führte ihn dieser an jene Stelle. Der Jäger sah aber keine Kirche mehr und indem er eine Kugel auf den Burschen zielte, sank der Jäger tot zu Boden.

13. Meine Großmutter — so erzählte mir dieselbe Frau weiter — gieng einst mit meiner Mutter auf die Jägerwiese, und sie legten sich, weil sie in großer Noth waren, unter diese Jägersäule. Im stillen hoffte die Großmutter, es werde ihnen die Agnes erscheinen und ihnen helfen. Die Mutter schlief bald ein, während die Großmutter weinend die zwölfte Stunde erwartete. Da sah sie plötzlich auf der Anhöhe der Jägerwiese aus dem dunkeln Walde einen ungeheuern Reiter herauskommen, dessen riesiges Pferd ein Schimmel war, welcher wie die Sonne leuchtete und den dunklen Wald ringsum mit mächtigem Lichte erfüllte. [1]. Lautlos sprengte er in drei Absätzen die Anhöhe der Jägerwiese herab. Als der riesige Reiter die Frau erblickte, fragte er, was sie hier zu suchen habe. Holz, antwortete erschrocken die Großmutter. So nehmet dieses da mit nach Hause, es ist viel besser als anderes. Die Großmutter folgte dem Befehle, nahm aber wenig davon, weil das Holz verfault schien und leuchtete. Während sie sich bückte, war der „riesige Schimmelreiter" verschwunden. Meine Großmutter nahm nun meine Mutter, die damals noch ein Kind war, schnell auf den Arm und kam schweißtriefend

[1]) Wuotan als Lichtgott, Sonnengott.

zu Hause an. Des andern Tages wollte sie das Stückchen Holz aus der Tasche nehmen, und siehe da, es war schweres Gold. Sie lief eiligst zurück, fand aber nichts mehr.

14. Vor langen Jahren lebte ein Mann, der viel Nahrungssorgen hatte. Darum begab er sich Nachts häufig auf die Jagd in die Wälder bei Sivering.

Einst war ihm das Glück nicht günstig; als er deshalb den Heimweg antreten wollte, ward er auf der Jägerwiese plötzlich von einem großen Lichtschimmer geblendet, welcher mitten aus dem Walde, der die Jägerwiese umgibt, hervorleuchtete. Betroffen blieb er stehen und dachte über die Ursache des Lichtes nach, welches allmählich den ganzen Wald erhellte. Da sah er auf einmal ein weißes glänzendes Pferd vor sich stehen, auf welchem ein Riese saß. Vor Schrecken konnte er sich nicht von der Stelle bewegen. Der Schimmelreiter fragte den Mann, was er hier suche, und der Wilddieb gestand ihm, daß der Hunger ihn zwinge Nachts hier zu jagen; dießmal habe er nichts geschossen. Kaum hatte er das gesprochen, als 12 herrliche Hasen über die Wiese liefen. Der Schimmelreiter befahl ihm auf die Hasen zu schießen. Der arme Mann weigerte sich, bis ihm der Reiter sein eigenes Gewehr überreichte, während die Hasen auf einer Stelle blieben, obgleich sie immer liefen. Das schwere Gewehr fiel dem zitternden aus der Hand, um aber den Befehl des Schimmelreiters zu vollziehen, legte er sich auf dasselbe und drückte es mühsam los. Es entstand ein furchtbarer Knall und alle 12 Hasen lagen tot am Boden. Und als sich der Mann von seiner Betäubung erholt hatte, war der Reiter samt seinem Pferde verschwunden; nur die 12 Hasen lagen noch da. Mit dieser Beute beladen gieng er nach Hause. Als er am andern Morgen die Hasen untersuchte, fand er sie alle mit Gold angefüllt. Dieß machte ihm zum reichsten Manne weit und breit.

15. Einst wandelten zwei lebensfrohe Studenten zum Brünnlein hinauf und ein dritter schritt nachdenkend hinter ihnen her. Da begegnete ihnen ein Bursche der einen Krug mit Wasser auf den Schultern hatte und sagte zu den beiden ersten: Ihr geht gewis zum Brünnlein um Nummern zu sehen? Was geht's dich an, polterten

die Studenten und zogen weiter. Dasselbe fragte der Bursche den dritten, der in einiger Entfernung traurig folgte. Ich möchte wohl, sagte er, wenn das Glück mir günstig wäre. Darauf setzte der Bursche seinen Krug ab, ließ den Studenten hineinsehen, und sagte: Setze die Nummern, die du hier siehst. Der Student that es und gewann eine große Summe. Jener Bursche war niemand anders als Karl, der das Glück derer gründet, denen er gewogen ist.

16. Nachdem das Schloß des „Burgherrn" Karl und seiner „Gemahlin" Agnes versunken war, schickten Holzhauer um die Mittagszeit einen Buben mit einem Kruge zu dem Brünnlein. Da sah er einst eine Frau in weißem Gewande, die wusch ihr langes schwarzes Haar im Brünnlein. [1]) Der Bube füllte dennoch seinen Krug und trank. Da fragte die Agnes, ob es ihn nicht ekle. O nein, sagte er, und gieng seines Weges. Als die Holzhauer tranken, war es guter Wein. Verwundert fragten sie, wo er den Wein her habe. Der Bub betheuerte, er habe Wasser geholt, und erzählte seine Begegnung mit der weißen Frau. Sie schickten nun den Buben abermals und er brachte wieder Wein, das drittemal aber Wasser. Nach dieser Begebenheit trug das Volk Wasser als Heilmittel für Augenkranke nach Hause.

17. Es giengen einmal mehrere Personen miteinander hinaus zum „Brindl," um Nummern zu sehen. Bei dieser Gesellschaft waren zwei junge Eheleute, welche ihr Kind, ein Mädchen von drei Jahren, bei sich hatten. Sie waren alle auf der Jägerwiese gelagert und fröhlich und guter Dinge. Auf einmal vermisste man das Kind. Man rief und suchte, aber alles war vergebens.

Untröstlich über den Verlust des Kindes durchsuchten die Ältern drei Tage hindurch die ganze Waldung, und als sie am dritten Tage wieder auf die Jägerwiese kamen, lag das Kind ruhig im Grase und spielte. Auf Befragen der Ältern berichtete das Kind, es sei in einem wunderbar schönen Schlosse gewesen, wo es viele Reiter und Pferde

---

[1]) Vgl. Grimm Myth. 918.

und eine sehr schöne Frau gesehen. Die Frau sei sehr freundlich gewesen, habe es mit lauter Backwerk gespeist und mit Meth getränkt, und habe überdieß die Säckchen des Kleidchens mit Zuckerwerk angefüllt. Man durchsuchte die Säckchen, und siehe — statt des Backwerks fand sich eine große Menge Goldes.

Die schöne Frau, sagen die Leute, sei Agnes, die Geliebte Karls gewesen, und die vielen Reiter die Bewohner des versunkenen Schlosses.

18. Die wohlthätige Fee bezieht Nachts ihr Kristallschloß unter der Erde; bei dem Brünnlein ist der Eingang zu demselben. Bei Tage unternimmt sie ihre Ausflüge und thut allerlei gutes. Ein Trottel von Sivering, der zu den schwersten Arbeiten angehalten war, wurde von ihr gelabt und unterstützt. Milchmädchen ist sie oft begegnet und hat sie beschenkt. Besonders häufig sind die Erzählungen, daß Agnes verarmten Leuten Kräuter oder eine Schürze voll Kohlen, die dann Goldstücke wurden, gegeben, oder daß sie ihnen Nummern im Brünnlein gezeigt hat, mit denen dann die Leute „einen Terno" gemacht haben. Darum ziehen jetzt in der Agnesnacht ganze Scharen zum Jungfernbrünnlein, wo auch Agnesbilder ausgetheilt werden, die nach Aussage der alten Lotterieweiber „von den glücklichen geopfert worden sind."

19. Die herumwandelnde Agnes ist in verschiedenen farbigen Kleidern gesehen worden, meist aber in weißer Kleidung. Oft wird sie auf einem Blätterwagen von Tauben gezogen, fährt bei hellem Sonnenschein durch die Lüfte und grüßt die wandernden.

Am häufigsten erscheint Agnes den bittenden, indem sie ihnen auf die Schulter klopft und Kohlen austheilt. Sie sagt immer ihren Namen und fügt hinzu, man möge ihrer gedenken.

Einer Frau, die mit ihrer Tochter Waldmeister suchte, begegnete sie in schwarzem Gewande, sie hatte schwarze herabhängende Haare und einen schwarzen Schleier. Sie winkte der Tochter, führte sie in eine mit blauen und weißen Sternen ausgemalte Hütte und hieß sie in die dort stehenden Fässer langen. Das Mädchen brachte aber nichts heraus, darum sagte die Agnes: Meine Tochter, du bist noch nicht ganz

rein von Sünden. Das Mädchen gieng nach Hause, beichtete und erschien am folgenden Sonntage am bezeichneten Platze, aber die Agnes war nicht zu sehen.

20. Ein Bauer wollte sich aus Lebensüberdruß auf der Jägerwiese erhängen. Da erschien ihm Agnes und fragte, was er vorhabe. Und als er ihr seine Armut klagte, nahm sie ihn mit sich zu einer Fallthür. Durch diese kamen sie zu einem unterirdischen Schlosse, wo ihm die Agnes einen Sack voll Kohlen gab. Er blieb einige Zeit bei ihr und als er Abschied nahm, gab sie ihm ihr Bild mit den Worten: Beware dieß auf, und wenn du je wieder auf solche Gedanken kommen solltest, so betrachte es und erinnere dich meiner. Am andern Morgen wollte er zu Hause die Kohlen verkaufen, fand aber blankes Gold. Damit baute er sich in Sivering ein stattliches Haus, und das Bild der Agnes ließ er im Hofraume über den Eingang hängen. Spätere Besitzer, denen das Geläuf der neugierigen unangenehm war, brachten das Bild auf den Dachboden. In der Nacht kehrte es aber immer wieder auf den alten Platz zurück.

21. Nach anderen Berichten hat ein Bauer aus Dankbarkeit gegen die Agnes in Sivering ein Bild derselben anfertigen lassen und es in seinem Hause aufgestellt. [1])

An diesem Bilde wollen die Leute auch Glücksnummern sehen. Einmal fragte ich eine Frau, die das Bild lange betrachtete und von Zeit zu Zeit Ziffern in ein Büchlein schrieb: Sehen Sie denn etwas? Darauf antwortete sie: Na, i sich grad nix, oba i moan halt i sichs.

Einst hat die Agnes, als junges Mädchen, einem Bauern gesagt, er solle das erste aufnehmen, was ihm auf dem Wege vorkomme. Er fand ein „Bein" (einen Knochen) und steckte es zu sich. Zu Hause fielen Dukaten heraus. Das ist die Veranlassung, warum an jenem Bilde die Agnes ein Bein in der Hand hat.

Als die Dukaten bald zu Ende giengen, setzte sich jener Bauer auf einen Baumstumpf im Walde. Da erschienen ihm drei schwarze

[1]) Was dieses Bild betrifft, so ist im Volksglauben die heilige Agnes mit der mythischen Agnes offenbar verwechselt.

Mädchen, von denen das mittlere am kleinsten und etwa 15 Jahre alt schien. Diese jüngere bat ihn um einen Kreuzer, allein er wies sie ab, und brach eine Ruthe. Auch um diese bat das Mädchen dreimal vergebens. Als das Mädchen verschwand, sah er sein Unrecht ein.

3.

An den Mythenkreis des Brünnleins lehnt sich nur ein legendischer Zug. Manche wollen nämlich auf dem „Wunderbaume" beim Brünnlein ein Marienbild mit dem Jesuskinde gesehen haben. Weil aber die Menschen so zahlreich hinströmten und manchen Unfug trieben, habe die Polizei den Baum umhauen lassen, aber das Jungfernbrünnlein blieb dennoch das Ziel der Wanderung. In katholischen Ländern treffen wir eine Menge Volksüberlieferungen, die sich auf die Erscheinung eines Marienbildes an einem Baume beziehen, wie wir denn häufig solche Bilder an Bäumen befestigt finden. Ein Brunnen steht immer damit in Verbindung; wir erinnern nur an die Legenden, die über das an Maria Geburt von vielen tausenden besuchte Maria-Brunn (bei Wien) im Umlaufe sind, an die Entstehung vieler Wallfahrtsorte ꝛc.

Ein Jungfernbrünnlein ist auch im Kanton Zug, bei der Langrüti (Gemeinde Hünenberg). Siehe ferner Panzer bair. Sagen 1. 105, 159.

Das erscheinen der Bilder an Bäumen ist uralt. Wir verweisen über diesen Gegenstand auf das Werk K. Böttichers „Baumcultus der Hellenen." Seite 140 fg. sagt er: „Bei den Hellenen wurden gewisse Götterbilder unmittelbar im Baume aufgestellt; nach der Weihe des Bildes unter oder an dem Baume war der nächste Schritt die Gründung einer aedicula, eines Tempelchens, in welchem man das Bild aufstellte."

Wir bemerken ferner, daß an den berühmten Cultusstätten der Hellenen (Delphi ꝛc.) donaria, Weihgeschenke, niedergelegt wurden (Bötticher S. 156)

In welch hohem Ansehn Wälder und Bäume bei den Deutschen stunden, berichtet schon Tacitus: „lucos ac nemora consecrant." Vgl. Grimm Myth. Kap. IV. und XXI.

Wie der Aberglaube und die alten Bräuche des Volkes sich hauptsächlich noch an die alten heidnischen Kultzeiten schließen, z. B. die Weihnächte (Rauhnächte), so haften die Mythen auch am längsten an den Orten, die vermuthlich besondere Sitze des heidnischen Kultes waren. Die geografische Verbreitung der Mythen, Sagen und Bräuche ist so wenig gleichmäßig als die der Bevölkerung. Gewisse Orte sind für Volksüberlieferungen auffallend ergiebig, ein solcher ist Sivering und dessen waldige Umgebung. Da es nun bekannt ist, daß die christliche Kirche die heidnischen Festzeiten nicht plötzlich änderte und selbst die alten Kultusstätten besonders im Auge behielt, so darf man mit Rücksicht darauf, daß gerade die Siveringer Gegend von einem Christenboten, dem heil. Severinus, gewählt wurde, wohl die Vermuthung äußern, daß der Hermannskogel und seine Umgebung eine vielbesuchte heidnische Kultusstätte gewesen sei. Die vielen heidnischen Züge in der noch lebendigen Sage, der sehr zahlreiche Besuch des „Jungfernbrindls," ferner die Fülle von Mythen, die dort noch umgehen, und selbst die Geschichte deuten darauf hin.

Zur geschichtlichen Kunde dieser Gegend bemerken wir folgendes:

Nach Paul Diakonus (Langob. 1, 19) war „in Norikum das Kloster des heil. Severin, der bis ans Ende seines Lebens in dieser Gegend wohnte." Um den Rugierkönig Feletheus, der auf Severins Ermahnungen nicht achtete, zu züchtigen, zog Odoaker von Italien aus nach Rugiland und von da wieder zurück (um 487).

Nach Aventinus (des beyerischen Geschichtschreibers Chronica, Frankf. 1566, Bl. 288) stund Severin weit und breit in großen Ehren („vorauß so er künfftig Ding wußt"); er war in diese noch römischen Lande mit seinem Bruder Victorinus gekommen. „Zu Passauw ist noch ein Pfarrkirchen, heißt zu S. Severin, so ligt ein halbe meil von Wien ein Dorff, sol auch von im Severinus heißen. An diesen beiden orten hat er gehaußt eine zeytlang."

In dieser schönen Waldgegend Siverings lehrte und warnte er die „ungläubigen Teutschen" und verkehrte mit Fürsten und Königen, die seinen Rath suchten.

Ferner erzählt Aventinus (Bl. 291):

„Darnach zog Severinus gen Wien, thet sich ausserhalb der

Statt nider, dienet allda Gott, da kam zu im der Rügen Fürst Odagker, erbott grosse Ehr Severino, ist noch ein Dorff bey Wien, heißt von diesem Fürsten Odagkin, der gemeine Mann Nadagkrin. Severinus sagt dem Odagker, er würd noch gewaltiger Herr über Rom und alles Welschland werden."

Demnach wären die Namen Sivering und Odakring [1]) auf jene berühmten Personen zurückzuführen.

Die ältesten Ansiedelungen sind offenbar an der rechten Seite der Donau nach dem Wiener Wald hin, und hier erhebt sich der Hermannskogel mit seinen waldigen Abhängen.

Ob Hermanskogel dem Namen nach auf eine Gottheit (Hirmin, s. Pfeiffers Germania III. 1, 126; Grimm Myth. 328 [2]) zu beziehen ist, müßen wir noch dahin gestellt sein lassen'; den Mythen nach gewinnt es einige Wahrscheinlichkeit, denn daß die Hauptperson in denselben, Karl, niemand anders als Wuotan ist, geht aus den mitgetheilten Zügen klar hervor. Der Hermannskogel war der heilige Wald, der verehrte Baum über dem Brünnlein wahrscheinlich seine Grenze (vgl. Grimm Myth. 60 ff.) und die Jägerwiese eine Opferstätte.

Jener heilige Baum muß eine Art Irminsul (Grimm Myth. 105 ff.) gewesen sein, nur so erklärt sich die zähe Anhänglichkeit des Volkes an jene Stelle, wo Wuotan (wie Hermes und Merkur als dator bonorum, Grimm Myth. 137) als Glücksgott verehrt ward. Als Gott des Wunsches (Grimm Myth. 126; Wolf Beitr. 1, 2) ist Wuotan vorzugsweise ein begabender, und dieß ist wohl der mythische Ursprung des heutigen Glücksuchens am Brunnen und in der Umgebung.

---

[1]) Die gewöhnliche Schreibung Ottakring stimmt auch nicht zur volkstümlichen Aussprache. Die Endung — ing ist bei österreichischen Ortsnamen allgemein.

[2]) Möglich, daß man vor Zeiten Hirman gesprochen, wie noch in Baiern (Panzer 2, 39); auf dem Hügel Hirmon wurde ein Fräulein gesehen, welches einen Schatz hat (Panzer 1, 28); der heilige Hirmann (Panzer 1, 88). Vergl. die Erörterung über Hirman in Frommanns deut. Mundarten V. 3, 351 fg.

Die zweite Hauptperson Agnes hat mit der historischen Person nichts gemein; möglich wäre es aber, daß der Name einen Einfluß geübt auf die Benennung jener mythischen Person, so daß das Jungfernbrünnlein später auch Agnesbrünnlein genannt wurde. „Ein Jungfernbrünnlein, wo zuweilen eine geisterhafte Jungfrau erscheint," ist auch in Baiern (Panzer 1, 105).

Unsere huldreiche, helfende Agnes ist die Gemahlin Karls, Wuotans. Der Name Holda ist in Österreich selten (S. 23 Holke), häufiger ist Bercht, am häufigsten weiße Frau, und als solche erscheint sie hier.

Und so lebt denn das vornehmste deutsche Götterpaar, dem Volksbewustsein längst entrückt, noch unter der Hülle heimischer Namen fort, und zwar vor den Thoren einer europäischen Großstadt.

II. Mythen über Wuotan.

1.

In Nieder-Österreich findet man noch die Namen Wotn, Wut, Wudil, Wuterwald.

Im folgenden (aus Nied. Österreich im B. O. M. B.) erscheint Wuotan als Zukunftkündiger:

In den Rauchnächten (Weihenächten und folg.) werden alle Räumlichkeiten unter Gebeten und Sprüchen beräuchert und mit Weihwasser besprengt. Um Mitternacht geht man dann hinaus auf einen Kreuzweg, um in die Zukunft zu schauen. Ein weißes Roß sieht man voraus traben, aber man darf demselben nicht folgen und auch nicht zurückblicken, sondern gerade vor sich hinschauend muß man aus dem, was man sieht, die Zukunft zu ergründen suchen. Sieht man das weiße Pferd nicht, so erfährt man nichts zukünftiges; man muß daher so lange hingehen, bis man das Pferd an der Spitze des Zuges erblickt, der die Zukunft offenbart. Oft hört man in diesen Nächten Hörnerruf, Hundegebell und Hollageschrei, das nennt man die wilde Jagd. Der Bergmann oder Wotn und Frau Holke jagen um diese Zeit in den Lüften und niemand darf sie stören. Bei Tage sieht man dann Blutspuren, die von den erlegten und verwundeten Thieren herrühren sollen.

2.

In Trumau (unweit Baden in N. Ö.) nennt man einen tölpelhaften Menschen, insbesondere wenn er einen Hut trägt, den er tief über die Stirne gedrückt hat, einen Wudil, und man neckt ihn mit dem Zurufe: Wut, Wut!

3.

Wenn man von Gois (am Neusiedlersee) aus durch die Weingärten in den sogenannten Wuterwald kommt, so sieht man rechts vom Fußwege einen Felsblock, den sogenannten Hufstein, in der tiefen Schlucht des Wildbaches stehen. Auf der Spitze desselben ist ein hufeisenförmiger Eindruck, von dem man sich folgendes erzählt.

Als einst der wilde Jäger mit seinem Pferde jagte, kam ein furchtbares Gewitter, und der wilde Jäger gab seinem Pferde die Sporen. Als er aber über den Wildbach nicht setzen konnte, wälzte er den Felsblock in das Wasser, setzte mit einem Sprunge auf den Fels, und Jäger und Roß wurden von den Wellen verschlungen. Das hatte der Wassermann bewirkt, und froh darüber, daß er Rache genommen an dem Reiter, sandte er einen Blumenstrauß aus der Tiefe, welcher aber von den Wellen auf den Fels geschleudert wurde, wo er noch heute versteinert gesehen wird. Nur den vierten Huf des Rosses hat der Wassermann nicht finden können, darum sucht er ihn noch bis zum heutigen Tage. [1])

4.

Zu Zirknitz in Krain lebte ein verarmter Mann, der gieng eines Abends spät über den Slivenza, da begegnete ihm ein kleiner, bucklichter, einäugiger Greis, der redete ihn an, und der Bauer klagte ihm seine Noth. Komm mit mir, sagte der Greis, ich will dir einen Schatz zeigen. Sie giengen über Berg und Thal, bis der Alte bei einer Hollunderstaude halt machte. Siehst du was? sprach er.

---

[1]) Wie hier ein Huf mangelt, so fehlt Wuotans Rosse oft auch ein Bein. Vergl. Wolfs Beitr. 1, 21.

Nein, sagte der Bauer. Da zündete er eine Fackel an, nahm aus der Felsenritze zwei Schlüssel hervor und sperrte eine eiserne Thür knarrend auf. Sie giengen hinein in einen Sal, in welchem zwei Kohlenhaufen lagen, dann in einen zweiten Sal, wo er gleichfalls zwei Kohlenhaufen sah, und an dessen Ausgang einen großen schwarzen Hund. Hier sagte der Alte, kannst du täglich zwei Hand voll solcher Kohlen nehmen; doch darfst du niemandem davon sagen. Das that der Bauer, und er fand statt Kohlen immer Gold.

5.

In Amstetten (Nieder-Österreich V. O. W. W.) lebte eine arme Bauernfamilie. Vergebens suchten einst die ältern Knaben Beschäftigung bei einem Kohlenbrenner. Sie lagen gerade im Walde, als plötzlich ein großer Mann vor ihnen stand, der in einen weiten Mantel gehüllt war, und auf einem großen Schimmel saß. Sie klagten ihm ihre Noth, und er bestellte sie auf den folgenden Tag, er wolle ihnen dann Arbeit geben. Diese bestund darin, daß sie auf dem höchsten Punkte des Berges einen kleinen Hügel machen sollten. Das geschah, und am Abend eines jeden Tages fanden sie ihren Lohn auf einem Steine liegen. Nach acht Tagen waren sie fertig und als sie eines Morgens zum Fenster hinaussahen, erblickten sie den Gipfel des Berges in Wolken gehüllt. Und so oft ein Gewitter entstand, schien der ganze Berg in Feuer zu stehen. Manchmal sahen die Bewohner von Amstetten einen großen Mann auf einem weißen Rosse hinaufreiten, und das bedeutet dann immer Regen. Lange Jahre hindurch soll der Gipfel des Berges mit Wolken bedeckt geblieben sein, und niemand wagte es hinauf zu gehen, bis eines Tages die Wolken verschwunden waren. Noch immer sagt man, wenn Nebel auf dem Berge ist: „der Mann ist oben. [1])

6.

Im Dorfe St. Veit (unweit Straß in Steierm.) lebte ein Schneidermeister, der gern Wein trank. Als eines Abends die Magd

---

[1]) Wode als Regengott. Wolkenmantel s. Wolfs Beitr. 1, 3 ff.

ihm Wein holte, und an einem Freithofe vorbei muste, sah sie auf der Mauer einen Mann sitzen in einen Mantel gehüllt und einen spitzen Hut auf dem Kopfe. Das beherzte Mädchen glaubte, es wolle sich jemand einen Scherz erlauben, entriß ihm den Mantel und nahm ihn mit. Bald darauf erschien aber die Gestalt in Nebel gehüllt vor dem Fenster und forderte drohend den Mantel. Erst in der dritten Nacht brachte die Magd in Begleitung des Pfarrers den Mantel zurück. Zur Strafe ward die Magd vom Blitze erschlagen, und an der Stelle wächst kein Gras mehr.

7.

Auf einer gräflichen Herrschaft (Petersburg in Böhmen) lebte einst ein grausamer Kastner (Wirtschafter), der am Grunt (Wiese) verunglückte. Dort sieht man ihn nachts auf seinem Schimmel herumjagen, begleitet von heulenden Hunden.

8.

In der Gegend von Tabor und Cheynow (Böhmen) bedienen sich die Fuhrleute und hauptsächlich die Pferdehändler eines sonderbaren Mittels, um ihre Pferde recht feurig zu machen. Sie trachten nämlich die Kleidung eines erhängten Verbrechers zu erlangen. Sie vergraben dann unter der Stallthür den toten Körper des Verbrechers und streichen dreimal mit den Kleidern über den Rücken eines jeden Pferdes gegen die Richtung der Haare.

Man glaubt dort auch, die alten Katzen verwandeln sich in Hechsen, und darum scheuet man sich, sie zu quälen. Einst erschlug ein Bauer seinen alten Kater, worauf die junge Katze das Haus verließ und auf die Brücke lief. Als nun der Postillion kam, rief sie ihm halt zu. Er blieb stehen, und die Katze sprach: geh in jenes Wirtshaus und sage dem Kater, er möchte heute Nacht zur Leiche kommen, der Mirermauer (so nennt man die alten Kater) ist gestorben. Der Postillion wuste nicht, wie ihm geschah, er vollzog aber den Auftrag, und seitdem hat der Wirt seinen Kater nie mehr gesehen. Jenem Bauer aber erschien jedesmal, so oft er durch einen Wald gieng, der Geist des erschlagenen Katers in Gestalt eines großen

Mannes mit breitkrämpigem Hute und langem Stabe. Seit dem scheuet man sich die Katzen zu quälen. [1])

9.

Vor vielen, vielen Jahren lebte ein Bauer, der hatte drei Söhne. Der jüngste hieß Hans, und galt allgemein als ein dummer Kerl. Als sie eines Abends beim essen saßen, sprach der Vater: Meine lieben Söhne, ihr seid jetzt alt genug, um euch in der Welt selber fortzuhelfen. Geht in die Fremde und lernt etwas; derjenige von euch, welcher am meisten kann, bekommt das Haus.

Die beiden älteren Brüder giengen mit einander am andern Morgen fort.

Nun machte sich auch Hans auf den Weg. Als er eine Weile gegangen war, kam er in einen großen finstern Wald. Hier setzte er sich unter einen Baum, zog ein Stück Brot aus der Tasche, und fieng an zu essen. Da kam ein Jäger zu ihm, und sagte: Hans geh' mit mir, ich will dich etwas lehren. Was willst du mich denn lehren? antwortete Hans. Stangelputzen sprach der Jäger. Nun, ich gehe mit dir, sagte Hans, dem der Name des Handwerkes gefiel. Beide giengen nun tief in den Wald hinein. Nachdem sie die ganze Nacht gegangen waren, kamen sie zu einem großen Hause. Hansens Begleiter sperrte das Thor auf, und gieng mit ihm in's Haus. Sie öffneten eine eiserne Thüre, und traten in ein großes Zimmer. In der Mitte desselben stund ein großer Tisch, an dem ein dicker Mann saß, welcher ein gebratenes Kalb vor sich hatte. Was bringst du mir da? rief der dicke dem Jäger zu. Einen Burschen, den ich im Walde gefunden habe, antwortete dieser. Ich will das Stangelputzen lernen, sprach Hans. So, das Stangelputzen willst du lernen, sagte der dicke, nun, dann kannst

---

[1]) Vergl. Grimm Myth. 634. Über den Stab s. Wolf Beitr. 1, 12.

In Vigaun (Oberkrain) darf man eine Katze zwar schlagen, den Schlag aber muß man nach rückwärts führen. Geschieht das nicht, so türmt sich die Katze zu einer ungeheuern Höhe auf, und vertritt dem, der den Schlag nicht nach rückwärts geführt hat, den Weg.

du bei mir bleiben. Hans setzte sich darauf mit dem Jäger zu Tische, und nachdem sie gegessen hatten, legten sie sich schlafen. Des andern Tages sagte der dicke Mann zu Hans: Du willst ein Stangelputzer werden? ich will dir sagen was das heißt, stangelputzen. Stangelputzen ist nichts als stelen und rauben [1]). Willst du nun bei mir bleiben, so ist mir's recht; wenn es dir aber nicht gefällt, so kannst du wieder nach Hause gehen. Weil ich schon hier bin, so will ich auch bleiben, antwortete Hans. Er blieb also bei dem Manne, und wurde ein tüchtiger Stangelputzer. Nach einem Jahre nahm Hans von seinem Lehrer Abschied, um zu seinem Vater zurückzukehren. Als er nach Hause kam, hatten schon seine Brüder dasselbe in Besitz genommen. Wo kommst du her? fragten sie. Stangelputzen habe ich gelernt, antwortete dieser. Der Dorfrichter, welcher Hansens Worte gehört hatte, ließ diesen vor sich rufen. Weißt du denn nicht, sagte er, daß das Stangelputzen ein verbotenes Handwerk ist? Ich lasse dich hängen, wenn du nicht zwei sehr schwere Arbeiten verrichtest. Ich habe ein schneeweißes Pferd; das must du mir stelen. Schon gut, antwortete Hans. Der Richter ließ nun seinen Schimmel durch sechs Männer Tag und Nacht bewachen. Hans aber setzte einen großen, breitrandigen Hut auf, nahm einen langen Stab in die Hand, gieng um eilf Uhr nachts zur Stallthür und rief hinein: Ich bin der Sunnawendfeu'r-Mann mit'n breiten Hut; ich habe meinen Schimmel verloren; gebt mir den eurigen, ich gebe euch dafür einen Pfennig. Als das die Männer hörten, führten sie das Roß aus dem Stalle, und liefen davon. Hans aber bestieg das Pferd, und ritt fort. Des andern Tages brachte er den Schimmel zum Richter. Dieser sprach: Die erste Arbeit hast du gethan; aber nun must du den Pfarrer und den Schullehrer in einen Sack stecken, und mir bringen. Morgen früh will ich sie bringen, antwortete Hans. Der machte sich auf, gieng zum Bache, fieng eine Menge Krebse, und

[1]) Wenn einer ins Stockhaus kommt, so sagt man in Wien: „den hat man auch stangelputzn gschickt,“ vermuthlich weil die eingesperrten aus Langeweile mit den Händen an den Eisenstangen hinabrutschen.

klebte ihnen Wachskerzchen auf die Schwänze. Nachts zwölf Uhr gieng Hans auf den Kirchhof, zündete die Wachskerzen an, und ließ die Thiere frei. Dann legte er den Sack, in dem die Krebse gewesen waren, auf den Boden, und betrat die Kirche. Hans öffnete die Thüre des Chors, betrat denselben, und begann auf der Orgel sitzend zu geigen. Das hörte der Schullehrer, und lief in die Kirche, um nachzusehen, was es gebe. Hans gieng dann wieder auf den Kirchhof, nahm seinen Sack in die Hand, und rief:

I bin der heilig Petrus.
Heut ist der letzt' Tåg,
morg'n ist der jüngst' Tåg;
wer in Himmel kemma måg,
steig eini in mein' Såck!
Wånn nur da Herr Pfårrer kam,
und sei Geld åll's mitnahm,
und mit mir in Himmel gang.

Als das der Schullehrer hörte, gieng er zum Pfarrer und sprach: Herr Pfarrer, der heilige Petrus ist auf dem Kirchhofe, und ruft:

Wånn nur da Herr Pfårrer kam,
und sei Geld åll's mitnahm,
und mit mir in Himmel gang.

Nur geschwind, geschwind, sagte der geistliche Herr, gib mir meine Kappe, und ein „Bächsimperl“ [1] voll Zweigulden, sonst kommen wir am Ende zu spät.

I bitt gar schön, Herr Pfarrer, lassen's mi auch mitgehn, sagte der Schullehrer. Nun, du darfst mitgehn, aber vergiß nicht, eine Laterne mitzunehmen, denn es ist sehr finster. O mein lieber Herr, wir brauchen kein Licht; denn die Engel laufen um die Kirche herum, und verbreiten einen wunderbar hellen Schimmer, antwortete der Schullehrer.

[1] „Bächsimperl“ — ein Körbchen aus Stroh, in welchem der Brotlaib seine Form erhält. Das alte sinwel, simbel heißt (länglich) rund.

Beide giengen nun hinaus, und schlüpften in Hansens Sack, den dieser schnell zuband. Hans wollte jetzt den Sack davontragen; allein er war zu schwer. Er schleppte daher den Sack durch dick und dünn, und gelangte damit nach Hause.

Am andern Morgen trug er ihn zum Richter, und öffnete ihn. Ganz erstaunt krochen die zwei heraus, und giengen beschämt nach Hause. Das Geld aber behielt Hans. Der Richter nun befahl Hansen, das Stangelputzen aufzugeben, und schenkte ihm, weil er seine Sache so gut gemacht hatte, einen schönen Bauernhof. [1]

10.

Ungefähr drei Viertelstunden von dem böhmischen Dorfe Scheibradaun, unweit Neuhaus, ist ein großer Wald. In demselben hört man zur Zeit des Neumondes (an den sogenannten neuen Tagen) die wilde Jagd. Abgesondert von derselben sieht man am Rande des Waldes den „schwarzen Mann" mit breitkrämpigem Hute. Schritt vor Schritt fährt neben ihm ein anderer in einem Wagen, der höher ist als die Waldbäume. Der Wagen sowohl, als auch die beiden Pferde sind schwarz.

11.

In Straßnitz in Mähren lebte vor Zeiten ein Wirt, der folgendes gesehen hat.

Eines Abends kamen mehrere Diener des Grafen von Straßnitz in das Wirtshaus zum Nachtmahl. Sie blieben sehr lange dort, und da dem Wirte der Wein ausgegangen war, verlangten sie von ihm,

---

[1] Dieses Märchen erzählt man sich in Göpfritz in der Wild, unweit Horn in Nied. Österr. Züge finden wir auch im „Meisterdieb" (Grimm Märch. Nr. 192). Vergl. Zingerle S. 900. Kuhn 362. In wenigen der bisherigen Überlieferungen finden wir einen so deutlichen Wuotan. Über Suwend (Sunewend) berichtet Panzer 1, 39. 210 ff. Grimm Myth. 584. Schmeller 3, 261. Die Eigenschaft Odhins als Sonnengott gieng später auf Freyr über; Vergl. Simrock Mythol. 255.

er solle einen andern holen. Der Wirt ließ sich's nicht zweimal sagen, obwohl es schon spät in der Nacht war; er nahm den Krug und die Schlüssel, und gieng in den Keller, der im Hintergrunde des Haushofes sich befand. Er sperrte die Thür auf, aber kaum hatte er sie geöffnet, so sah er, daß in dem Keller Feuer war. Er stand einige Zeit wie betäubt da. Bald erblickte er in dem Feuer einen Mann mit einem breiten Hut auf dem Kopfe, und mit rothem ledernen Beinkleide angethan; seine ganze Tracht sah der hanakischen am ähnlichsten. Der Mann hatte zwei Fässer vor sich, und einen Goldhaufen auf einem Brette hinter sich stehen. Er kehrte sich um, nahm eine Handvoll des Goldes und warf es in das eine Faß, dann eine andere Handvoll und warf es in das andere Faß; so machte er es fort, bis er alles Gold in die Fässer gebracht hatte. Alsdann setzte er sich auf eines der Fässer nieder, und betrachtete den draußen stehenden. Der Wirt zitterte an allen Gliedern, und wuste nicht was das sei. Zurück wollte er ohne Wein nicht gehen, damit, wenn seine Gäste sich überzeugen wollten und das Feuer dann nicht mehr da wäre, er nicht der Furcht überwiesen werden könnte. Das hätte ihn um so mehr beschämt, da er ein ausgedienter Soldat war. Er blieb noch eine Zeit lang stehn, dann entschloß er sich in das Feuer hinein zu gehen. Er sah nochmal den sitzenden Mann an, dann machte er die Augen zu, und gieng über die Stiege zum Weinfasse. Als er hier angekommen war, öffnete er den Hahn, und als er glaubte, der Krug sei voll, sperrte er diesen ab und gieng wieder mit verschlossenen Augen über die Stiege hinauf. Als er oben angekommen war, betrachtete er seine Kleider, sie waren aber unversehrt. Er sah nochmal den Mann an, der noch immer an dem Fasse saß; endlich machte er die Thüre zu, und gieng in das Zimmer, wo die Gäste harrten. Beim Eintritte fragten ihn gleich die Diener des Grafen, wo er so lange gewesen. Er aber, ohne ihnen eine Antwort zu geben, trat an den Tisch, stellte den Krug auf denselben, und sprach zu ihnen: Wenn ihr mir jetzt für jedes Seitel Wein einen Dukaten gäbet, so würde ich keinen mehr holen. Sie betrachteten den Wirt, und erschracken über sein verändertes Aussehen. Sie fragten ihn dann um die Ursache. Und als er ihnen alles erzählt was er gesehen hatte,

so machten sich alle auf, und giengen zu dem Keller hin, nur der Wirt blieb zurück. Während sie die Thür öffneten, hörten sie eine Menge Münzen klingen, und als sie eintraten, war der Keller leer. Sie giengen mit dem Lichte, das sie aus der Stube genommen hatten, hinein, konnten aber weder Mann noch Fässer mit Geld finden. Sie meinten nun, daß dieses Geld verwunschen sei, und entfernten sich aus dem Keller. Den Wirt aber fanden sie beim zurückkommen tot am Boden liegen.

12.

Einst lebte in Pisek (in Böhmen) ein reicher Fürst, der sehr große Besitzungen hatte, aber immer mehr und mehr Reichtümer auf seinem Schlosse anhäufen wollte. Zu diesem Zwecke musten alle seine Unterthanen, welche gröstentheils Landleute waren, ihren Ackerbau vernachläßigen und in den Flüssen und Bergen das verborgene Gold aufsuchen. Da trat plötzlich ein großer Unsegen im Lande ein; vierzig Wochen war der Himmel wie verschlossen und es fiel kein Tropfen Regen zur Erde. Da zogen die Bauern scharenweise zu dem Fürsten, weil das wenige welches er anzubauen erlaubte gröstentheils durch die große Trockenheit zu Grunde gieng, so daß sie jetzt Mangel litten. Ein Enkel desselben, Namens Hoimir oder Horimir, der sich bei dem Volke beliebt machen wollte, von demselben aber immer gehasst war, nahm sich dieser Sache an und bat den Fürsten, er solle den Bergleuten wieder Freiheit geben und sie zu ihrer ehemaligen Beschäftigung zurückkehren lassen. Doch als das Volk erfuhr, daß der von ihm so sehr gehasste Enkel sich seiner angenommen hatte, so änderte es seine Gesinnung und stritt gegen Horimir. Es schleppte das Getraide aus den Scheuern auf freie Plätze und zündete es an, wobei sie riefen: Weil Horimir sich vor dem Hunger fürchtet, so soll er auch Hungers sterben. Deshalb flüchtete er, da er sich ohnedieß nicht sicher glaubte. Einige Tage irrte er im Walde umher, denn sein Schloß lag weit entfernt an der Moldau und er nährte sich von nichts als Wurzeln und Kräutern, die er mühsam zusammen suchte. Da erschien ihm eines

Tages ein Greis von hoher und königlicher Gestalt, seinen Leib in ein langes und weites Gewand gehüllt; sein Bart, der ihm bis zum Gürtel reichte, so wie das Haupthaar schien von gesponnenem Silber zu sein. An seiner Hand führte er ein weißes Pferd, dessen Augen gleich Blitzen leuchteten. Der Greis gab ihm das Pferd, und munterte ihn auf, das auszuführen, was er im Sinne habe, wobei ihm das Pferd gute Dienste leisten würde. Als der Greis geendet hatte, öffnete sich der Berg und er verschwand. Gleich darauf schwang sich der Fürstenenkel auf das Pferd und war sogleich bei den reichen Gold- und Silberbergwerken des Fürsten. Dort stampfte das Pferd auf die Erde, worauf plötzlich tausende von Berggeistern und Zwergen erschienen und mit großem Getöse die gähnenden Klüfte des Bergwerks verschütteten. Man konnte kaum mehr die Stelle erkennen, wo das Bergwerk gewesen, und selbst heut zu Tage findet man außer den tief in Stein eingeprägten Pferdetritten bei Eule, Pisek und Schittenhofen keine Spur von denselben. — Alsdann ritt er zu dem Fürsten selbst, ohne ihm aber etwas von dem geschehenen mitzutheilen. Aber schon am andern Tage brachte man dem Fürsten die Kunde von der Verschüttung seiner Bergwerke und daß es niemand anderer gethan habe, als der verhasste Enkel. Darob entbrannte der Fürst in wildem Zorn und verurtheilte den Enkel zum Tode. Auf seinem letztem Gange erhielt er die Erlaubnis sein Pferd noch einmal zu besteigen. Sogleich schwang es sich mit ihm hoch in die Luft über Mauern und Türme und trug ihn über die Moldau in sein Schloß, wo alle seine Freunde sich versammelt hatten, um sein Schicksal zu beklagen. Er führte darauf das Pferd in den Wald, wo es vor seinen Augen in einem Berge verschwand und nicht mehr gesehen ward. Einige Bauern aber behaupten, daß sie, wenn eine Landplage nahe ist, das weiße Pferd, welches sie gewöhnlich Schenik (Schemich) nennen, durch unwegsame Wälder und über Berge laufen gesehen haben. —

Der Fürst war über alles das sehr erstaunt, und er erkannte jetzt wohl, daß er seine Hand an einen hatte legen wollen, der in dem unmittelbaren Schutze des Himmels stund. Deshalb sandte er alsbald Boten auf das Schloß des Horimir und ließ ihm sagen

er solle nur getrost zu ihm kommen, es sei ihm alle Schuld vergeben. Der Enkel kam auch demüthig zum Fürsten und gestand ihm alles, und auf welche Weise solches geschehen sei. Darauf setzte der Fürst seiner Begierde nach Silber und Gold Schranken und hielt die Leute jetzt selbst an, ihren Boden tüchtig zu bearbeiten. [1])

13.

Ungefähr eine Stunde von Niederhollabrunn, in Nieder-Österreich, liegt der große Rohrwald, der in mehrere Theile zerfällt, die wieder verschiedene Namen führen. Der gröste Theil ist der Kaltenberg. In diesem Theile des Waldes liegt ein Stein, der die Gestalt eines Pferdefußes hat.

Zwei Bauern fuhren eines Tages in den Wald um Holz, und verirrten sich bei ihrer Rückfahrt in demselben. Sie kamen auf einen mit Gesträuchen verwachsenen unfahrbaren Weg, und marterten ihre Pferde schon über eine halbe Stunde, denn sie meinten den rechten Weg doch noch zu finden; aber statt vorwärts zu kommen, kamen sie immer mehr rückwärts.

Da begegnete ihnen ein Mann mit schwarzem Mantel und schwarzem runden Hute, welchen sie für den Teufel hielten. Sie sahen nämlich bei einer Bewegung mit dem Hute auf dessen Kopfe zwei Hörner hervorragen. Er sprach zu ihnen: Freunde ihr habt euch gewis verirrt? gebt mir ein Pferd, so will ich euch auf den rechten Weg bringen, denn ich bin schon sehr müde, und kann nicht mehr weiter gehen. Die Bauern boten ihm ein schwarzes Pferd, jedoch nur so weit, bis sie auf den rechten Weg kämen. Indes nun die Bauern mit dem ausspannen eines Pferdes beschäftigt waren, zog der Teufel eine Flasche Wein aus seinem Mantel hervor, und hieß sie trinken. Die Bauern, die den ganzen Tag Durst gelitten, ließen sich das nicht zweimal sagen, und leerten die

[1]) Diese Sage vom Wladiken H. wird abweichend erzählt z. B. von J. Müller, Wanderungen 5, 14.

Flasche. Nun bestieg der Teufel sein Pferd und ritt vor ihnen her; ungefähr nach einer viertel Stunde machte er halt und sagte: Jetzt fahret nur gerade fort, so werdet ihr euch nicht mehr verirren können. Darauf lenkte er sein Pferd um, und wollte wieder zurückreiten. Wie die Bauern dieses sahen, daß er mit dem Pferde davon reiten wollte, nahmen sie ihre Hacken, welche sie bei sich hatten um Holz zu hauen, und liefen ihm nach. Schon stund ein Bauer hinter ihm und hieb mit der Hacke auf ihn los. Aber statt den Teufel zu treffen, traf er das Pferd in den linken Hinterfuß, der sogleich auf der Erde liegen blieb und in Stein sich verwandelte. Man kann ihn noch heutiges Tags sehen.

Seit der Zeit ist das Pferd, auf welchem man den Teufel nachts reiten sieht, nur dreibeinig. [1])

Die Bauern kehrten zu ihrem Wagen zurück, und fuhren nach Hause. Sie erzählten alles was vorgefallen war ihren Angehörigen, aber sie starben noch dieselbe Nacht.

Man sagt, sie haben durch den Wein, den sie getrunken, dem Teufel ihre Seele verkauft.

14.

Im Sacherbacher Walde, unweit der Stadt Horn (Nied. Östr.) befindet sich eine Höhle, von welcher in dem nahe liegenden Dörfern Stallegg und Laingrub folgende Sage verbreitet ist.

Vor mehreren hundert Jahren, als die Einwohner in jener Gegend von dem heranrückenden Feinde schwer bedrängt wurden, flüchtete sich eine Mutter mit ihrem Kinde und einer Kuh, welche ihnen die nöthige Nahrung geben sollte, in den Sacherbacher Wald, in welchem sie eine Höhle fanden, wo sie sich einhausten. Anfangs lobten sie Gott, daß er sie so glücklich dem Feinde entkommen ließ, aber da sie längere Zeit in dem Walde leben musten, so fiengen sie an Gott zu lästern, und die Mutter des Kindes faßte den Entschluß, sich mit dem

[1]) Vergl. oben Nr. 3.

Teufel einzulassen. Gedacht, gethan! In der Christofsnacht um die zwölfte Stunde gieng sie an einen Kreuzweg, sprach dort das dazu erforderliche Gebet (Christofsgebet) dreimal, ohne dabei ein Wort auszulassen, und machte, als dasselbe zu Ende war, mit einem von Kreide bestrichenen Stabe den Hechsenfuß in der Luft. Alsbald ließ sich ein Getrapp von Pferden hören, sie sah sich um und bemerkte in ihrer Nähe einen Schimmel mit 3 Füßen, von welchem ein Mann abstieg und sich hinkend mit einem Sacke auf dem Buckel ihr näherte. So, sagte er, unterschreibe dich hier mit deinem eigenen Blute. Sie schnitt sich in den Finger, tunkte die Feder ein, legte das Papier auf den niedergestellten Sack und schrieb ihren Namen: „Neunteufel." Als der Teufel den Namen las, stieg er eiligst auf sein Pferd und jagte mit Windesschnelligkeit davon. In der Eile hat er aber den Sack zurückgelassen. Jene nahm erfreut den Sack und gieng in ihre Höhle; dort öffnete sie denselben und sah zu ihrem grösten Erstaunen lauter Goldstücke. Als es Morgen geworden war, schickte sie ihr Kind mit mehreren Goldstücken in das Dorf, um etwas zu kaufen. Nach einigen Stunden kam das Kind mit reichlicher Nahrung, und sie ließen sich's wohl schmecken. Als es Abend war, legten sie sich auf ihr aus Laub und Nadeln gemachtes Bett, wo sie bald einschliefen. In der Nacht hörten sie ein fürchterliches Gebrüll; der Teufel erschien ihnen, ergriff sie bei den Haaren, und flog mit ihnen in die Luft.

Die Höhle ward von nun an die Zehnteufelshöhle genannt. Noch jetzt sieht man in jener Höhle einen Stein, der Ähnlichkeit mit einer Kuh hat, welche dort versteinert wurde. Die Leute sagen, der Teufel sei über den Namen Neunteufel so erschrocken, daß er seinen Geldsack zurückgelassen habe.

Das Christofolusgebet wird im Aberglauben des Volkes in Österreich oft genannt. Es wird vor der Schatzgrabung gesprochen und beginnt nach einer Mittheilung aus Trübau (Mähren): „Heute Gold, Silber, Perlen, Edelsteine,

stehet stille! So wahr Christus der Herr gestorben ist; sein Kreuz überschatte dich und mich, bis ich dich in meinen Händen habe, ohne Gestank, ohne Verrückung und ohne Verwandlung!" Ohne umzusehen wird dann gegraben, und sobald der Schatz offen liegt, wirft man einen Rosenkranz darauf.

15.

Unweit des Dorfes Laurentzi in Steiermark steht am Eingange eines Waldes ein hohler etwa 3 Fuß hoher Stamm, welcher das Trumm einer Buche ist. Von ihm erzählt sich das dortige Landvolk folgendes:

Als jener Baum noch vollkräftig da stund, gieng niemand ohne einige Scheu vor ihm vorüber, [1]) denn es war allgemeiner Glaube, daß in diesem Baume jemand verzaubert sei. Der Verzauberte schütze diesen Baum und erwarte darin seine Erlösung. Wenn daher die Landleute spät abends von ihrer Arbeit vom Felde zurückkehrten, so fanden sie bei diesem Baume immer ein Hindernis, welches sie in ihrem Wege aufhielt. Gewöhnlich erschien ein Pferd von weißer selten schwarzer Farbe, welches bald den kommenden entgegensprengte, bald wieder hinter ihnen her rannte, doch ohne sie zu beschädigen. Dieses Pferd, so meinte das Volk, sei der Schutzgeist des Baumes gewesen. Einst, am späten Abend kam ein Bauer vom Feld, und war genöthigt an jenem Baume vorüberzugehen. In einiger Entfernung von demselben hörte er plötzlich aus jener Gegend her einen fürchterlichen Lärm, dessen Ursache er sich nicht erklären konnte. Bald klang derselbe wie weinen, bald wieder wie das wiehern eines Rosses und zugleich hörte man verworrenes Geräusch, welches dem knistern eines Feuers und dem fallen von Balken und Brettern ganz ähnlich klang. Aber bald überzeugte er sich, was es eigentlich war. Denn als er durch den Wald

[1]) Vergl. Grimm Myth. 66. 614.

kam, sah er zu seiner Bestürzung diese verhängnisvolle Buche lichterloh brennen, und eilte daher an Ort und Stelle um einen Waldbrand zu verhüten. Doch kaum war er am Fuße der Buche angelangt, als dieselbe mit fürchterlichem Getöse umfiel und den Weg ihm versperrte. Jetzt rollte ein schrecklicher unterirdischer Donner, die Erde erzitterte und bewustlos fiel der Bauer zu Boden. Als er nach einiger Zeit wieder zum Bewustsein kam, war der Brand vorüber, aber neben dem Baume lag etwas glänzendes, und als der Bauer es näher betrachtete, sah er lauter Goldstücke. Er raffte sie auf und ward auf diese Weise ein reicher Mann. Seit dieser Zeit hat auch jenes nächtliche Unwesen aufgehört, aber noch lebt es frisch in der Erinnerung des Volkes.

16.

In der Umgegend von Eisgrub (Mähren) hörte einer Pferdegetrapp hinter sich. Er sah sich um und erblickte einen Mann zu Pferde, dessen breiter Hut sein Gesicht verdeckte. Das Pferd hatte nur drei Füße. Nach einer Strecke Wegs flüchtete er sich in ein Gitterthor hinein, aber sein Begleiter folgte ihm. Und als der gespenstige Reiter ihn nicht verließ, schoß er nach ihm. Ein entsetzliches Getöse erfüllte die Luft, und es schien als ob ein großer Stein aus der Höhe in den nahen Teich gefallen wäre. Nach kurzer Zeit begegnete zweien Müllern dasselbe; die Wildjäger haben den schwarzen Reiter oft gesehen. [1])

17.

In Mödling (Nied. Österr.) erzählte ein Mann, welcher allgemein unter dem Namen Fischjogl (Jakob der Fischer) bekannt ist, folgendes:

---

[1]) Derselbe Reiter erscheint anderwärts als Todesbote.

I glaub nöt, daß's Geista gibt, âba daß am oft wâs untakimmt, über wâs am dö Grausbirn auffsteig'n, hâb i ân mir selba dafâhrn. In mein Leb'n san ma drei Stickl begegn't, dö ma no so lebendi vor da Seel' stengan, âls wânns jtzt gschechat.

I kânn valleicht so a siebazehn Jâhr âlt gwesen sein, und woar eng g'wâchs'n wiar a Bam, und g'fürcht hätt' i mi nöt vorn Teufel und seina Großmuada, wânns kumma war'n. I bin g'râd freigsprocha worn (müaßts wissen i bin a g'lernta Zimmamân) und wâr drenta da Dahndorfa Hoad in da Lehr; und weil i a Geld auf Pfingsten zan Aufdinga (Geselle werden) braucht hâb, bin i za meina Muada gânga, dö eppar a fünf Stund oba da Hoad (Heide) in Wimpassing g'lebt hât. I bin um a siebani auf d'Nâcht fortgânga, weil ma dâ erst Fei'râb'nd g'mâcht hâb'n. Es wâr dö Nâcht, zwisch'n an letzten Aprül und ersten Mai. Mir hâb'n g'râd Vollmon g'hâbt, und weil i den Wech schon vil hundad mâl gânga bin, hab i mi nöt fürchten derfa, daß i mi vageh'n tat. Wia ri so schon in da Mitt'n von da Hoad bin, und i schon meini Füaß g'spürt hâb, will i ma so a Rössal dâ-nafânga, (wia dort sogar bei da Nacht viel hundad grâsen tan) wâs i a schon öfta probird hâb, wo ri mi nâcha auf's Roß g'setzt hâb, und außi g'ritten bin. Vorn Doarf hâb i erm an Renna geb'n, daß a wida wir da Sturmwind z'ruckgflog'n is. Âba g'râd heunt is ma koans untakema. Dâ hâb i schon an Grand kriagt, und bin von Wech weita in d'Hoad einigânga und hâb dabei mei Leibliadl g'sunga: „Auf da Dahndorfa Hoad hât's an Schneidâ vawaht, jâ es gschiacht erm schon recht, wârum naht a so schlecht." Auf oanmâl siach i an Schimmel, der umag'sprengt is, âls wânn a winni wa. I âba hâb mei Kurasch z'sâmmaklaubt, und hâb erm a Stickl Schmolln hing'hâlten, und hâb âllawal g'schrian: Sö! Schimmel! Sö! Glaubt's, dös verdrackte Vich is ma zuagânga, jâ an Schmârn, der is âllamal rundumadum umi umag'schob'n, daß i schon gânz damisch wurn bin,

auf oamål håt a g'juchazt, und is ågräult. Wås wår jtzt z'thuarn! Kan Roß wår weit und broat nöt z'segn; nix ånders, åls d'Haxen in d'Händ z'nehma, und schaun wiar i selba weita kim. Jå, åba jtzt wår guada Råt teua, denn i hob mi nimma z'erinern g'wüßt, in welcha Geg'nd der Wech lieg'n kunt; denn dös sakrische Rössel håt mi ållawal in Kras uma g'führt. Da bin i hålt a so a 5 a 6 Stund auf's g'råte wohl fort ghatscht, üba Wies'na, Acka, Felda und Tümpf, dö i mei lebta no nöt geseg'n håb, obwohl ma fåst auf dera Hoad jeda Stoan bekånnt wår. Jtzt wårs ma åba schon z'dumm, denn mir is schon gånz entrisch wor'n, weil i schon nimma g'wüßt håb', wiar i d'rån bin. Dabei wår i schon so hin, daß i nimma weida kinna hått'. Auf oamål håb' i unta meini Füaß a schön's lång's Gräs g'schpirt, und z'gleich is da Mon'schein åbi gånga. Jn da Finsta war i auf d'letzt går no in an Grab'n g'fåll'n, i hau mi ålso, bums di Natzl, in's Gräs eini, und in 5 Minuten håb i g'schnårcht wia r a Råtz'. Wiar i munta wiar, schau i auf, åba wås is denn dås, d'Sunn steht jå schon mitt'n aum Himmel, und wo lieg i denn, wås glaubts wo, schnurgråd untan Gålling nebn an Schinderhaus von Dahndorf, von wo i gestern um sibeni auf d'Nåcht fortgånga bin. Jn den Augenblick denk i drån, daß ma heunt in 1. Mai håb'n, und jtzt håb i ma selba a Dern åbag'haut, und håb zu mir g'sågt: åba Jågl, is da denn dös nöt frü'er eing'fålln, daß in da vawichana Nåcht d'Hechs'n auf da Hoad z'såmmkemman, und daß da Schimmel gånz g'wiß a Hechs' g'wes'n is, und dös glaub i bis am heundigen Tåg.

18.

Die Sage von der wilden Jagd ist so allgemein verbreitet, daß wir nur weniges ausheben.

Sie erscheint z. B. zwischen Weihnachten und dem Dreikönigsfeste in der Umgegend von Miltigau (Böhmen), am Finkenhügel bei Warnsdorf; in der Umgegend von Neuhaus

hat man einen feurigen Mann bemerkt, der einen schwarzen Pferdekopf unter dem Arme trug und mit großen Schritten immer um das Haus herumgieng; u. s. w.

Im Birkwalde bei Leobschütz in Schlesien haust der Nachtjäger, der wegen seines sträflichen Lebenswandels ohne Ruhe und Rast durch die Wälder jagen muß. Daselbst treibt auch ein Nachtschäfer sein Wesen; er ist von riesenhafter Größe, und seine Herde besteht aus dreibeinigen Schafen.

Auch im Schacherwald bei Vitis (Nied. Österr.) gebraucht man die Vorsicht, sich auf den Bauch zu legen, wenn die wilde Jagd nahet. Einer hatte das auch gethan, aber seit der Zeit spürte er einen Schmerz im Rücken, den er sich nicht zu erklären wuste. Man rieth ihm nach einem Jahre an dieselbe Stelle sich zu begeben, und da hörte er einen aus der wilden Jagd sprechen: in diesen Stock habe ich einmal meine Hacke geschlagen. Es war ihm als ob man ihm einen Schiefer aus dem Rücken zöge, und von nun an hörte der Schmerz auf.

19.

Dietrich von Bern, Berndietrich (Grimm Myth. 888) gehört nach wendischen Sagen in's Gefolge des wilden Jägers. In dem benachbarten nördlichen Böhmen (Warnsdorf ꝛc.) heißt er Banadietrich, und man erzählt von ihm folgendes:

Es lebte einst ein Ritter, Namens Banadietrich. Der war so fromm und tugendhaft, daß ihm ein Engel die Speise brachte und der Wind (oder auch die Stralen der Sonne) ihm den Mantel trug. Der Teufel versuchte all seine Macht, um den frommen vom Wege des guten abzubringen; vergebens, es wollte ihm nicht gelingen. Endlich nahm er zur List seine Zuflucht. Es war eben ein großer Feiertag und Banadietrich betete in der Kirche. Da nahm der böse die Gestalt eines alten, häßlichen Mannes an und setzte sich, eine Bockshaut in den Krallen, vor die Kirchthür; denn die Heiligkeit des Ortes hielt ihn ab, das innere der Kirche zu be-

treten. Während der Wandlung nun, da alles mäuschenstill war, biß der Teufel in seine Bockshaut, zerrte daran, ließ sie plötzlich fahren und schlug mit dem Kopfe gewaltig gegen die Kirchthür. Dadurch entstand ein großer Lärm. Banadietrich wandte sich voll Entrüstung um und wollte sehen, wer die heilige Handlung auf solche Art zu stören wage. Da erblickte er den alten, welcher gerade wieder die Bockhaut aus dem Munde riß und den Kopf mit aller Kraft gegen die Thür schleuderte. Bei diesem Anblicke verlor Banadietrich all seine Ernsthaftigkeit; er konnte sich nicht enthalten, laut auf zu lachen. Sein Gelächter gab Ärgernis, und die ganze versammelte Gemeinde wurde in ihrer Andacht gestört.

Nun hatte der Teufel gewonnen, denn der fromme Ritter war unandächtig gewesen und hatte durch sein böses Beispiel auch andere verführt. Bald offenbarte es sich, daß er dadurch das Mißfallen des Herrn auf sich geladen. Als er nämlich aus der Kirche trat, ließ ihm der Wind den Mantel fallen. Und zu Hause angekommen wartete Banadietrich vergeblich auf den Engel, der ihm ehemals das Essen gebracht hatte.

Nun war der böse thätig, das Herz des gefallenen mehr und mehr von Gott abzuwenden. Bald bemächtigte sich ein tiefer, finsterer Grimm des Ritters. Dieser konnte nicht begreifen, warum Gott eines so kleinen Fehlers wegen ihn so hart bestrafe und ihm so plötzlich seine große Gnade entziehe. Seine Erbitterung gieng so weit, daß er beschloß, die gröste aller Sünden zu begehen.

Er wuste aber nicht, welches die gröste Sünde sei. Deshalb gieng er zu einem Einsiedler und fragte diesen darum. Er erhielt folgenden Bescheid:

Wer sich Brot in die Schuhe legt, diese dann anzieht und so die edle Gottesgabe absichtlich mit Füßen tritt, der verübt die gröste Sünde. Dieß that nun Banadietrich und von nun an war er wie umgewandelt. Er betete nicht mehr, besuchte keine Kirche, theilte kein Almosen mehr aus, kurz, er

hörte ganz auf, ein tugendhafter Mensch zu sein. Statt der heiligen Messe beizuwohnen trieb er sich in Wäldern und Einöden umher, und in kurzer Zeit hing er dem Jagdvergnügen mit solcher Leidenschaft an, daß er oft tagelang außerhalb seiner Burg verweilte.

An einem Sonntage, da eben fernes Dorfgeläute zur Kirche rief, flog er in einer wüsten Gegend, wie ein Sturmwind, auf seinem feurigen Rosse einher. Da rief eine gewaltige Stimme vom Himmel herab: „Banadietrich, Banadietrich! Wie lange willst du noch jagen?“ — Der Ritter erzitterte und rief: „So lange als Gott will!“ — Es war sein Glück, daß er also gesprochen, denn hätte er frech geantwortet, so wäre er unverweilt der Hölle zugeritten. Jetzt aber erwiederte die Stimme von oben: „Nun so sollst du jagen bis zum jüngsten Tage!“

Und noch heute jagt der wilde Jäger. Wer zur Neumondzeit des Nachts den Wald durchstreift, hört oft plötzlich in seiner Nähe Hundegebell und den Hufschlag eines Rosses; er vernimmt den Ton des Hiefthornes und den Halloruf des Jägers; aber das Auge vermag nichts in der unburchdringlichen Finsternis zu erspähen, der Wanderer werfe sich zu Boden und drücke das Gesicht in's Gras, auf daß die wilde Jagd über ihn dahinbrause.

20.

Eigentümlich ist die mythische Vorstellung des Bergvolkes in Tirol. Ich habe noch nachträglich (nach dem erscheinen meiner „Alpensagen“) eine Mittheilung aus Aineth bekommen, das in dem wenig besuchten Islthale (unweit Lienz) liegt. Dort hat man von der „wilden Füa“ folgende Vorstellung:

Ein Schock böser Geister geht immer in der Welt herum; es ist kein Ort, an den sie nicht hingelangen, in bewohnte Gegenden sowie in unbewohnte. Mit der Schnelligkeit und dem brausen des Windes fahren sie über Berge hinauf bis auf

die höchsten Gipfel und ebenso wieder herunter in die Tiefe der Thäler. Sie dürfen alles verwünschte, verfluchte oder überhaupt nichtgesegnete mit sich nehmen, und führen es so lange mit sich, bis es wieder erlöst wird. Daher haben sie auch alles erdenkliche bei sich, als: Dreschflegel, Pflüge, Sensen, Schmiedehämmer, Mühlsteine, Webstühle, Tische und Bänke, überhaupt die verschiedensten Geräthschaften, alle musikalischen Instrumente, als: Geigen, Harfen, Hörner, Glocken, Flöten, Schwögl und Hackbrett. Alle Instrumente geben ohne Unterlaß ihren Ton von sich, aber ohne Harmonie und Melodie, während ebenso verwirrt und schauerlich das Geklapper der Mühlen, das dreschen, hämmern, schneiden und hacken dazwischen tönt. Auch alle Arten von zahmen und wilden Thieren sind dabei vertreten. Man hört das brüllen der Bären, das Geheul der Wölfe; Hunde bellen, Katzen jammern, Schafe blöcken wehmüthig, Pferde wiehern, Hähne krähen und Vögel zwitschern und singen auf die mannigfaltigste Weise. Allein nicht nur Thiere und Geräthe aller Art führen sie mit sich, auch Menschen wiederfährt dieses traurige Schicksal. Man vernimmt trotz des größten Wirrwarrs doch ganz deutlich, wie einige weinen und heulen, andere lachen, wieder andere sind im Wortstreite begriffen, fluchen und schelten, noch andere singen und jauchzen, und zu allem dem werden sie von den bösen Geistern angetrieben. Das brausen und pfeifen der Stürme, das tosen der Wildbäche und Wasserfälle, das abstürzen der Lavinen und das krachen fallender Bäume steigert den Lärm und das Getöse auf's höchste, und dieses alles zusammen heißt „die wilde Füa." Man vernimmt sie gewöhnlich zur Weihnachtzeit. Über Menschen hat sie nur dann Macht, wenn sie böses gethan haben, in böser Absicht bei Nacht auf dem Wege sind, oder wenn sie nicht gesegnet sind. Letzteres gilt auch für Thiere und Geräthe; daher das räuchern und besprengen aller Dinge zur Weihnachtzeit.

Begegnet man ihr zufällig auf einem ordentlichen Wege, so hat man sich an der rechten Seite des Weges auf die

zurückgelassene Spur des Wagenrades zu legen, das Gesicht gegen die Erde und den Kopf gegen die daherkommende wilde Füa gekehrt, und sie geht schadlos darüber hinweg.

Gegenüber meinen Geburtsorte Aineth (Iselthal, Kreis Brixen) — so erzählt der Mittheiler — ist ein großer Urwald, der den ganzen steilen Abhang eines Berges einnimmt; er heißt der Oberlienzner-Wald. In diesem befand sich vor nicht gar langer Zeit ein Bauer, der mit holzschlagen beschäftigt war. Es war Abend und schon sehr dunkel, als er sich auf dem Heimwege befand, da kam plötzlich die wilde Füa über eine Riese herunter, und nahe an ihm vorbei. Er sah, wie zuletzt ein kleines Kind in Windeln nachkugelte. Der Bauer sah dem Kinde wehmütig nach und sagte laut vor sich hin: „O Bitzele, Bätzele hintennoch." Kaum hatte er aber das gesagt, so stand ein Knäblein vor ihm in weißem Hemdchen, und sagte: Ich danke dir, daß du mir einen Namen gegeben hast, denn als ich geboren wurde, habe ich nur die Wachttaufe [1]) (Nothtaufe) empfangen, und man hat vergessen mir einen Namen zu geben, darum muste ich mit der wilden Füa, so lange, bis ich einen Namen bekommen habe, und nun bin ich erlöst.

Das Volk verbindet mit dem Namen Füa drei Begriffe. Erstens bezeichnet es damit die auf einem Wagen fortzuschaffende Last; zweitens ein muthwilliges oder auch böswilliges Geräusch, ein Getöse, einen zwecklosen Wirrwarr, ein buntes durcheinander, welches sich durch nie ruhende Bewegungen und Laute bemerkbar macht; drittens gibt das Volk diesen Namen auch einem Frauenzimmer, welches in einer Aufregung von Zorn und Rache wie wahnsinnig sich gebärdet, mit zerrauften Haaren und zerrissenen Kleidern herumläuft, jeden schilt, der ihm in den Weg kommt, und sich nicht besänftigen läßt.

Im eigentlichen Pusterthale sagt man Fuire statt Füa. [2])

---

[1]) Man sagt dort: „das Kind ist wachtgetauft."

[2]) Über Fuer, das ich in der Schweiz im Sinne von Lärm, Unfug gehört habe, s. Schmeller, bair. Wörterb. 1, 556.

21.

Es mag bei fünfzig Jahre sein, da lebte zu Alland ein Schmied. Zu dem ist einmal im Winter um Mitternacht ein unbekannter Mann gekommen, hat am Fenster geklopft und gerufen, der Schmied möge aufstehen, er habe mit ihm etwas zu reden Der Schmied ist aufgestanden und hat gefragt, was er wolle? Da bat ihn der Mann, er möchte mehrere Hufeisen nehmen und mit ihm zum „Engelkreuz" [1]) gehen, und daselbst sein Roß beschlagen, weil es ihm fortwährend ausglitsche. Der Schmid wollte nicht recht einwilligen, machte Einwendungen und sagte, es sei halt so schwer, auf der Straße und ohne Feuer beschlagen, und noch dazu so weit weg. Weil aber der Mann so sehr bat, so gieng er endlich mit.

Wie sie zum „Engelkreuz" kommen, steht das Roß da. Jetzt hebt ihm der Schmied den Hinterfuß auf und paßt das Hufeisen an. Wie er aber den ersten Nagel hineinschlägt, so fängt das Roß zu reden an und sagt: „G'vätter nit so tiaf!" Über das hat sich der Schmied sehr entsetzt, und ist bald davongegangen. Der unbekannte Mann aber hat ihn noch zuvor reichlich belohnt. [2])

22.

Dem Prior zu Heil. Kreuz (Nied. Österr.) erzählte eine Frau folgendes:

Ich mache oft an Nachmittagen eine Spazierfahrt nach Alland. Da nehme ich eine Jause ein und kehre dann gegen

---

[1]) Das Engelkreuz ist ein steinernes Kreuz unweit Heil. Kreuz an der Straße nach Alland. Seinen Namen hat es daher, weil daneben ein ebenfalls steinernes Bild des heil. Schutzengels steht.

[2]) Auch der wandernde Wuotan kehrt Abends bei einem Schmiede ein und läßt sein Roß beschlagen. Vergl. Wolfs Beiträge 1, 28.

Abend wieder zurück nach Hause. Ich gehe bei dieser Gelegenheit mitunter eine Strecke zu Fuß, besonders beim Engelkreuz vorüber. Bei diesem Kreuze hörte ich schon öfter, wenn ich vorüber gieng, im Walde ein singen, dann wieder ein winseln, und darunter vernahm ich eine Stimme: „Ich bitte für den armen Sänger!“ Als ich heute abends im Mondlichte wieder mit meinen beiden Kindern vorbei gieng, hörte ich dasselbe, und meine Kinder hörten es auch. Plötzlich vernahmen wir im Walde Pferdegetrappe, und ein Reiter kam zum vorschein. Derselbe war von hagerer Gestalt, hatte einen Mantel um und auf der Brust ein Kreuz, welches aber schon etwas verwischt war, wie ein vom Alter schon abgetragenes. Der Reiter blieb vor mir stehen und sagte: „Ich bitte für den armen Sänger!“ Da fasste ich mir Muth und fragte: „Ja, was soll ich denn?“ Er antwortete: „Beten für den Großmeister und die zwei Brüder!“ Dann kehrte er sich um, ritt wieder waldeinwärts, und verschwand endlich im Walde.

23.

Der Schimmelreiter, der wilde Jäger und andere Geister werden häufig als kopflos gesehen oder sie tragen den Kopf unter dem Arme. Die Volksanschauung scheint sie so als verstorbene, seelenlose zu kennzeichnen. Wir haben folgende Mythen über diesen Zug mitzutheilen. [1])

a. Ein Bauer der sein verbrecherisches Weib getötet und, wie er glaubte, dadurch die Hälfte ihres Fluches auf sich geladen hatte, begegnete bei Weitra in N. Ö. einem kleinen Männlein, welches in einen weißen Mantel gehüllt war und den Kopf unter dem Arm trug. Das Männchen, dem er sich anvertraut, räth ihm, er möge sich abends unter das Fenster ihres Buhlen stellen, dort werde er hören, wie er sich von der Sünde frei machen könne.

---

[1]) Vergl. Grimm Myth. 887. Vernaleken, Alpensagen S. 16. 58. 71. Zeitschrift f. Myth. u. Sittenk. IV. 2, 150.

b. An der Straße zwischen Bisenz und Ung. Hradisch liegt das Dorf Pisek. Hier erzählen die Bewohner folgendes:

Vor langer Zeit lebte in diesem Dorfe eine Familie, die sich durch eigenen Fleiß so viel erspart hatte, daß sie sich ein kleines Häuschen kaufen konnte. Der älteste Sohn dieser Famile gieng einst in den nahe beim Dorfe gelegenen Wald, der auch an der Straße sich hinzieht, und den Namen Kladichov führt. Er kam aber nicht mehr zurück, und alle Mühe, die man sich gab, denselben wieder zu finden, war vergebens. Bald nachdem der Sohn in Verlust gerathen war, wurde alles zur Nachtzeit im Hause der Ältern beunruhigt. Bald wieherten die Pferde, die früher stets ruhig waren; bald hörte man ein Geräusch am Dachboden des Hauses, ja später vernahm man klopfen an der Thüre und an den Fenstern, und in jeder folgenden Nacht war es im Hause der Ältern fürchterlicher als in allen früheren, bis daß sie sich zuletzt gezwungen sahen ihre Wohnung zu verlassen und eine neue zu beziehen; aber auch in dieser ergieng es ihnen nicht anders. Die Familie suchte auf alle Art auffindig zu machen was das wäre, aber niemand konnte etwas entdecken. In dieser Zeit begab sich nun folgendes:

Ein Soldat kam einst spät in der Nacht zum genannten Walde und gieng an der Straße rüstig fort dem nahen Dorfe Pisek zu. Als er gegen die Mitte des Waldes kam, hörte er jemanden niesen, ohne eine Person zu sehen. Er sah sich um, und da er niemanden bemerkte, sprach er vor sich hin: „Wenn ich auch niemanden sehe, so will ich ihm doch die Hilfe Gottes wünschen;" er sah sich abermal um, und da er wieder niemanden bemerkte, sagte er laut: „Helf' Gott." Aus dem Walde antwortete es: „Vergelt's Gott, du hast dir und mir geholfen." Der Soldat erschrack über diese Worte, faßte sich aber gleich, und fragte weiter: Wer bist du? Die Stimme antwortete: Ein ermordeter. Und was verlangst du von mir, sprach jener weiter. Warte ein wenig, erwiederte die Stimme. Der Soldat blieb stehen und sah gegen den Wald hin. Bald

erblickte er einen Mann ohne Kopf, und als er ihn näher betrachtete, sah er, daß er den Kopf unter dem Arme trug. Als der Soldat diesen Mann auf sich zu kommen sah, sagte er ihm gleich: Was verlangt er? [1]) Der kopflose Mann gab ihm zur Antwort: Willst du mir eine Gefälligkeit erweisen? Darauf erwiederte der Soldat: Ja. Nun höre mich an, sprach jener weiter, geh in das Dorf Pisek, in das Haus, das dem Friedhofe gegenüber liegt, und sage dem Besitzer desselben, er solle seinen ermordeten Sohn aus dem Walde Kladichov holen und ihn am Friedhofe zu seinen Nebenmenschen begraben lassen; nach dem Mörder soll er sich nicht erkundigen, denn er wird der Rache nicht entgehen. Er nannte dem Soldaten noch den Ort, wo er liege und sprach dann zu ihm: Jetzt gehe mit Gott. Der Soldat gieng nun in das Dorf und in das ihm bezeichnete Haus, und richtete die Botschaft aus. Der Vater gieng sogleich am Morgen an den vom Soldaten bezeichneten Ort, und fand da seinen ermordeten Sohn. Er nahm ihn nach Hause und ließ ihn auf dem Friedhofe begraben. Von nun an hörte auch die nächtliche Unruhe auf.

c. In Auschwitz (westlich von Krakau) ist eine Ruine, unterhalb welcher ein Schätzesucher Geister gesehen hat, welche die Köpfe unter dem Arme hielten. An der Stelle soll früher ein Kloster gewesen sein. Einer hat eine Prozession aus dem Kloster gehn sehen; jeder hielt eine Fackel in der Hand. In der Mitte saß ein Mann auf einem Rosse und war ganz weiß angezogen; auf seinen Wink kehrte alles um und verschwand. Eines Tages sah man auch auf den Hauptmauern einen großen Mann herumreiten, er war ganz feurig und erleuchtete mit seinem Scheine die Straße.

d. In einem Hause zwischen Neustadt und Sebenstein ist der

---

[1]) Das Volk sagt, man müsse dergleichen ermordete immer nur in der dritten Person anreden.

verstorbene Knecht gesehen worden, wie er mit dem Kopfe unter dem Arme gedroschen hat.

In Solnitz (Böhmen) lebte ein Brauer, der sehr hartherzig war, und beim niederreißen seiner Brauerei verunglückte. Seit der Zeit soll er umgehen. Alle sieben Jahre erscheint er mit dem Kopfe unter dem Arme auf einem Pferde reitend. Man sieht ihn dann auf dem Wasser, ganz feurig, ein eigentümliches Getöse verursachend.

24.

Im Troppauer Kreise liegt das Bergstädtchen Bennisch. Daselbst soll vor langen Jahren ein Bürgermeister gelebt haben, welcher Kunz hieß. Er galt allgemein für einen Hechsenmeister, weil er als Reitpferd einen dreibeinigen Schimmel hatte. Er ritt oft in später Nacht von Hause weg, ohne daß man wuste wohin, und früh morgens war er doch wieder zu Hause. Besonders bezeigte er sich gegen reisende Fuhrleute gefällig, indem er stets bei der Hand war, wenn man ihn wünschte. Wenn die Fuhrleute auf dem Grenzhügel zwischen Bennisch und Spachendorf auf der Straße stecken blieben, die stets äußerst schlecht war, so brauchten die Fuhrleute bloß zu sagen: Wenn nur Herr Kunz käme! — Augenblicklich kam er auf seinem dreibeinigen Schimmel daher gesprengt, und nahm seine Stellung vor den abgematteten Pferden, ohne daß man sah, daß er den Schimmel vorspannte, und fort gieng es dann über Stock und Stein, selbst wenn der Wagen bis an die Achse im Kothe gesteckt hatte. Oft half Herr Kunz auch den Holzführern über die „kalte Ecke," das ist ein waldiger Berg, an dessen Fuß die forellenreiche Oppa vorbei fließt; jedoch musten sie jederzeit sagen: wenn nur Herr Kunz käme! denn wenn man bloß sagte: wenn nur Kunz käme! so kam er gewis nicht, er wollte durchaus Herr Kunz genannt sein, sonst trug er dazu bei, daß die Wagen noch mehr im Kothe versanken. — Oft hat man ihn zur Nachtzeit ohne Kopf reiten sehen, und allenthalben wich man ihm aus, wie einem

Gespenste. Nachdem er geraume Zeit auf diese Weise sein Unwesen getrieben hatte, starb er eines plötzlichen Todes. Als man ihn begraben wollte, führte der Weg über den Marktplatz, auf dessen Mitte ein Gebäude sich befand, was man die Fleischbänke nannte. An einer Seite des Gebäudes befanden sich die Löschgeräthe der Stadt, sammt Feuerspritze, auf der andern Seite war die Wachstube der Hauptwache und oben auf dem Dachboden der städtische Schüttboden. Als der Leichenzug vorübergieng, unterlagen beinahe die Leichenträger unter der Last der Leiche. Plötzlich rief eine Stimme von Balken des Schüttbodens dem Leichenzug zu: Wen begrabet ihr denn hier? Herrn Kunz den Bürgermeister, war die Antwort. Wer weiß ob's wahr ist, sagte die Stimme von oben, seht einmal in den Sarg hinein.

Die Träger stellten die Bahre nieder und öffneten den Sarg, den sie statt einer Leiche mit Steinen gefüllt fanden. Plötzlich hörte man ein furchtbares Gelächter, und Herr Kunz wurde auf dem Balken auf seinem dreibeinigen Schimmel sichtbar; er brauste reitend über die Stiege herab, sprengte durch den Bogengang der Fleischbänke in aller Eile, und verschwand in dem dort befindlichen Brunnen, dessen Wasser nicht trinkbar ist. Vom Herrn Kunz und seinem dreibeinigen Schimmel ist seitdem nie wieder etwas gesehn worden.

25.

Vor ungefähr zweihundert Jahren hauste im Schlosse zu Butschowitz im Austerlitzer Bezirke ein Ritter aus dem Geschlechte Schumbera, welcher die Bewohner des umliegenden Landes auf jede Weise bedrückte und brandschatzte. Durch das vielfache Unglück, welches er verursacht hatte, zog er sich den Haß und den Fluch des ganzen Landes zu, so daß ihm viele ein böses Ende vorhersagten. Eines Abends bemerkte der Amtmann des bei dem Schlosse liegenden Dorfes ein ungewöhnliches lärmen und treiben in demselben; um die Mitternachtsstunde entlud sich ein furchtbares Ungewitter, der Blitz schlug

in die obern Hallen des Schlosses ein und einige Zuschauer sahen, wie der Ritter von Schumbera ohne Kopf auf einem feurigen Rosse sitzend einen Ritt durch die Luft („wahrscheinlich in die Hölle") machte.

Seit jener Zeit steht das Schloß verödet; niemand wagt mehr des Nachts in den Hallen zu verweilen und noch jetzt wollen Landleute der umliegenden Ortschaften den kopflosen Ritter auf dem feurigem Rosse um Mitternacht gesehen haben.

26.

Eine Stunde von dem Marktflecken Forbes im südlichen Böhmen liegt ein Meierhof mit Namen Trocnov.

Die Bewohner der Umgegend erzählen sich von einem kopflosen Manne, der sich in den Wäldern bei Trocnov aufhalte. Derselbe hat ein großes Auge auf der Brust und ist ganz weiß gekleidet. Er kommt nachts aus dem Walde in die Nähe der genannten Meierei, trägt einen Grenzstein in den Händen und ruft mit entsetzlicher Stimme: „Wohin soll ich diesen Stein setzen?" Erhält er auf seine Frage keine Antwort, so begibt er sich wieder zurück in das Gehölz. Gibt man ihm aber zur Antwort: „Lege ihn dorthin, wo du ihn genommen hast," so wird er dadurch gereizt, und läuft demselben nach. Glücklicherweise hat er noch niemanden ertappt, obgleich die Knechte ihn oft zum besten halten.

An einem Abende gieng der Schaffner dieses Meierhofes mit allen seinen Knechten und Dreschern aus, um in dem nahen Bache bei Licht Krebse zu fangen. Als nun alle beschäftigt waren, da fieng ihr Hund an zu winseln, und kroch dem Schaffner zu Füßen. Dieser stand auf und erblickte zu seinem Schrecken zehn Schritte vor ihnen den kopflosen, der ihrem Geschäfte stillschweigend zuschaute. Ganz erschrocken durch den Ruf „kopfloser" sprangen alle aus dem Bache, ließen ihren Fang zurück, und suchten diesem unheilvollen Gaste zu entkommen.

Als einst drei Männer von Forbes von einem Besuche aus Lagau zurückkehrten, verspäteten sie sich. Sie kamen um

Mitternacht in die Wälder bei Trocnov, und als sie durch ein Dickicht giengen, hörten sie ein Geräusch in ihrer Nähe. Sie verhielten sich jedoch ruhig und lauschten ängstlich. Da sahen sie wie der kopflose aus dem einen in das andere Dickicht über den Weg schnellte. Doch setzten sie ihren Weg fort, und einer fragte den andern, ob er auch den kopflosen gesehen habe.

27.

Unfern dem Badeorte Pyrawart im V. U. M. B. liegt das Örtchen Gaunersdorf. In demselben soll ein Mönchskloster bestanden haben, das später von den Kuruzzen und ungerischen „Malcontenten" (17. Jahrh.) zerstört wurde, wobei sämmtliche Mönche „um einen Kopf kürzer" gemacht wurden. Die frommen Männer aber konnten selbst nach dem Tode nicht von der Stätte lassen, auf der sie einst alles irdische Leid in erbaulicher Betrachtung vergessen hatten. In den Rauhnächten will man sie um Mitternacht in feierlichem Zuge zur Stelle wandeln sehen, wo die Trümmer ihres Klosters lagen. Jeder von ihnen trug dabei seinen Kopf, der ihm von dem Feinde war abgeschlagen worden, unter dem Arme. Beobachtet werden wollten sie nicht; ja sogar einem Ziegenbocke, der ihnen einmal unversehens in den Weg lief, soll der Kopf nach hinten gedreht worden sein. [1])

28.

Zwischen den mährischen Städten Leipnik und Bodenstadt liegt ein Feld, welches den Namen „Smolná" führt. Auf diesem Felde wächst weder ein Baum, noch irgend eine Pflanze, sondern es ist bloß felsig und mit nichts als Mos bedeckt. Die Slaven erzählen davon folgendes:

---

[1]) Vergl. „D'Mana'r ohni Köpf" in J. G. Seidls nieder-österreichischen Gedichten. Wien, 1844. S. 256—263, welches „g'spaßigi G'schicht'l" auf dieser Sage beruht. (Mittheilung von J. G. Seidl.)

Jedem Beamten, der die Leute streng behandelte, wurde von den Bauern heimlich gedroht: „der wird auf Smolná geführt.“ Die Bauern glaubten nämlich, wenn er stürbe, so verschwinde sein Leichnam, und der Kopf werde vorher mit einem Grabscheite abgehauen. Ein slavischer Bewohner erzählte folgendes:

Ich gieng die Straße von Bodenstadt gegen Leipnik und da muste ich den Weg über's Feld Smolná einschlagen. Es war bereits Nacht geworden, und da ich in der Gegend unbekannt war, so sah ich mich genöthigt auf diesem Felde zu übernachten. Ich schlief ein, an ein kleines Polster von Mos gelehnt, und lag so bis zur 11. Stunde Nachts. Da öffneten sich plötzlich die Hügel, und aus ihnen giengen schön gekleidete Männer, alle ohne Kopf, heraus und spazierten einige Zeit umher. Darauf kamen ihre Köpfe zum Vorschein und mit diesen schoben sie Kegel. [1]) Plötzlich aber verschwand alles, denn es schlug die 12. Stunde.

Am frühen Morgen eilte ich gegen die nahe liegende Stadt Bodenstadt zu, und erzählte es allen in der Herberge. Diesen gefiel es und zwei fassten den Entschluß, diese wunderbare Erscheinung auch einmal zu sehen. — Sie giengen hinaus, legten sich auf's Mos, und erwarteten die 11. Stunde. Und als diese erschien, kamen plötzlich schöne Wagen, jeder mit 4 Pferden bespannt, die jedoch mit dem Kopfe gegen den Wagen und mit dem Schweife nach vorwärts gekehrt waren. Alle fahrenden waren ohne Kopf, und zur 12. Stunde entstand ein furchbarer Sturm, und alles verlor sich allmählich.

Ein lustiger Geselle wollte so etwas abenteuerliches auch einmal ansehen. Er gieng gegen Abend auf dieses Feld, und nahm Brot, Fleisch und Wein mit. Als er auf dem Felde ankam, setzte er sich nieder, aß und trank; darauf schlief er

---

[1]) Anderwärts erzählt das Volk vom Kegelspiel der Helden, Hünen, des Teufels. Vergl. Kuhn nordd. Sag. Nr. 59 u. S. 476; Gr. Myth. 905.

ein. Zur 11. Stunde erschienen die verklärten Männer und wiederholten ihr Spiel. Er betrachtete alles, näherte sich ihnen und bot ihnen sogar etwas von seiner Speise und von seinem Tranke an. Jedoch um zwölf Uhr musten sie verschwinden. Am Morgen erwachte er, und war verwundert, als er sah, daß er nichts bei sich hatte, weder etwas von der Speise noch irgend ein Weingefäß. Darüber schauderte er und verließ eiligst dieses Feld. Niemanden konnte er etwas von dem gesehenen erzählen, und als man ihn fragte, gab er zur Antwort: „Ich wurde von den Geistern betäubt, und sie nahmen alles, was ich bei mir hatte."

Die Deutschen erzählen dagegen:

Auf dem Wege von Leipnik nach Bodenstadt (auf der rechten Seite) ist ein Flachsbrechhaus, in welchem viele Dienstmägde wohnen. Gewöhnlich muste eine von ihnen in der Nacht trocknen, um in der Frühe den andern Arbeit zu schicken; die andern begaben sich zur Ruhe bis die Stunde kam, wo sie arbeiten musten. Gegen die 11. Stunde hörte die wachende plötzlich das Gerassel eines Wagens. Ein Schauder überfiel sie, da in dieser Gegend nie ein Wagen fuhr, weil ringsumher Felder sind. Die Neugierde brachte sie zum Fenster, um den vor diesem Flachsbrechhause stehenden Wagen zu sehen. In dem Wagen saß ein ihr bekannter Jude, sammt einem schönen jungen Mädchen, das ihr auch bekannt war. Beide hatten abgeschnittene Köpfe, die nach rückwärts gebogen waren, und herabhingen. Der Knecht hatte eine schöne, sehr alte Kleidung. Als sie vor dem Brechhause ankamen, sprang der Knecht herab und gab den Pferden etwas Heu. Die arme Wächterin ward aber von solcher Angst ergriffen, daß sie nicht im Stande war sich zu bewegen. Gerne hätte sie ihre Gehilfinnen gerufen, aber sie hatte keinen Muth dazu. Sie fieng endlich so laut an zu schreien, daß alle herbei kamen. Darauf verfiel sie in eine schwere Krankheit. Am frühen Morgen sahen die Flachsbrecherinnen an jener Stelle, wo der Wagen gestanden war, Heu, und dadurch ward alles geschehene bekräftigt. Zur Mittags-

zeit war es schon in Bodenstadt bekannt, und man erinnerte sich, daß ein Jude sich erhängt hatte, und das mit ihm fahrende Mädchen aber durch einen unbekannten Mörder getötet war.

29.

In Mühldorf, einem Dorfe an der böhmisch-mährischen Gränze, ist ein altes verfallenes Schloß, von dem man sich folgendes erzählt.

Vor vielen Jahren bewohnte es ein alter ungerechter Gutsherr. Nach seinem Tode sagte man, der Schloßherr gehe er mit bösen Geistern darin um.

Einst kam der Wächter eines benachbarten Dorfes nach Mühldorf, und da er sehr ermüdet war, so begehrte er eine Schlafstelle. Man gab ihm eine, und da er sich nach verschiedenem erkundigte, so erzählte man ihm auch, daß der Schloßherr mit anderen bösen Geistern in seinem Schlosse umgehe. Dummes Zeug, sagte er, tragt mir Wein und Brot und ein Spiel Karten dazu hinüber, und ich werde mich prächtig drüben unterhalten. Das geschah. Er setzte sich in eines der Zimmer, aß und trank und spielte mit sich Karten. Kaum hatte es 12 Uhr geschlagen, so hörte er an der Thüre klopfen. Ah, sagte er, ich glaube gar ich bekomme einen Gesellschafter. Herein! Die Thüre blieb zu. Es klopfte zum zweiten male, er sagte abermals herein, die Thüre blieb jedoch zu. Da es nun abermals klopfte, so gieng er zur Thüre, öffnete dieselbe und es traten mehrere weiß gekleidete Männer herein. Diese lud er zum Spiele ein, und nach langer Weigerung ließen sie sich herbei. Sie zogen ihre langen Nägel von den Fingern und sagten: Wir zahlen mit Nägeln und du gibst uns für zehn Nägel einen Kreuzer. Sonderbares Spiel, sagte der Wächter, was hab ich denn von euern Nägeln? — Auch recht, sagte er endlich, wenigstens spielen wir doch um etwas. Nun setzten sich die zehn Geister zum Tische und spielten mit dem Wächter.

Das erste Spiel gewann der Wächter, und erhielt zwanzig Nägel, die er in seine Tasche steckte, während er die verlierenden auslachte. Das zweite Spiel gewann der Wächter ebenfalls und er erhielt sechzig Nägel. Bravo, sagte er, das geht gut. Es kam das dritte Spiel, welches der Wächter ebenfalls gewann und wofür er zwanzig Nägel erhielt. Nun konnten die Geister nicht mehr spielen, weil sie keine Nägel mehr hatten. Das geht nicht, sagte der Wächter, ihr habt noch Nägel an den Füßen, auch die müssen herunter. Der Wächter gewann abermals alle Nägel auf einmal, und lachte sie aus. Nun erhoben sich die Geister, und begehrten einstimmig ihre Nägel zurück. Wartet ein wenig, sagte der Wächter, ihr hättet mir auch nicht das Geld zurückgegeben, wenn ich verspielt hätte. Gewonnen ist gewonnen.

Die Geister deuteten dem Wächter, er solle zur Thür hinaus. Er jedoch sagte: Wozu denn, gehet voran, ich will sehen wo ihr hingeht und will euch folgen. Die Geister kamen in einen Gang, von diesem zu einer Treppe, die nach abwärts gieng, und standen endlich vor einer Thür. Diese wurde von einem, der einen Bund Schlüssel anhängen hatte, aufgesperrt, und sie traten ein. Der Wächter folgte ihnen nach.

In der Mitte des Kellers stand ein Amboß, und neben demselben lehnte ein großer, schwerer Hammer. Nun brachte derjenige, der den Schlüsselbund anhängen hatte, eine lange eiserne Stange, legte sie auf den Amboß, und wies den Wächter an, die Stange zu schmieden. Der Wächter sagte: Schmiede nur du fleißig, und ich werde indessen schlafen gehn. Sie baten ihn abermals, er solle nur drei Schläge auf den Amboß führen, er aber sagte: auf den Amboß nicht, aber auf euch. Da er durchaus nicht schmieden wollte, so ergriff endlich der, welcher den Schlüsselbund hatte, den Hammer. Beim ersten Schlage fielen die neun umstehenden Geister zu Boden und waren tot, beim zweiten warf der schlagende den Schlüsselbund dem Wächter zu, und nach dem dritten entfiel ihm der Hammer, und er sank tot zu Boden, und der Wäch-

ter, der die Geister erlöset hatte, saß plötzlich in seinem Zimmer, bei dem übrig gebliebenen Wein und Brot.

Als es Morgen geworden war, begab sich der Wächter zum Schloßthor hinaus und übergab den Leuten den Schlüsselbund, und erzählte ihnen, was er die Nacht hindurch erlebt hatte.

Man belohnte ihn und machte ihn zum Ortswächter in Mühldorf. Die aufgefundenen Leichen ließ man beerdigen, und erkannte in ihnen den Schloßherrn und seine Freunde, die ebenfalls geizig gewesen waren. [1])

30.

In der Nähe von Wagstadt (Österr. Schlesien) steht eine Waldmühle, welche vom Wasser getrieben wird. Vor langen Jahren kam täglich um Mitternacht ein Männchen in die Mühle; es hatte einen langen braunen Bart, die Nase und die Ohren der Quere nach, den Mund und die Augen der Länge nach; es trug eine braune Kutte und eine rothe Mütze. Wenn man ihm eine Freude machen wollte, so spielte man Karten. Beim spielen sah er den andern zu, legte seinen Bart auf die Tischplatte und sprach nicht ein Wort. Als einmal ein Wanderer dort übernachtete, kam das Männchen wie gewöhnlich und sah den Kartenspielern zu. Der Fremde erschrack über die seltsame Gestalt so, daß er nach wenigen Tagen starb.

In der Nähe war ein Teich, der sehr fischreich ist. Eine Frau kam eines Abends vorbei und sah einen Fisch am Ufer liegen. Da er sich gerade in das Wasser wälzen wollte, sprang sie schnell hinzu, nahm ihn in die Butte und gieng vergnügt weiter. Er nahm immer mehr an Gewicht zu, so daß sie ihn nach einiger Zeit nicht mehr tragen konnte. Sie setzte die Butte

---

[1]) Das Kartenspiel ist Spiel des Teufels (Mercur-Wuotans Gr. M. 136). Vergl. Kuhn, nordd. Sag. Nr. 63. 152.

auf den Boden, und in dem Augenblicke sprang das kleine Männchen heraus, klatschte in die Hände und schrie: Jetzt habe ich doch einmal ein Weib geprellt. [1])

31.

Im Dorfe Lipnik (bei Biala) lebte ein Fischer, der eines Tages im Bialka-Flusse fischte; da begegnete ihm ein starker Mann, der ihn fragte, wo er hingehe. Der Fischer antwortete ihm, er gehe fischen; darauf wandte sich der große Mann um, und verlor sich bald aus seinen Augen. Der Fischer gieng nun bis zum Flusse, fieng viele Fische, und begab sich dann fröhlich nach Hause. Jener riesige Mann, der früher dem Fischer begegnet war, hatte sich aber in einen Fisch verwandelt und sich von dem Fischer fangen lassen. Als dieser nun mit seinem Fange nach Hause kam, und die Fische auf die Bank legte, hauchte der in einen Fisch verwandelte Mann einen schädlichen Dunst aus, verwandelte sich hierauf in einen Vogel und flog davon. Der Dunst, den der Fisch ausgeathmet hatte, bewirkte, daß der Fischer und dessen Familie gefährlich krank wurden. Eine Tochter des Fischers war jedoch während dieser Zeit abwesend. Als sie nun später nach Hause kam, wunderte sie sich nicht wenig, Vater, Mutter und Geschwister krank zu sehen. Sie fragte nach der Ursache ihrer Krankheit, allein bevor sie eine Antwort erhielt, wurde ihr unwohl, und um sich zu erholen, gieng sie hinaus auf das Feld und holte Futter für das Vieh. Nachmittags trieb sie dann das Vieh auf die Weide. Während sie nun so einsam auf dem Felde war, dachte sie an das Unglück ihrer Eltern und Geschwister und muste bitterlich weinen. Da kam ein Männlein zu ihr und fragte sie theilnehmend was ihr fehle.

---

[1]) Vergl. Kuhn norddeutsche Sagen Nr. 35 u. S. 472. Die häßliche Gestalt und das Wohlgefallen am Kartenspiel weisen auf den Teufel, mit welchem der in einen Fisch verwandelte Loki oft zusammenfällt. Vergl. Müllenhoff, holst. Sag. Einleit. S. 49. Vergl. die folg. Sage.

Sie erzählte ihm daß ihre Eltern und Geschwister krank seien. Das Männlein tröstete sie und versprach ihre Eltern gesund und glücklich zu machen; ferner sagte das Männlein, sie solle sich auf das nahe Gebirg Klimczak begeben, dort werde sie eine Höhle bemerken, in die sie hineingehen solle, er werde einstweilen das Vieh weiden. Anfangs wollte das Mädchen nicht gehen, endlich ließ sie sich bewegen und gieng auf das ihr angewiesene Gebirg und fand die Höhle. Hier begegnete ihr ein Greis, der ihr eine brennende Lampe reichte. Mit dieser betrat das Mädchen die dunkle Höhle. Nachdem sie mehrere Gänge durchwandelt hatte, kam sie zu einer verschlossenen Thüre. Rathlos stand sie nun da; sie wandte sich um und erblickte eine Ente, die einen Schlüssel im Schnabel hielt. Rasch nahm das Mädchen den Schlüssel und sperrte damit die Thüre auf, dann betrat sie einen finstern Gang; kaum hatte sie aber einige Schritte vorwärts gethan, so schloß sich krachend die Thür hinter ihr zu und ein Luftzug löschte ihr das Licht aus. Das Mädchen erschrack heftig, setzte sich nieder und weinte. Während sie schluchzte, entfuhr ihr ein Pfiff. Alsbald erschien ein Berggeist, und fragte sie was sie verlange. Sie bat ihn um ein Licht; der Berggeist verschwand und brachte bald eine brennende Lampe, die er ihr überreichte mit der Ermahnung, die Lampe nicht zu hoch zu halten, sonst könnte der Berg sich entzünden, und dadurch ein großes Unglück entstehen.

Getröstet gieng das Mädchen nun weiter, und kam, nachdem sie mehrere Gänge durchwandelt hatte, wieder vor eine verschlossene Thüre. Bei dieser stand ein großer, starker Mann, der seinen Kopf unter dem Arme trug. Als das Mädchen diesen Mann erblickte, erschrack sie heftig. Der Mann fragte was sie hier wolle, und sie antwortete, daß ihr ein Männlein befohlen habe, hieher zu gehen, und daß sie aus dem Schnabel einer Ente einen Schlüssel genommen habe. Nachdem der riesige Mann diesen Schlüssel gesehen hatte, öffnete er die Thür und ließ das Mädchen in einen großen Saal eintreten. Kaum war

sie jedoch darin, so schloß sich hinter ihr die Thüre, wie vordem, und ein Luftzug löschte ihr Licht. Das Mädchen brach wieder in Thränen aus. Zufälliger Weise rieb sie jedoch ein wenig an der vom Berggeiste erhaltenen Lampe, und nun versammelten sich die Berggeister scharenweise um sie herum und fragten was sie verlange. Sie bat um ein Licht und alsbald wurde es hell. Nun sah das Mädchen, daß sie sich in einem prachtvollen Saale befand, in dem Schätze über Schätze angehäuft waren. Das Mädchen bat die Berggeister um eine Gabe, und diese stellten ihr drei Kisten vor, damit sie sich eine von denselben aussuche. Voll Bescheidenheit wählte sie sich die unansehnlichste Kiste von den dreien und begab sich mit derselben nach Hause. Ungehindert gelangte sie durch die erste und durch die zweite Thüre. Bei der letzteren gab sie dem Berggeiste jene Lampe zurück, die sie früher von ihm erhalten hatte.

Endlich kam das Mädchen wieder zur Herde zurück, welche das Männlein noch weidete. Jetzt öffnete sie die Kiste und fand die grösten Schätze darin. In der Mitte lagen Kräuter. Das Männlein sagte ihr, daß sie diese kochen, und den erhaltenen Thee den kranken Eltern und Geschwistern zu trinken geben solle. Das Mädchen bedankte sich bei dem Männlein und trieb eilends das Vieh nach Hause, wo sie von den Eltern mit Sehnsucht erwartet wurde. Sie kochte nun die Kräuter und gab den Thee den Kranken zu trinken. Die Eltern genasen und das Mädchen erzählte ihnen später, wie sie zu den Kräutern und den Schätzen gekommen sei. [1]

32.

Mit den letzten Stücken sind wir über den Mythenkreis Wuotans schon hinausgegangen. Noch einige kleinere Überlieferungen haben wir nachzutragen.

---

[1] Die Sage ist mir von einem Polen aus Westgalizien (Biala) so erzählt worden; sie scheint aber lückenhaft zu sein.

„Der heilige Martin kommt auf dem weißen Schimmel geritten," sagen die Leute (in Nied. Österreich), weil es um Martini gewöhnlich zu schneien anfängt.

In Freudenthal (österr. Schlesien) kommt am Vorabende Martini (10. November) der h. Martin auf einem weißen Schimmel geritten und bringt den Kindern (auch wohl erwachsenen) allerlei Geschenke, unter denen ein Martinshörndl (Kipfl) nicht fehlen darf.

Dagegen im Isltthale, Bez. Lienz (Tirol), drohet man den ungehorsamen Kindern mit dem „Wauwe," der sie in ein finsteres Loch in den Wald mitnehmen werde; den braven aber werde „Nikolo aus dem Paradeis" schöne Sachen bringen. Dieser Nikolo bringt dann am 5. Dezember eine entsetzliche Gestalt mit, welcher der leibhaftige „Tunda" ist. Dieser böse wird dort auch „Klaubauf" genannt, im Oberpusterthale „Täter," im Oberinnthale „Putz."

Zur Weihnachtzeit reitet der Sonnwendfeuermann von einem Markstein der Freiheit des Dorfes (Göpfritz in der Wild, Nied. Österr.) bis zum andern. Der „Sunawendfeuermon" reitet auf dem „golda Rößl," und die Kinder glauben, daß er seine Gaben auf's Fenstergesimse lege. Auch erwachsenen, die an das golda Rößl [1]) glauben, bringt er „a Feirtagwond und an Zwieguld'n."

33.

Die Erinnerung an heidnisches hat sich in Kinderliedern sehr lange erhalten. Aus Nieder Österreich theile ich folgende mit.

Während das Kind auf dem Knie geschaukelt wird, singt man:

---

[1]) Vergl. oben S. 28 und 29.

Hot, hot, hot, Schimmerlmån!
's Katzerl håt Stieferl ån;
Jägerl, geh du vorån,
daß 's Katzerl nit beiß'n kån. (Um Wien.)

oder:

Hot, hot, hot, Hoserlmån?
die Baurn håm Stieferln ån,
reiten auf Wäßer
um a schön's Wäßer;
då reit'n die Herrn,
då reit'n die Frau'n
då reit'n die Bürger,
då reit'n die Baurn. (Münchendorf.

34.

Abzählreime:

Wist'l, Wast'l, Leinwetkast'l,
auf der golden Wies'n
steht a goldes Pferd;
Brântwein, Zucker drein,
wås die Kua am Löff'l sch . . ßt,
des g'hört dein! (Trumau.)

Annichi, bannichi, schlåg mi' nit,
Kraut und Ruabm mâg i' nit,
Kloani Fischerl aß i' gern,
Kån 's nit håm va meinen Herrn.

D' Herrn gengen in Gårt'n,
spil'n si' mit di Kårten;
Kimmt der Gigas Gågas Mån,
nimmt in (den) Schimm'l und reit't davon.
(Heil. Kreuz.)

Das lautet in Röhrawiesen in Nied. Österr. nächst Horn:

Anichi banichi schläg mi neid,
Kraut und Ruibn, des mäg i neid,
Klani Fischl'n aß i gern,
Trau mi neid vur meine Herrn.

D' Herrnleit sitzand in Gärten,
Dan auf Fischl'n wärten,
Kumt da Gigas Gägas Mån,
Fährt mit Roß und Wägn davon,

Die Wandelbarkeit des Volksliedes zeigt sich auch hier: In der Gegend von Stockerau singen die Kinder beim spielen:

Angerl, bangerl, schläg mi net,
Kraut und Ruabn das mäg i net,
Kloane Fischerl aß' i gearn
Kann's net håm vo' meini Herrn. —
Kikrihan, Kikrihan,
sitz auf's Roß und reit davon,
geh du älta Gägasma',
hast a zrissens Hemad a',
geh, du bist draust.

III. Wuotan und der Tod.

Über die Gestalt des Todes und den Todtenritt.

1.

Die antike Kunst stellte den Tod mit dem Schlafe zusammen, und dieses schöne Bild des Brüderpaares hat bekanntlich Lessing in seiner Abhandlung erörtert: „Wie die Alten den Tod gebildet" (Berl. 1769. In Lachm. Ausg. 8 Bd.) Auf Grabesdenkmälern ist er abgebildet als schöner Jüngling oder Knabe, geflügelt oder ungeflügelt, gewöhnlich schlummernd, mit noch lodernder aber gesenkter oder mit umgestürzter und ausgelöschter Fackel — „nullique ea tristis imago!" Die Römer, welche nicht den Schönheitssinn der Griechen hatten, entwarfen schon ein schreckhafteres Bild; ihre Gerippe, die auf manchen alten Denkmälern vorkommen, stellen nicht eigentlich den Tod vor, sondern sind lavae (Leff. 67). Ihnen folgend stellt auch die bildende Kunst des Mittelalters den Tod als Gerippe dar (Grimm Myth. 809), wenn er nicht bloß sinnbildlich angedeutet wird durch einen Schädel oder einen Apfel oder durch einen Delfin als hilfreichen Führer in's Reich der Toten.

Es muste die Poesie und der Volkshumor seit dem 14. Jahrhundert zu Hilfe kommen, um die grauenhaften Vorstellungen zu mildern, und dieß finden wir auf den Bildern des bekannten Todtentanzes.

Das Christentum konnte keine Veranlassung geben zu einem schreckhaften Bilde. Christus selbst nennt den Tod einen Schlaf, Johann 11, 11: Lazarus unser Freund schläft (κεκοίμηται) und V. 14 fügt er erklärend hinzu: L. ist gestorben; ferner Luk. 8, 52 und Matth. 27, 52. Diese Stellen scheinen die christlichen Künstler, welche die römischen Bilder nachahmten, übersehen zu haben.

Dem Altertum war der Tod kein tötendes Wesen, bloß ein in die Unterwelt abholendes, geleitendes; der Tod trat als Bote einer Gottheit auf (Gr. M. 799). Seit der Teufel [1]) in den Besitz der Hölle gesetzt war, trat er neben den Tod. Der christlichen Ansicht gemäß empfiengen Engel die Seelen der frommen, Teufel die der gottlosen (Gr. M. 814).

Nach der ältern Vorstellung der Deutschen war Hel die Todesgöttin, welche die Toten in ihrer Behausung empfängt. Sterben war den deutschen Heiden wie den Christen: zu Gott fahren. Als Boten Odins traten zuerst die halbgöttlichen Valkyrien auf, um die im Kampfe gefallenen zu empfangen. Das halbgöttliche Wesen des heidnischen Todes ist dem der Elbe, Hausgeister und Genien nicht unverwandt (Gr. M. 814).

Im Volksglauben des deutschen Mittelalters finden wir den Tod als männliches Wesen, wie bei den Griechen. An die Idee der Botschaft und des haufenweise wanderns knüpften sich damals, als Spielleute Boten zu sein pflegten, heitere Vorstellungen, und daher entstunden die berühmten Bilder des Basler Todtentanzes. [2]) Auf dem ältesten Bilde (in Kleinbasel 1312) ist der Tod kein Gerippe, sondern fleischig aber hager [3]) (s. W. Wackernagel in Haupts Zeitschr. für deut. Altertum, IX. Bd. 1853, S. 363 u. a.) Auf einem Holzschnitte der

---

[1]) Das Wort ist ursprünglich weder deutsch noch römisch, im griechischen hieß ein Verleumder διάβολος.

[2]) Die Litteratur bei Goedeke, Grundriß S. 381.

[3]) Nach einem tiroler Märchen (Zingerle 2,43) ist der Tod „dürr," und zwar deshalb, weil er 7 Jahre lang am Ofen gedörrt ist. Vergl. oben Nr. 22.

Koburger Bibel (gedr. 1483), zur Verbildlichung der Offenbarung 6, 8: „Und ich sah ein fahl (bleiches) Pferd, und der darauf saß, des Name hieß Tod," sitzt der Tod auf einem einhersprengenden Pferde; er hat die Figur eines nackten Mannes, durchaus nicht eines Gerippes; nur die Brustrippen treten stärker hervor, die Augen sind kleine Höhlen ohne Brauen, der Kopf ist fast ganz kahl; in der rechten Hand trägt er eine Sense, in der linken ein Schwert, das an der linken Seite des Rosses schräg herabhängt. Die Idee der Todtentänze, bei welchen der Tod auch als Geiger vorkommt, scheint dem 14. und 15. Jahrhundert anzugehören. Nach der Vorstellung des Mittelalters war das sterben ein Tanz, zu welchem der Tod den Menschen aufspielt. [1]) Wie der Volkshumor sich an den Teufel wagt, so auch an den Tod, der mit dem Teufel so häufig zusammengestellt wird.

Auch der Teufel erscheint in der Volkssage als tanzend (Rochholz, Aarg. Sag. 2, 285). „Tod und Teufel" ward eine allitterierende Redensart; Tanz und Teufel gehen nach den Mönchspredigten immer zusammen. Keisersberg sagt in seinen Predigten über das Narrenschiff (1520 S. 128) sogar: „der tantz gat auch in circkelmaß, das ein Figur des teufels ist." (Vgl. auch Seb. Frank Sprichw. 1541 S. 65.)

In einem Volksliede aus dem Westerwald (Kretschmer II. Nr. 47) muß es auffallen, daß der Geiger, der in der Walpurgisnacht schönen Frauen aufspielt, einen Buckel hat. Die Frauen begehren, daß der Fiedler einen feinen Tanz geige, denn sie feiern die Walpurgisnacht.

Der Geiger strich einen fröhlichen Tanz.
Die Frauen tanzten den Rosenkranz,
und die erste sprach: „mein lieber Sohn,
du geigtest so frisch, hab nun deinen Lohn."

---

[1]) Auch nach der mystischen Auffassung lockt Christus als geigender Spielmann die liebende Seele zum Tanze.

Sie griff ihm behend unter's Wamms sofort
und nahm ihm den Höcker vom Rücken fort:
„So gehe nun hin, mein schlanker Gesell,
dich nimmt nun jedwede Jungfrau zur Stell."

Dasselbe geschieht in einer Aachner Volkssage bei J. Müller (Aachener Sag. und Lg. 1858 S. 122), wo in der Quatembernacht dem Fiedler zum Lohne der Höcker weggenommen wird.

Das Hechsenelement und das elbische berühren sich, und der Teufel erscheint hier als ein „krummer Wicht" (Grimm Myth. 409, 410), wie er denn überhaupt in allerlei Gestalten erscheint. [1]) Im Geschlecht der Wichte und Elbe, das manche teuflische Züge hat (Gr. M. 966), gibt es viel ungestaltes; alle schwarzen Elbe sind häßlich und mißgestalt (Gr. Myth. 418); Zwerge haben oft Höcker und unförmliche Füße.

2.

Wir haben diese Andeutungen vorausgeschickt, um auf eine Gestalt des Todes aufmerksam zu machen, die meines Wissens noch nicht bekannt ist. Wir bringen einige Lieder, in denen der Tod als b u c k l i c h t e s M ä n n l e i n erscheint. [2])

Der Tod als zusammengeschrumpfte Leiche, mit stark hervortretenden Knochen kommt erst seit dem 16. Jahrhundert vor; älter ist die Vorstellung desselben als Schnitter mit einer Sense, wie er auch im folgenden Liede erscheint. Die launige Auffassung und Personifikation des Todes hat sich aus den früheren Jahrhunderten bis auf die Gegenwart erhalten, und es kann darum nicht befremden, daß in unsern Liedern der Todtenmann etwas neckisches hat, der wie ein Kobold die

[1]) Wir machen hier aufmerksam auf die Erläuterung des Sprichwortes „das wirt geschehen, wenn der Teufel von Ach kompt" bei Agricola (Ausg. 1529, Nr. 301.)

[2]) Sie sind verbreitet unter dem Volke in Röhrawiesen, Fugnitz, Zeblersdorf, nördlich von Horn im V. O. M. B. Nied. Österr.

Menschenkinder überall verfolgt, und daß er hier in häßlicher Gestalt erscheint mit Buckel und großer Nase, nach der mündlichen Aussage auch mit langem Barte. Jenem magern Knochenmann hat der Volkshumor einen Buckel beigelegt. Durch dieses komische auftreten ist die sonst grauenhafte Gestalt des Todes gemildert. Wie die Griechen den gefürchteten Erinyen den Namen Eumeniden, d. h. wohlwollende gaben, so hat auch unser Volk den Tod sich zutraulicher gemacht; denn es nennt ihn sogar „Gevatter Tod" (s. Grimms Märchen 1843 Nr. 44), den es „dürrbeinig" erscheinen läßt und mit „eiskalter" Hand. In Harrys S. Niedersachsens 1 Nr. 3 erscheint der Tod als langer, hagerer Mann, mit blassem eingefallenem Gesicht, einen langen grauen Rock und in der Hand ein spanisch Rohr mit einem Todtenkopfe als Knopf tragend. Bei dem bekannten Volksbrauche „das Todaustragen," wo er ein Symbol des Winters ist, wird eine Puppe [1]) aus Lumpen gemacht, oder ein Strohmann wird auf eine Stange gesteckt.

Nach Panzer (bair. Sag. 2, 73) ist es ein Jahr eine männliche, das andere Jahr eine weibliche Figur. Diese wird dann entweder in's Wasser geworfen oder verbrannt. Daß bei dem alten Kampfe des Sommers mit dem Winter auch der Tod Gegenstand des Volksspieles war, beweiset u. a. auch das unter dem Namen Königslied aus Siebenbürgen mitgetheilte dramatische Spiel. (Aus Siebenb. Vorzeit, Hermannstadt 1857 S. 74). Ein Engel, der Tod und ein König treten als Personen auf.

Wertvoller sind unsere Lieder, von denen das erste so lautet:

1. Wir i aufi bin gânga, hâb'n d'Hâhna schon kroaht, [2])
und wir i âwi [3]) bin gânga, hât 's Dodamanderl [4]) schon gmoaht. [5])

---

[1]) Die Begriffe Kobold, Zwerg, Däumling, Puppe und Götze gehen vielfach in einander über s. Grimm Myth. 468. Die Beziehung des Todtenreiches zu den Elben hat M. Rieger nachgewiesen in Pfeiffers Germania 3, 2, 172 ff.

[2]) Die Hähne schon gekräht. [3]) Wie ich herab. [4]) Todtenmännchen. [5]) gemäht.

2. I bin a weng g'ståndn und håb a weng g'schaut,
då håt ma de's Dodamanderl mei Fuaßerl weg g'haut.
3. Geh' aufi auf's Berg'l, schau åwi in Gråb'n!
Då håt de's Dodamanderl in Dodamon daschlåg'n. [1]
4. Då oben am Berg'l wo 's Wasserl schön rinnt,
då tånzt jå de's Dodamanderl, daß d'Haxen [2] umspringt.
5. Ånta's Båch, iba's Båch [3] siach i wås stehn,
und wir i gnau zuchischau woar's net går schen. [4]
6. I siach 's Dodamanderl stehn, lauf glei davon,
Trau mi net umz'schaun mehr, lauf wås i kån.
7. 's Dodamanderl håt an Buckl g'håbt, 's wor net går groß,
und hot a Drum [5] Nås'n g'håbt, wir a kloans Foß. [6]

Nach Inhalt, Komposizion und Reim zu urtheilen, ist dieß Lied nicht bloß sehr alt, sondern auch ein echtes Volkslied. Die Singweise ist sehr einfach; jede Strofe wird mit einem Ju — he! geschlossen.

Eine Variazion singt man in Göpfritz in der Wild (Nied. Österr.); sie beginnt:

Wiar i aufi bin gånga håt's g'schneibt und g'waht,
und wiar i åbi bi gånga hå'm die Måhda scho g'maht.

Im Verlaufe wird das Lied erotisch.

Einzelnes Schnadahipferl variirt die 4. Strofe:
Dort omat (oben) aum Bergerl wo's Wåsserl åbirinnt,
dort tånzt da Herr Pfårra datz Kapperl umspringt.

Das freie Volkslied hat solche Wandelungen, daß oft der ursprüngliche Sinn fast verloren geht. So auch bei folgendem aus Göpfritz in Nied. Oesterreich:

---

[1]) Da hat das Todtenmännchen den Todtenmann erschlagen. Der Dodamon wird für den Vater des Dodamanderl gehalten. [2]) Das Bein. Nach Schmeller 2, 147 die Hächsen (Hacks'n), der Kniebug mit seinen Sehnen, besonders an den Hinterbeinen der vierfüßigen Thiere; das Bein überhaupt. [3]) Beide Wörter bedeuten: drüben. [4]) schön. [5]) Drum, Trum ein großes Stück, also eine Nase von großem Umfang. Vergl. Schmeller, 1, 490. [6]) Faß.

Wiar i aufi bi gånga håm d'Håhna scho' kraht,
und wiar i åbi bin gånga håm d'Måhda scho' g'maht.
Hiazt bin i a so g'ständn und håb a so g'schaut,
do håt ma da Måhda mei Fuaßerl ågħaut.
„No wårt no, du Måhda, i wia di scho' kriag'n,
i kaf ma a Häuserl und heirat' dei Diarn."

Über das krähen des Hahns wären eine Menge Zeugnisse beizubringen. Schon in der Völuspa finden wir den Hahn in den Sälen der Hel. In vielen Volkssagen wird der Teufel durch den Hahnkrat vertrieben. [1])

Über das mähen des Todes berichtet Grimm (Myth. 808). Wir finden ähnliches schon bei den Griechen: bei Euripides in seiner Alcestis erscheint der Todesgott als ἱερεὺς θανόντων mit einem Messer, um den sterbenden wie seinen Opfern das Haar abzuschneiden. Ebenso Persephone bei Virgil (crinem abstulerat Stygioque caput damnaverat orco). Schon in den griechischen Keren, die den Schlachtentod vergegenwärtigen, (wie die germanischen Valkyren) finden wir Anhaltspunkte: Ker (von κείρειν abschneiden, aufreiben) ist so zu sagen der Treff des Todes. Einen Zug, daß nämlich der Sohn den Vater erschlagen (Str. 3), wage ich nicht zu deuten; es scheint eine uralte Erinnerung zu sein.

3.

Wir theilen nun ein zweites Lied mit, das gewis viel jünger als das erste ist.

1. Onamirl, dicki Dirl, geh mit mir in Keller,
um a Weinl, um a Birl, [2]) um an Muschkateller.
2. No so gehn ma glei mitsåma, daß uns koan nix g'schiacht,
sauf ma a glei mitanånda, daß uns da Dodamon net siacht.

---

[1]) S. ausführliches bei Panzer bair. Sag. 1, 310 fg.

[2]) Bier. Dem Reim nach könnte die Strofe auch vierzeilig geschrieben werden.

3. Wir i des såg [1]), mir woas a so, kumt eina bei da Thir
da Dodamon mit'n Håwastoh [2]), und stellt si glei zo mir.
4. Mir fångts då glei zon gruseln ån, da Kopf wird ma gånz hoaß,
wir i den schiachen [3]) Dodamon neb'n meina [4]) sitzen woaß.
5. I trau ma nimma aufz'schaun mehr und fåll vur Ängsten um,
und wir i wida aufstehn thua, woa's finsta umadum.
6. In Dodamon den håb i g'seg'n, de's, Leidln, glaubt's ma g'wis:
er håtan enzdrum Buckl g'håbt, und a drum Nås'n in sein G'friß. [5])

Hier trägt der Tod eine Sense zum Hafermähen; auffallend stimmt damit überein, daß in dem bekannten Kinderliede (s. meine Alpensagen S. 119 und 120) die dritte der Nornen Haferstroh schneidet (oder spinnt). Diese dritte Norne ist die Norne des Todes. Wenn hier die männliche Todesgottheit, der Dodamon, mit einer Hafersense erscheint, so ist es vielleicht erlaubt, an den Gott der Ernte, an Wuotan, zu denken.

4.

Mehr Aufschluß über das bucklichte Männchen gibt uns das dritte Lied. Eine ähnliche Überlieferung hat „des Knaben Wunderhorn 3 Bd. 1808, Anhang S. 54. wo ein Kinderlied beginnt: „Will ich in mein Gärtlein gehn." Überall, im Gärtlein, in der Küche, Stube 2c. tritt das bucklichte Männlein hindernd oder neckend auf, wie auch Elbe den Menschen schaden und sie necken (Gr. M. 429); das Lied hat aber nicht die geringste mythische Beziehung. Diese bietet aber unser Lied in den beiden letzten Strofen. Ähnlicher ist eine andere Version in Tschischka's österr. Volksliedern (Pest 1844) S. 12, deren Abweichungen in den Anmerkungen zu unserm Liede angegeben sind.

---

[1]) Wie ich dieß sage. [2]) Sense zum Hafermähen. [3]) schiach heißt häßlich, auch zornig. [4]) Neben mir. Neben u. a. Präpos. regieren im österr. den Genitiv. [5]) Vergl. S. 70 Str. 7. enz ist Verstärkungssilbe. G'friß: g'wis reimen richtig, beide i sind gedehnt. Die Ausdrücke G'friß, Fressen, Fratze für Gesicht sind in den Mundarten gewöhnlich.

1. Ei, ei, ei, sâgt mein Wei,
Knöd'ln soll i kocha,
hâb koan Schmâlz, hâb koan Sâlz,
's Hâf'n is ma brocha.

2. Muaß i schnell zon Hâfna geh'n,
muaß a Hâfa kaufa,
steht des bucklad1) Manderl do,
steßt mi ibern Haufa.

3. Muaß i schnell in Kirri geh'n
muaß a G'setzel bet'n,
steht des bucklad Manderl do
mit da goldnen Bet'n.[2]

4. Muaß i schnell auf d'Wiesen geh'n
um a weng an Küm'l,[3]
steht des bucklad Manderl do
auf oan weiß'n Schimmel.

5. Und wir i mi mâl umschaun thua
woar des Manderl schon a groſa Bua,
und is mit sein Schimmel
g'ritten bis am Himmel.[4]

Der Schluß erinnert an den Ausspruch Abrahams a Sa. Clara (Wolf Beitr. 1, 203):

Wer nicht ist wie der Himmel,
den holt der Teufel auf'm Schimmel.

---

[1]) Bei Tschischka „bunkads" d. h. kurz und dick; bunkert heißt eine kleine dicke Person. [2]) Die „Bet'n" heißt Rosenkranz. Bei Tschischka: „Trit m'r auf de Bet'n," und das scheint bezeichnender für den Recker. [3]) Anderwärts gesprochen Kamüln (Kamillen). [4]) Bei Tschischka ist der Schluß:

Wollt ih glai zum Richta geh'n,
wollt's Manderl g'schwind vaklag'n,
sich (sehe) kan bunkad's Manderl mea(r),
auf und davon woa(r)s g'flog'n.

Daß hier der weit bekannte Schimmelreiter, der „bis am Himmel" reitet, niemand anders als Wuotan ist, dürfte keinem Zweifel unterliegen. „Hermes ist Odinn selbst, dem die Seelen gehören," sagt Grimm (Myth. 800). Im Norden hieß „zu Odinn fahren" nichts als sterben (Gr. M. 132). Wie ursprünglich die Valkyren reiten, wie sogar Elberich reitet (Gr. M. 434), so führt nach mittelalterlicher Vorstellung der Tod zu Pferde die Seelen hinweg (Gr. Myth. 803). Und als die Idee vom Todesgotte dann auf den Teufel übergieng, so war es dieser, der den Menschen nachstellte, und die Fantasie des Volkes mit seinen Schrecken erfüllte. Der Mensch hinwieder sucht den Tod wie den Teufel auf manche Art zu betriegen und ihn sogar fest zu bannen.

Nach Rochholz (Aarg. Sag. 2, 190) ist Alahirzi, Holzhirzi, Holzmeier (Gr. Myth. 811) der Todesgott, der die Seelen in den Wald abholt. Dieser Waldgeist gehört in's Reich der Elben. Auch der bucklichte Todtenmann hat manches elben- und zwerghafte. Die Beziehung dieser Gestalten zu Wuotan

In Heil. Kreuz und Trumau (Nied. Österr.) finde ich dasselbe Lied mit folgenden Abweichungen. In H. hat es 6, in Tr. 5 Strofen.

H.

2. Str. wül mit mir raufa.

3. Str. zreißt mir di Betn.

4. Str. Wir i wül zon Richta gehn,
und wül's vaklågn,
steht das buglad Manderl då,
wül mi daschlågn.

5. St. Wir i wül in Wåld gehn,
wül mi vastecka,
steht das buglad Manderl då,
wül mi daschrecka.

6. Str. Wir i wül in Gårten gehn
um oan Sålåt,
steht das buglad Manderl då
und schlågt mi dod.

Tr.

1. Str. Nockerl soll i kocha.

3. Str. Wir i wül in Gårtn gehn,
wül a Bleamel brocka,
steht das buglad Manderl då,
mit da goldan Docka.

4. Str. Wir i wül ins Wirtshaus gehn,
wül a Seitel bringa,
steht das buglad Manderl då
mit da goldan Schwinga.

5. Str. Wir i wül in Kiacha gehn
wül a Bsetzel betn,
steht das buglad Manderl då
trit m'r auf di Betn.

macht sowohl das reiten als auch die den Zwergen eigene Tarnkappe wahrscheinlich, und auch Grimm (Myth. 432) vermuthet, „die Zwerge können in einer besondern, jetzt verdunkelten, Beziehung zu Odinn gestanden haben." Diese „verdunkelte" Beziehung scheint durch die obige Untersuchung mehr Licht zu erhalten.

In jener Gegend Nied. Österreichs (Röhrawiesen 2c.) treffen wir noch ein Liedchen an, in welchem der Dodamon den Schutzengeln gegenüber gestellt wird:

Kind'l thua schlâf'n,
zwoa Engl bei dir wâch'n;
da ersti, der di weist,
da zweiti, der di behi't bei Tâg und Nâcht,
daß dir da schiachi Dodamon nix mâcht.

In einem andern steht er als Geiger da:

Eiß Buima und Menscha gehts eina zo uns!
da schelweankat Dodamon thuat geigna bei uns. [1])

(Ihr Buben und Mädchen geht herein zu uns,
der schiefe (mißgestalte) Dodamon thut geigen bei uns.)

5.

Auch über den Todtenritt können wir einige neue Überlieferungen aus dem Munde des Volkes mittheilen.

In ganz Deutschland ist Bürgers Lenore bekannt, weniger das Volkslied „Wilhelms Geist" (bei Herder 6, 8) und das im „Wunderhorn" (2, 19) mitgetheilte. Bürgern war ein Märchen erzählt, in welchem der Reiter ausruft:

Der Mond der scheint so helle,
die Toten reiten schnelle.

Diese Verse kehren auch in den genannten Volksliedern wieder; das Märchen oder die Sage selbst ist bis jetzt noch

[1]) Daher auch bei Seb. Frank 1541, S. 65: des tods faßnachtspil.

unbekannt, obgleich der Stoff, den auch Mickiewicz polnisch bearbeitet hat, sehr verbreitet gewesen sein muß. [1])

Daß diese Volksdichtung in Österreich noch in frischen Zügen lebt, geht aus den folgenden Sagen hervor.

Vorher bemerken wir, daß die älteste Grundlage der Lenorensage schon in der Edda (Helgakwida) zu finden ist.

Der getötete Helgi erschien wieder, Sigrun blieb bei ihm im Hügel, die lebende bei dem toten. Als es Morgen ward, sagte Helgi: Nun ist es Zeit fortzureiten, in Walhall muß ich sein, ehe der Hahn Salgofnir mit seinem krähen das Siegervolk weckt. [2]) Helgi ritt seines Weges, und Sigrun ließ Wache halten am Hügel, ob er etwa wieder käme. Er kam aber nicht. Sigrun lebte nicht lange mehr, vor Harm und Trauer.

6.

In Heil. Kreuz (Nied. Österr.) erzählt das Volk:

Ein Mädchen hatte einen Geliebten, der war Soldat und ist dann beim Heere gestorben. Jetzt hat sich das Mädchen gar so viel gesehnt nach ihm, und hat oft bitterlich geweint. Da kam einst in der Nacht ein Reiter auf einem schneeweißen Schimmel vor ihr Fenster geritten. Es war ihr Geliebter. Er klopfte an und sagte: „Ånamirl steh auf, und geh mit mir!" Sie stand sogleich auf uud gieng hinaus. Er befahl ihr, sich aufzusetzen. Sie that es, uud beide ritten fort. Der Mond schien sehr hell. Als sie eine Weile geriten waren, fängt ihr Liebster auf einmal an:

Wie scheint der Mond so hell,
wie reiten die Toten so schnell;
Ånamirl fürchst dich nit?

---

[1]) Der ganze Sagenkreis ist behandelt von W. Wackernagel in den altd. Blättern von Haupt und Hoffmann (1835 S. 174 fg.) Vergl. auch Grimm Myth. 804 Anm.; in den K. und H. Märchen III. S. 75.

[2]) Simrocks Edda 176.

Sie aber sprach: „Was soll ich mich denn fürchten, bist ja du bei mir!“ Sie ritten wieder eine Weile, da begann er abermals:

Wie scheint der Mond so hell,
wie reiten die Toten so schnell;
Ånamirl fürchst dich nit?

Es erfolgte dieselbe Antwort, und so zum dritten Male. Während dem waren sie zum Hause des Schulmeisters gekommen, von dem der Freithof nicht weit weg war. Da kam ihr die Furcht („der Scheuch“); und als sie vor's Schulmeisters „Schupfen“ vorbei kamen, sprang sie schnell ab und eilte hinein in die Schupfen; denn ihre Angst war schon groß, und unter den „Dachtropfen“ wuste sie sich sicher. Da rief ihr Geliebter ihr zu: „Dein Glück ist's, daß du herabgesprungen und da hinein bist, sonst hätte ich dich auf tausend Fetzen zerrissen. Ich wäre schon bald erlöst gewesen, und hab wieder so weit herkommen müssen!“ Darauf warnte er sie noch, ja keinen Verstorbenen mehr zu sich zu verlangen, und verschwand.

7.

Es war einmal in einem Orte ein „Dirnderl“; dieser starb ihr Herzliebster. Über das hat sie gar viel geweint, und kein Mensch hat sie trösten können. Einige Zeit nachher saß sie einmal auf dem „Gassenbankel“ vor ihres Vaters Haus und nähte an einem blauen „Fürtuch,“ welches sie sich machte. Sie wollte gerade die „Bandel“ annähen, als plötzlich eine schöne Frau daher kam, welche fragte, was sie da mache. Nachdem sie es der Frau gesagt hatte, entgegnete ihr diese, sie möge die Bandel liegen lassen und nicht annähen; es werde in der folgenden Nacht um zwölf Uhr ihr Liebster kommen und sie abholen; dann solle sie das „Fürterl“ [1]) ohne Bandel nehmen und bloß

[1]) Fürterl, dim. von Fürtuch (Schürze). Wenn einem Mädchen das Fürtuch herabfällt (nachdem die Bandl aufgegangen), so sagt man, ihr Schatz werde untreu. Sollte dieser Aberglaube in einer Beziehung zum obigen stehen?

„hineinstricken," daß es halte. Darauf ist die schöne Frau wieder weg gewesen, wie verschwunden. Als die Mitternacht gekommen war, erschien richtig vor dem Fenster des Dirnderl ihr Liebster, klopfte an, und sie muste mit ihm gehen. Sie that mit dem „Fürterl," wie es ihr die schöne Frau gesagt hatte und strickte es bloß hinein. Dann setzte sie ihr Liebster zu sich auf sein Roß, — denn er war reitend gekommen — und nun gieng es fort im Galopp! — Der Mond schien spiegellicht. Als sie so eine Weile geritten waren, fieng der Reiter plötzlich an:

Wie scheint der Mond so hell,
wie reiten die Toten so schnell!
Dirnderl fürchst dich?

Sie entgegnete: Nein! — Nach einer Weile fieng er dasselbe zum zweiten und dritten Mal an, worauf sie immer mit „Nein" antwortete.

Endlich waren sie zum Freithof gekommen; beide ritten hinein; er sprang vom Pferde herab und riß auch das Dirnderl herab. Darauf stieg er in ein Grab und wollt auch das Dirnderl mit hineinziehen. Da er sie aber beim Fürtuch gefasst hatte, so riß er dieses, welches nachließ, mit sich hinein. Das war ihr Glück, denn das Fürtuch zerriß er in tausend Fetzen; und das wäre ihr selbst geschehen, hätte sie dasselbe umgebunden gehabt. Ohnmächtig fiel sie nieder.

Des andern Tages, als ihre Leute das Mädchen nicht fanden, giengen sie dasselbe suchen. Sie wusten, daß es öfters auf den Freithof gegangen war, und schauten deshalb dort nach; und richtig fanden sie das Mädchen dort noch liegen. Als sie es zur Besinnung gebracht hatten, erzählte es alles, was ihm begegnet war, worüber die Leute sich großmächtig verwunderten. In der Nacht darauf, als das Mädchen schon schlafen gegangen war, kam wieder die schöne Frau zu ihr und sprach: „Siehst du, es war dein Glück daß du mir gefolgt hast; laß dir das zur Warnung sein, und weine

ein andermal nicht mehr so, wenn eines stirbt; denn dieser hat einen gar schweren Weg machen müssen!" Darauf sagte sie noch, daß sie unsere liebe Frau sei, und verschwand.

8.

Es war einmal ein Kaufmannssohn, der die Tochter eines andern Kaufmanns heiratete. Sie versprachen sich gegenseitig, daß, wenn eines von ihnen sterbe, das andere nicht mehr heiraten solle. Als sie schon längere Zeit mit einander gelebt hatten, machte er eine weite Reise. Schon war eine geraume Zeit verflossen, und der Mann war noch nicht zurückgekehrt; auch kein Brief kam von ihm an. Da dachte sie, er müsse gestorben sein, und heiratete einen andern, ohne Rücksicht auf das gemachte Versprechen. Während der Hochzeit kam ein Handwerksbursche, bat um ein Almosen, und verlangte die Braut zu sprechen. Man sagte es ihr, und sie gieng darauf hinaus uud gab dem Handwerksburschen etwas. Nachdem dieser herzlich vergelts Gott gesagt hatte, gab er ihr den Rath, sie möchte ihr „Fürtuchbandl" ja nicht binden, sondern nur so hineinstricken, es werde ihr noch von großem Nutzen sein. Und das befolgte sie auch. In der Nacht klopfte jemand beim Fenster an. Sie gieng sogleich hin um zu sehen, was es gebe. Da sah sie ihren ersten Mann draußen auf einem Schimmel. Er sagte ihr, sie solle herauskommen. Sie zog sich geschwind an, vergaß aber nicht, ihr „Fürtuchbandl" bloß hineinzustricken. Als sie hinausgegangen war, setzte er sie zu sich auf seinen Schimmel, und fort gieng's im Galopp! — Als sie so ritten, sagte er:

Wie scheint der Mond so hell,
wie reiten die Todtenbeiner so schnell;
fürchst dich?

Da sagte sie: wie soll ich mich denn fürchten, bist ja du bei mir! — Als sie wieder eine Weile geritten waren, sagte er nochmal dasselbe, und so noch einigemale. Sie gab darauf immer dieselbe Antwort.

Endlich waren sie zu einem Freithof gekommen, da ritt er gleich über die Mauer hinein. Er stellte dann seine Begleiterin nieder, faßte sie beim Fürtuch, und ritt in ein offenes Grab hinein. Er wollte sie mit hineinreißen, riß aber nur das Fürtuch mit, und sie blieb unversehrt stehen. Da rief er aus dem Grabe heraus: „Dein Glück ist's, sonst hättest du jetzt also lebendig zu mir herein müssen." Darauf schloß sich das Grab.

Sie gieng dann fort aus dem Freithof, aber die Gegend war ihr ganz fremd. Als sie in einen großen Wald kam, baute sie sich eine Hütte, in welcher sie blieb bis sie starb. [1])

9.

Eine andere Sage aus Dalleschitz in Mähren (nördlich von Znaim) lautet:

Zwei Eheleute lebten fern vom Geräusche der Welt. Da brach ein Krieg aus und auch der Eigentümer des Häuschens, namens Philipp, muste mit den Truppen fortziehen. Die Frau blieb ohne Nachricht, und ungewis ob Philipp noch lebe oder nicht, gieng sie täglich zur Kirche und betete, es möge ihr doch im Traum das Schicksal ihres Mannes kundgethan werden. Aber das geschah nicht; endlich rieth ihr ein altes Weib, einen Todtenkopf Nachts vom Friedhofe zu holen, ihn im Wasser zu kochen und sodann Acht zu geben, ob der Todtenkopf dreimal den Namen ihres Mannes rufe. Geschähe das, so würde er erscheinen, ob tot oder lebendig. Das that die Frau wirklich, und als der Todtenkopf den Namen Philipp dreimal rief, klopfte jemand an der Thür. Sie machte auf und herein trat ihr Mann. Ein freudiger Schrecken überfiel sie, und sie fragte: woher kommst du und wie ist dir's ge-

[1]) Johann Wurth, Schullehrer in Münchendorf, der mir Nr. 6, 7, 8 mitgetheilt hat, fügt hinzu: Die Sagen vom „Todtenreiter" müssen in Nied. Österreich sehr verbreitet sein, da ich sie noch überall, wo ich hinkam, gehört habe; in Heil. Kreuz, in Münchendorf, in Wien; und in meiner Jugend hörte ich in Trumau verschiedene Personen ähnliches erzählen.

gangen? Ich habe nur eine halbe Stunde Zeit, erwiederte er; draußen stehen zwei weiße Rosse, willst du mit mir reiten, so erzähle ich dir. Sie setzte sich schnell auf das Roß und nun gieng's über Stock und Stein. Unterwegs sprach der Mann: der Mond scheint so hell; der lebendige reitet mit dem Toten: meine liebe, fürchtest du dich? Warum sollt ich mich fürchten, sprach das Weib, du bist ja bei mir. Nach einer Weile fragte er abermals, und er erhielt dieselbe Antwort. Endlich gewarte sie einen Friedhof, dessen Thüren aufgethan waren. Beide ritten hinein, und nun ward das Weib erst inne, daß sie mit einem Toten geritten sei. Schnell sprang sie von dem weißen Rosse und lief in das Totenhaus. Hier erblickte sie aber einen Toten, der in einer offenen Truhe lag. Sie sah sich nach einem Schlupfwinkel um, und verkroch sich in eine große Öffnung der Mauer. Kaum war sie darin, als ihr Mann kam und durchs Fenster dem Toten dreimal zurief: Gib mir heraus die lebendige! Da rührte sich der Tote und wollte aufspringen, allein in dem Augenblicke krähte der Hahn, und der Tote sank zurück. Auch ihren Mann sah sie in's Grab steigen. Mit Angst und Zittern erwartete sie den Tag; dann eilte sie schnell hinaus, gieng in das nächste Dorf und erfuhr, daß sie in einem fremden Lande sei, daß man eine andere Sprache spreche und daß sie mehr als 60 Meilen von der Heimat entfernt sei. Auf dem Heimwege muste sie sich durch betteln ernähren.

So weit die Volkssage. Der Hahnkrat findet sich auch in den Volksliedern (S. 71), nicht aber die Art und Weise des Zusammentreffens, das nach unserer Sage durch den Aberglauben veranlaßt scheint. Nach Meier (schwäb. Sag. 2, 488) meldet sich der Tod durch klopfen nnd dreimaliges nennen des Namens an.

10.

Betrachten wir schließlich die Farbe des Todtenmannes. Weiß ist alles was sich in Gebräuchen auf seine Erschei-

nung bezieht. Bei den slavischen Völkern ist weiß sogar die Trauerfarbe. In einem mir aus österr. Schlesien mitgetheilten Wiegenliede erscheint der Tod weiß:

Schlouf Jengla lange,
Dar Tud setzt off der Stange;
ar hot an weißa Kettel on,
ar well das Jengla metta hon (mit haben):
Schlouf Jengla, schlouf.

Nach einer Mittheilung aus Straziowitz (bei Gaja in Mähren) sah ein Feldhüter Nachts eine weiße, hagere und große Gestalt. Die gieng auf das Dorf zu, und der Feldhüter sah sie in einem Hause verschwinden. Am andern Morgen erfuhr er, daß der Herr in jenem Hause gestorben war, und zwar zu derselben Stunde, da der Feldhüter die Gestalt im Hause hatte einkehren sehen. Es war ihm nun klar, daß jene weiße Gestalt der Tod selber gewesen sei.

Wollte man einem Bilde vom Tode ein Attribut beigeben, so dürfte wohl das Käuzchen (der Steinkauz), in Nied. Österr. auch Wichtel genannt, als solches gelten, weil er Totesbote ist.

Somit hätten wir ein ziemlich deutliches Bild vom Tode nach deutscher Volksanschauung. Wollte etwa ein Künstler solch ein nazionales Bild darstellen, so brauchte er weder antike Anschauungen zu borgen, noch wäre er genöthigt den Tod als Gerippe zu malen. Der verwesete Körper eines Toten kann kein Bild sein zur Personifikation des abholenden oder geleitenden Todesboten oder des Todesgottes selbst. Auch sollte teuflisches oder höllisches das Bild nicht verunzieren, weil es der echt deutschen Volksanschauung fern liegt. Dieser durchaus angemessen wäre eine weiße, hagere Gestalt auf einem in schnellem Trabe begriffenen Schimmel. Ein lichtes nicht eng anliegendes Gewand würde den kleinen Buckel der zwergartigen Gestalt nicht unschön hervortreten lassen. Der Ausdruck des Reiters, der eine Sense trägt, wäre zwar neckisch aber

nicht höllisch, der Ton und Charakter des ganzen zwar schreckhaft aber mild, was zugleich übereinstimmte mit dem Geiste der christlichen Lehre.

Tod und Teufel.

Die Beziehung Wuotans als Todesgott zu dem, unserm Heidentum ursprünglich fremden, Teufel (Gr. Myth. 936 und 872), dann die wahrscheinlich von den Schwarzelben entlehnte Vorstellung der bucklichten Gestalt des „Dodamanderl," der die Menschen verfolgt, wird noch deutlicher, wenn wir den Mythenkreis ausdehnen und noch einige hieher gehörige bisher unbekannte Volksüberlieferungen mittheilen.

11.

In der Nähe des Dorfes Klausen (Nied. Österr.) steht eine einsame Mühle, die „Schädelmühle" genannt. Der ehemalige Besitzer war erst einige Jahre verheiratet, als seine Frau in einer Nacht plötzlich verschwand und nicht wieder zurückkehrte. Über dieses verschwinden erzählten die Bewohner der Umgegend folgendes. Die jungen Eheleute lebten schon seit der Trauung in fortwährendem Streite. Mismuthig gieng eines Tages der Müller in den Wald, entschlossen selbst mit dem Teufel anzubinden. Nachdem er das hiezu erforderliche Christofsgebet gesprochen hatte, erschien der Teufel und fragte nach seinem begehren. Der Müller sagte, er möchte gern seine Frau los werden. Nach heute hole ich sie, antwortete der Teufel, wenn ihr mich alle Nacht in eurer Mühle malen lasst.

Von nun an hatte der Müller keine ruhige Nacht mehr; denn sobald die Mitternachtsstunde geschlagen, kam zur Mühle ein Wagen mit 6 Pferden bespannt; auf dem Wagen waren Säcke; eines von den Pferden des vordern Paares war ein Schimmel, der 8 Füße hatte, und auf diesem ritt ein Mann, welcher nur ein Auge hatte; stieg er ab, so konnte man bemerken, daß er mit einem Fuße etwas hinkte. Dieser Fuhrmann gab ein Zeichen und es kam auch der Teufel

herbei [1]), und darauf trugen sie die Säcke, in welchen Menschenköpfe waren, in die Mühle und schütteten sie auf. Dann begann ein fürchterliches treiben und poltern bis zur Morgendämmerung. Einmal als das treiben begonnen hatte, lauschte der Müller um zu erfahren was denn eigentlich in seiner Mühle vorgehe. Er schauderte zurück vor den vielen Menschenköpfen, welche alle zu Staub zerrieben wurden. Wie ward ihm aber erst zu Muthe, als er hören muste, daß auch ihm ein gleiches Schicksal zu Theil werden sollte. Er konnte kein Auge mehr schließen, und besprach sich des andern Tages mit einigen herzhaften Bauern. Sie bewaffneten sich mit tüchtigen Knütteln, und versteckten sich, als die Nacht hereinbrach, in der Mühle. Der Teufel und sein einäugiger Gefährte wollte gerade die Säcke zur Stiege hinauftragen, da brachen die Bauern aus dem Hinterhalte hervor und erschlugen den einäugigen Fuhrmann. Der Teufel, welcher auch tüchtige Schläge erhalten hatte, packte ihn zusammen, warf ihn auf den Wagen und fuhr mit Windeseile davon. Seit dieser Zeit war es in der Mühle ruhig, und die Mühle erhielt den Namen Schädelmühle.

Hier haben wir deutlich bezeichnete mythische Züge. Wuotan ist noch eine von seinem spätern alter ego getrennte Person, beide aber haben dasselbe Geschäft. Der einäugige Odinn (Gr. Myth. 133) erscheint also hier auch auf deutschem Boden, ebenso der achtfüßige Sleipnir (Gr. M. 140). Wie der einäugige Sonnengott, der hier dem Hermes gleicht (Gr. M. 150), den Wechsel des Tages und der Nacht schafft, so leitet er auch den Übergang vom Leben zum Tod.

12.

Vergleichen wir eine andere Sage, deren Ort ebenfalls eine Mühle ist.

---

[1]) Der Erzähler, ein Bauer aus Heiligenkreuz, bemerkte, es seien zwei Personen gewesen.

An dem Flüsschen Erlaf (und zwar 1 Stunde vom Dörfchen Wogern) in Nied. Österr. besaß vor langer Zeit ein reicher Müller die s. g. Teichmühle, die man aber auch Teufelsmühle nennt. In dem Flüsschen liegt ein Felsblock, mit Händeabdrücken, und geformt wie ein Mühlstein. Jener Müller betrieb das Geschäft nicht mehr, und dennoch hörte man Nachts die Mühle klappern. Die Neugierde trieb einen Bauer einst zur Mühle; er erblickte durch eine kleine Öffnung eine Menge schwarzer, widriger Gestalten, welche bei Fackelschein eifrig aus Säcken Menschenköpfe auspackten und sie zwischen die Mühlsteine warfen. Als der Lauscher unwillkürlich einen Schrei ausstieß, stürzten jene schwarzen Gestalten heraus und verfolgten ihn. Einer schleuderte ihm einen am Wege liegenden Mühlstein nach, der aber in die Erlaf fiel. Am andern Tage fand man die Mühle zerstört.

Die Benennung Teufelsmühle finden wir in Süddeutschland häufig (Panzer, bair. Sag. 1. 123; Meier, schwäb. Sag. 1, Nr. 176, wo der Teufel „Seelen zersägt").

Wie Ἑρμῆς ψυχοπομπός die Seelen zur Unterwelt geleitet, so führt oder trägt der deutsche Todesgott die Toten oder ihre Köpfe in Säcken, theils um sie zu zermalmen, theils zum Friedhofe, wie aus folgender Sage hervorgeht.

13.

Zur Zeit als die Pest in Wien war, wohnten in einem Hause (nahe beim allgemeinen Krankenhause) drei Schwestern. Diese hörten das Gerücht, daß der Teufel in jeder Mitternacht mit den Toten des Krankenhauses nach dem Friedhof in Währing fahre. Begierig den Teufel einmal zu sehen, blieben sie auf und vernahmen um Mitternacht ein furchtbares Wagengerassel und unaufhörlichen Peitschenknall. Die jüngere Schwester steckte den Kopf zum Fenster hinaus und sah einen schwarzen Wagen, von 6 schwarzen Rossen gezogen. Ein schwarzer Kutscher saß auf dem Bocke und knallte heftig mit seiner langen Peitsche. Als sie nahe vorbeirollten, gab der Teufel dem

Mädchen eine solche Ohrfeige, daß sie versteinert wurde. Den menschenähnlichen Stein hat man lange noch gesehen.

Die Idée vom abholenden Wagen lehnt sich auch der Sitte des Klopfengehens an, z. B. in Komotau in Böhmen hört der, welcher dreimal angeklopft hat, von innen:

Klopf an, klopf an, mein lieber Held,
dein Klopfen mir gar wohl gefällt;
auf der Brücke steht ein goldner Wagen,
wird mich und dich in Himmel tragen. [1])

In einem Volksliede aus Röhrawiesen in Nied. Öſtr. heißt es:

D' Herrnleit ſitzand in Garten,
dan auf Fiſcheln warten,
kummt da Kikasgogasmon [2]),
fahrt mit Roſſ und Wagn davon.

Sagen vom „schweren Wagen" hört man besonders in Wien und in ganz Nied. Österreich. Wir werden sie unten mittheilen.

Unserm heidnischen Tode stehen unter den griechischen Gottheiten zunächst Hermes und Hades, Persephone sammt Charon dem Fährmann (Gr. M. 814). Unsere Volkssagen lassen den Teufel bald auf schwarzem Rosse reiten, bald in stattlichem Wagen fahren, gleich Wuotan oder Donar (Gr. M. 958). Daß der Teufel auch an Donars Stelle getreten, vermuthet schon Grimm (Gr. M. 965).

14.

Die Toten werden auch getragen und zwar unmittelbar in die Hölle, wie folgende Sage zeigt, die wahrscheinlich slavischen Ursprungs ist.

---

[1]) Die beiden ersten Verse stimmen mit denen von Hans Folz überein S. 115 in Schade's Abhandlung (Weimar. Jahrbuch II).

[2]) Man stellt sich darunter einen schwarzen Mann (mit Hörnern) vor, den Teufel,

In Mähren bei dem Markte Rossitz (westlich von Brünn) liegt der sumpfige Entensee. Ein Vogelsteller von Bellitz war eines Tages in die nahen Waldungen gegangen. Da begegnete ihm ein Mann in seltsamer Tracht, der trug einen weißen Sack (wie die Aschen- oder Pöpelsträger in Mähren) auf dem Rücken; darin zappelte etwas und er schien übeln Geruch zu verbreiten. Der Vogler fragte was er da trage und der Fremde antwortete, wenn er eine Strecke mit ihm gehen wolle, so werde er es sehen. Sie giengen auf den Entensee zu, bei welchem es nach dem Volksglauben nicht geheuer sein soll. Oberhalb des Sees ist die Teufelskanzel, in deren Nähe der Teufel oft in Bocksgestalt sichtbar sein soll. Als der Sumpf erreicht war, hieß der Fremde seinen Begleiter thun, was er selbst thue, und zog seinen linken Schuh aus, welcher roth und mit Kreuzen bezeichnet war. Der Vogler that das auch. Dann sprang der Fremde von einem kleinen Hügel in den See hinab. Der Vogler folgte, es geschah ein Donnerschlag und tiefe Nacht umgab beide. Sie fanden sich in einem Gewölbe wieder, der Fremde stund bei einer Eisenthür stille und deutete seinem Begleiter an, er solle schweigen. Dann nahm er seinen Sack vom Rücken und trat mit dem bekreuzten Schuh gegen die Thür. Diese flog krachend auf und eine Feuersäule stieg lodernd empor. In diese Glut schleuderte der Fremde den Sack. Der Vogler zitterte vor Angst, bis der Fremde die Eisenpforte zuwarf und ihn mit sich fort riß. An demselben Tage gieng ein Jäger durch den Wald beim Entensee, und hörte unter der Teufelskanzel ein klägliches Gewimmer; er sah den halbtoten Vogler, der ihm das Begegnis erzählte. Noch trug er den seltsam bekreuzten rothen Schuh, seine Kleidung war ganz zerfetzt. Als man einige Stunden darauf den Leichnam des Voglers aus dem Walde trug, stund auf der Teufelskanzel ein großer Bock und meckerte höhnisch.

Der Fremde, fügte der Erzähler hinzu, war ein Popanz- oder Pöpelsträger, der durch Formeln und Sprüche die Polter-

geister zu fragen versteht und sie in Säcken an Orte trägt, wo sie gebannt bleiben. Und ein solcher Ort war der Entensee unter der Teufelskanzel.

Die mythischen Züge in dieser Überlieferung scheinen späteren Ursprungs zu sein. Daß der Teufel die Toten in Säcken trage, ist eine ganz volkstümliche Vorstellung; ich möchte sogar vermuten, daß der Buckel, der dem Dodamanderl aufgebürdet wird, mit derselben Vorstellung zusammenhängt. Wenigstens habe ich in Westfalen gehört, daß man von einem höckerigen sagt, er trage ein Juwelenkästchen. [1]) Jener Popanzträger („Pöpelsträger" in Mähren) hat, wie der Tod überhaupt, Berührungen mit elbischen Wesen; ein Hauskobold hieß in Schwaben der Poppele, an andern Orten Pöpel ꝛc. (Grimm M. 473). Der Poppele auf Hohenkrähen (Meier schwäb. Sag. 2, Nr. 85) fährt sogar mit 4 schwarzen Rappen (Seite 80). Bei Panzer (bair. Sag. 2, S. 106) kommt ein Waldpöpel vor, der Rathhauspöpel in Kronach (Panzer 2, S. 109) huckelte sich nachts den Leuten auf, und seine Identität mit dem Tode geht aus jener Sage (S. 110) deutlich hervor. In der Sage Nr. 170 fährt der „Aschama" auf einem Wagen und macht fürchterlichen Lärm, er lockt jeden auf den Wagen und wirft ihn in einen Weiher.

Wir erwähnen noch eines Volksspieles im nördlichen Böhmen, bei welchem ein Engel und ein Teufel mitwirken. Dieser tritt ein, einen Sack auf der Schulter tragend. Auf die Frage: wer ist da? antwortet er: der Teufel mit dem Sirupsacke.

So denkt sich also das Volk den, der nach dem Leben die Menschen abholt, fahrend und tragend, unter allerlei schreckhaften Gestalten. Die ursprüngliche Todesgottheit verkehrt es in den Teufel oder in ein anderes Wesen, das der menschlichen Natur näher steht. Das Volk spinnt seinen Natur-

---

[1]) Vergl. auch meine Alpensagen 418. Rochholz alem. Kinderl. 439, wo dem Teufel ein „Cholesack" und ein Tragkorb beigelegt wird.

glauben fort — neben dem Christentum, und dieß wird so so lange gehen, als überhaupt die Volksdichtung eine lebenskräftige Wurzel hat.

In dem Zeitraume der reinen Naturreligion der Germanen war Hellia oder Hel die Todesgöttin, die mit Pferd oder Wagen durchs Land zog (Gr. M. 290). Dann schwand der persönliche Begriff, und das Wort bezeichnete den Ort der Strafe (Helle, Hölle). [1]) Im folgenden Zeitraume trat eine männliche Gottheit an ihre Stelle (Wuotan-Hermes). Und als der Kampf des Heidentums mit der Kirche anbrach, mengten sich christliche Ideen mit den altherkömmlichen; der Teufel errang ein weites Gebiet, elbische Elemente traten dazwischen, die heidnischen Vorstellungen flüchteten sich in's Versteck und es entstanden die Fantasiebilder, die wir oben vorgeführt haben.

15.

Der Volkshumor hat die nahe Beziehung zwischen „Tod und Teufel" weiter ausgesponnen. Man sucht den nachstelligen, unvermeidlichen Gast zu überlisten, namentlich überliefert die Volkssage eine Menge von Versuchen, den Teufel (und den Tod) zu betriegen oder ihn „anzuschmieren," ihn wenigstens eine Zeit lang fest zu bannen. Insbesondere sind es Schmiede, welche den Teufel eine Weile festhalten. Diese Vorstellung muß uralt sein und erinnert an den gefesselten Prometheus, [2]) an Ahriman und den gebundenen Loki (vergl. Gr. M. 221, 963 und Panzer bair. Sag. 2, 427). Die folgende Erzählung (aus Eisenberg bei Komotau in Böhmen) wendet das was bei Panzer 2, 201 vom Teufel gesagt wird, geradezu auf den Tod an.

---

[1]) Helle bezeichnet noch jetzt einen verborgenen Ort, z. B. in Rickenbach (Kant. Zürich) heißt so eine Vertiefung im Dorfe, in Warnsdorf (nördl. Böhmen u. a. O.) nennt man Helle den Winkel hinter dem Ofen.

[2]) D. h. der räuberische, als Gott des Feuers wird er mit Hephästos zusammengestellt. Vergl. A. Kuhn „von der Herabholung des Feuers" (Programm des köln. Realgymnasiums, Berlin 1858).

'S wor e mohl e oll'r Mo', dar wor e Schmied. Bei den kahrt' on en Ob'nd d'r h. Petrus ei, un sogt: „Herst' de bholl [1]) mich üb'r Nocht. 's sill dich nich rei'n" [2]). D'r Mo' wor eiv'rstond'n, hot'n heil. Petrus, den 'r ob'r nich konnt hot, üb'r Nocht bholln un 'n a wos ze assn un trinkn ga'n. 'S onn'rn Togs mocht sich d'r h. Petrus wied'r af 'n Wag un für'n [3]) fortgie sogt' 'r zun Schmied, doß 'r gut g'schlof'n hätt', er sill sich drei Winsch thun ob'r gute, kane schlacht'n. Do is 'n Schmied e Licht aufgon; un 'r hot gla kennt mit wem 'r 's z thu hott'; do simmeliert 'r e Weil un sogt drauf: „Ich winsch m'r en Stuhl, vun den kan'r aufstie ko', wenn ich nich will, noch'rs en Kersch-baam, vun den kan'r ohn man Will'n ro' ko', [4]) un wann's euch nischt v'rschleht, möcht ich a nuch, daß ich, su uft ich spiel, jedsmohl gwinn."

D'r h. Petrus sogt' do drauf: „Is a racht! Dei Winsch sill'n sich erfill'n, wonn's m'r ubnd'rei a lieb'r g'wasn war, hätt'st de wos bess'rs gwullt un nich selch dimm's Zeich!" Noch'rs hot'r'n nuch Lahrn gabn [5]), un af e mohl wor 'r wag, un is a nich mahr gsah worn. D'r Schmied ob'r hot nuch long g'labt, un is a reich worn, weil 'r oll mohl g'wunn hot, wenn 'r mit an g'spielt hot.

Af d'r latzt ob'r hot kan'r mahr mit'n gspielt, un dos hot'n gor sahr v'rdrussn. Do is on en Ob'nd d'r Tud kumm, un hot zu 'ne gsogt: „Do bin ich nu! De mußt jatzunn'r [6]) mit m'r gieh!"

„Schun racht!" sogt' do drauf d'r Schmied, „ob'r dozu is moring frih a Zeit gnung! Spiel m'r jetzunn'r!"

„Nusse," [7]) sogt d'r Tud un olle zwa hon sich g'satzt, un hon gspielt.

D'r Schmied ob'r hot'n Tud all's ohg'wunn. Do is dar bies worn, hot gflucht un rummgschloh. Wie dos d'r

---

[1]) Behalte. [2]) reuen. [3]) vor dem. [4]) herab kann. [5]) Nachher hat er ihm noch Lehren gegeben. [6]) Jetzund. [7]) Nun also.

Schmied gsah hot, sogt' r: „Herst' de, m'r spiel'n jetzun'r e su: wonn ich gwinn, su losst' de mich nuch 10 Johre lab'n. Gwinnst' ob'r du, su host de mich un mei Galb." Ist'r's racht e su? „Jo" sogt' d'r Tud un hot a v'rlorn, drim mußt'r a ohzie, un den Schmied nuch 10 Jahre lab'n lass'n. Ols die ob'r im worn, wor a d'r Tud schun do, locht', un sogt zun Schmied: „Sihst es ich ho' dich bei Lei nich v'rgass'n un' dosmohl sillst de m'r a nich mahr auskimm." „De hoost mich no nich!" sogt d'r Schmied: „Dert'n is e Stuhl. Ich muß nuch wos harricht'n!" — D'r Tud do'r müd wor, satzt' sich a glei, un do stieht d'r Schmied auf un sogt zu'ne: „Sihstes sihstes du verflischt'r Ban'rmo' [1]), ich ho'dr's wull gsogt!"

D'r Tud hot nu nich g'wußt worim d'r Schmied su glocht hot, un wullt a aufstie, kunnt ob'r nich. Do hot'r nocher's wull gewust, wuron 'r wor un hot'n Schmied gebat'n 'r sill 'ne doch ner gieh loss'n." Dar ob'r hot'n e Zeit long zopp'ln loss'n, un v'rsprach'n loss'n, dos er 'n wied'r 10 Johre long in Fried loss'n sillt. Un noch'rs hot'n d'r Schmied laaf'n loss'n un hot nuch 10 Johre v'rlabt. Ols die ob'r wied'r im worn un 'r 'n Tud hot kumm sah, is 'r in sei Gort'n gon, is af en Kerschbam naufklattrt un noch'rs hot'r gassn.

D'r Tud hot'n e Weil zu gsah, un d'r Schmied sogt' zu 'ne: Wenns de eppers Kersch'n ass'n willst, su steig ner af den Schworzkerschbaam nauf, der dertn stieht. D'r Tud, d'r schun af de Kersch'n g'lauert hot, klatt'rt a nauf un grod af den Baam, vun den kan'r roh [2]) kunnt. Der Schmied hot'n a Weil assn lossn, noch'rs ob'r is 'r vun san Baam rohg'stieg'n un hot zun Tud gsogt, doß 'r 'n schun mitnehm kinnt, wonn 'r wullt.

D'r Tud wullt a glei vun Baam roh, kunnt ob'r nich un is drubn rimmgfohrn wie an'r der'n Veittonz hot, hot

[1]) Beiner=, d. h. Knochenmann. [2]) herab.

gfluцht un gebatt, ells ob'r hot nisch gtaucht. Der Schmied ob'r hot glocht un is unn'rn Baam für Freid rimtonzt, un wie's Nocht worn is, sogt' 'r zun Tud: Wast de wos! Nu? hot d'r Tud g'frogt. „Doß de e weng merb werst, loss' ich dich üb'r Nocht af'n Baam raußn, un moring frih kumm ich, un frog on, ub d'r's racht is, doß ich dich laaf'n loß', wenn's de m'r v'rsprichst, doß de m'r gor nich mahr kummst.“ Un drauf is d'r Schmied nei in's Haus gong, un hot sich erst 'n onn'rn Tog sah loss'n. Do hot'r obr 'n Tud gfrogt: „Na willst' od'r willst' nich? — D'r Tud ob'r hot racht gern „Jo!“ gsogt, un is zun dritten Mohl ohzogn, a nich mahr wied'rkummn.

Während dieß in einem rein deutschen Landestheile erzählt wird, finden wir bei den tschechischen Bewohnern Böhmens dasselbe, und wir haben auch hier wieder die merkwürdige Übereinstimmung in der Sage bei den sprachlich verschiedenen Böhmen. In Ober Cerekwe (an der östl. Grenze des Taborkreises) erzählt man: Zu einem Schmied kam ein alter Mann und bat um Unterstand. Beim Abschiede sagte der Fremde: Da du mich so gut bewirtet hast, so äußere einen Wunsch und er soll dir gewährt werden. Ich möchte gern — antwortete der Schmied — 100 Jahre leben, und jeder der sich auf die Bank setzt, wo du gesessen bist, soll nicht mehr aufstehen, bis ich es ihm erlaube. Der Fremde sagte ihm dieses zu. Nachdem die 100 Jahre verflossen, trat der Tod zu ihm ein. Der Schmied sagte, er sei bereit, nur müsse er erst andere Kleider anziehen; unterdes solle er sich dahin setzen. Der Schmied machte zu lange, und der Tod wollte erzürnt aufspringen. Er vermochte es aber nicht, denn er saß auf jener Bank fest, wo der Fremde gesessen war. Der Schmied ließ ihn sitzen und erzählte allen Dorfbewohneru, daß der Tod fest sitze. Darüber freueten sich alle. Weil nun aber nichts sterben konnte, so überfüllte sich die Erde mit Würmern, Heuschrecken u. a. Thieren, welche alles auffraßen, was auf dem Felde war. Es fehlte auch an Fleisch, weil man kein

Thier töten konnte. Da liefen endlich alle zu dem Schmied und baten, er möge doch den Tod wieder frei lassen. Das geschah, und der Tod begann wieder seine Ärnte.

16.

Zu Schönwald in Mähren hatte sich ein Schmied aus Noth dem Teufel verschrieben. Als er einst trübsinnig am Flusse saß und fischte, kam ein Mann zu ihm, der sich nach seinen Verhältnissen erkundigte. Darauf begehrte der Fremde, er möge ihn in seine Wohnung führen. Dort sagte er: Alles was du dir wünschest, wird dieser Tisch dir verschaffen; auch will ich dir Gewalt geben über die Teufel. Dann entfernte sich der wunderbare Fremde, und der Schmied sprach zum Tische, er wünsche Suppe, Braten, Wein &c. und gleich stund alles da. So wurden eine Zeitlang alle seine Wünsche erfüllt; es fehlte ihm auch nicht an Arbeit und an Gesellen.

Nach einigen Jahren erschien der Teufel zum zweitenmale. Der Schmied bat ihn so lange sich zu setzen, bis er sich angezogen habe. Der Teufel setzte sich auf einen Stuhl, dessen Harz ihm so anklebte, daß er lange fest saß. Nach vielen Bitten und Versprechungen machte er den Teufel los. Als dieser aber sein Begehren erneuerte, gieng der Schmied mit ihm. Draußen bei seinem Garten sagte der Schmied, er habe den ganzen Tag noch nichts gegessen, darum möge er doch auf jenen Kirschbaum steigen und ihm einige Kirschen pflücken. Der Teufel that es, weil er selbst gern Kirschen aß. Als er aber herunter steigen wollte, konnte er sich vom Baume nicht losmachen, und muste einige Jahre auf den Ästen zubringen. Auf vieles bitten machte ihn endlich der Schmied frei und der Teufel eilte von dannen.

Nach etlichen Jahren kam er aber wieder, mit 30 kleinern Teufeln. Und er sprach zum Schmied, entweder müsse er nun mit ihm oder mit seinem Gefolge gehen. Da brachte der Schmied einen großen Kohlensack herbei und sagte, er wolle mit dem Teufel gehen, der in den Kohlensack hinein-

springen könne. Sogleich sprangen alle hinein, und der Schmied schnürte den Sack zu, rief seine Gesellen herbei, und auf dem Amboß hämmerten sie aus Leibeskräften auf die Teufel los. Darauf entließ er sie.

Bevor der Schmied starb, befahl er den seinigen, sie sollten ihm in den Sarg seine Schürze, seinen Hammer und seine Zange legen. Das geschah auch. Und als der Schmied zur Hölle kam, that der Wächter einen Schrei, weil derjenige ankam, der sie habe zermalmen wollen. Man verschloß die Thür und der Schmied begab sich nach dem Grabe zurück. [1])

Der Wagen Wuotans.

Die Volkssagen über den Wagen beziehen sich weit mehr auf den Hellwagen (Gr. M. 762) als auf den Himmelswagen (Gr. M. 138). Die Vorstellung von Wuotan auf seinem Götterwagen scheint älter als die des reitens durch die Luft. Zieht er an der Spitze des wilden Heeres, so sind Seelen in seinem Geleit. Nach den vorhergehenden Erörterungen ist es klar, daß auch der Teufel reitend und fahrend gedacht wurde, und der Wagen mit den schwarzen Pferden ward ein Schrecken für die Menschen.

Der Wagen lebt nicht bloß in den Volkssagen fort, sondern auch in Gebräuchen, z. B. bei dem oben erwähnten „Klopfengehen" in Komotau soll der goldene Wagen den Hörer in den Himmel tragen. Ausführlicher können wir berichten über den Thomaswagen.

17.

Im Markte Horazdiowitz in Böhmen besteht folgender Brauch: Wenn die Thomasnacht (21. Dezember) heranrückt, so begibt sich der Familienvater sammt seinen Kindern und dem

[1]) In Österreich gibt es eine große Menge von Sagen, in denen der Teufel betrogen wird. Der Grundgedanke ist überall derselbe, darum theilen wir hier keine mehr mit. Teufelssagen scheinen in Österreich überhaupt zahlreicher zu sein als anderswo.

ganzen Hausgesinde um die 7. Abendstunde an einen langen Tisch, in die Nähe des Ofens. Auf dem Tische befinden sich die Federn des im Laufe eines ganzen Jahres geschlachteten Geflügels. Die Federn werden an den langen Winterabenden getrennt, nämlich es wird die Fahne von dem Kiele gerissen [1].

Dabei erzählt man sich allerlei Geschichten, namentlich über den Thomaswagen. Ein Hausvater erzählte einst folgendes.

„Als ich eben das Haus durchsuchte, begab ich mich auch auf den Boden und sah gerade bei einer Dachluke hinaus. Da nahm ich war, wie der heil. Thomas in einem feurigen Wagen saß, über den Ring [2]) fuhr und schrie: Um 12 Uhr komm ich wieder. Als nun der heil. Thomas zum Kirchhof kam, blieb er mit Wagen und Pferden stehen, und am Kirchhofe warteten auf ihn die Toten welche Thomas hießen, und halfen ihrem Patron aus dem Wagen. Alsdann gieng der heil. Thomas sammt seinen Begleitern bis zum Kreuze, welches ganz roth war, und Stralen von sich warf; dort kniete er nieder und betete. Nach vollendetem Gebete stund er auf, gab den übrigen Namensbrüdern den Segen, und verschwand unter dem Kreuze. Kaum war er in die Erde zurück, aus der er gekommen, so legte sich jeder Thomas wieder in sein Grab hinein.

Der Wagen sammt Pferden und dem Kutscher fuhren weiter in's nächste Dorf; auf einmal hörte ich, als der Wagen kaum 20 Schritte vom Kirchhofe entfernt war, eine Stimme: Heiliger Thomas beschütze mich! Jedoch der heil. Thomas war nicht in dem Wagen, sondern war in die Erde verschwunden.

Der Kutscher, der in den Zügen dieses rufenden den geizigen Richter von Buhsitz [3]) erkannte, schlug ihm mit seiner feurigen Peitsche die Augen aus und fuhr weiter."

---

[1]) Das Federntrennen wird in Mähren und Nied. Österreich auch Federnschleißen genannt. Vergl. Kuhn nordd. Sag. S. 409 (130).

[2]) Marktplatz. [3]) Ein Dorf nächst Horazdiowitz.

Nach diesen Worten schwieg der Hausvater, und es schlug 12 Uhr. Da begann er wieder: Kinder! der heil. Thomas kommt schon wieder, fangt an zu beten, damit er uns nichts zu leide thue.

Nun knieten alle nieder und beteten das Gebet zum heil. Thomas. Unterdessen begibt sich gewöhnlich ein Freund des Vaters mit vier großen Fackeln in den Hof, steckt an jede Seite eines Wagens eine brennende Fackel, spannt die Pferde vor den Wagen, sprengt das Hausthor auf, und fährt durch den Markt Horazdiowitz. Der Hausvater steht am Fenster und sieht, ob sein Freund, der den heil. Thomas vorstellt, schon sein Amt angetreten habe.

Nun hört der Vater den daherrollenden Wagen des heil. Thomas und fängt an: Heiliger Thomas beschütze uns vor allen Übeln!

Nach diesen Worten fallen alle anwesenden abermals auf die Knie und beten ein andächtiges Vater unser; ja nicht selten geschieht es, daß in diesem Augenblicke aus Furcht auch Thränen vergossen werden.

Nun ist's beiläufig ein Uhr Nachts. Der Mann, welcher den heil. Thomas vorstellt, tritt nun mit verbundenem Gesichte in das Zimmer, und sagt: Ich wurde eben vom heil. Thomas auf eine schmerzhafte Weise begrüßt, denn er hätte mir beinahe ein Auge mit seiner feurigen Peitsche ausgeschlagen. Darauf fangen auch die Kinder an, diesem zu erzählen was sie gehört haben. Dabei wird es etwa zwei Uhr Nachts, und es erscheint der Nachtwächter mit einem langen weißen Barte und einer Bischofsmütze (den heil. Thomas vorstellend) und neben sich führt er einen ziemlich großen Kettenhund. Der Nachtwächter bleibt vor dem Hause stehen und fängt an in sein Horn zu blasen, hernach setzt er sich auf die Erde nieder und singt:

Meine lieben Herrn und Frauen laßt euch sagen,
die heil. Glocke hat g'rad 2 Uhr g'schlagen,
nehmt's euch in Acht vor Feuer und Licht,
daß euch durch den heil. Thomas nichts g'schicht.

Wenn er sein Lied abgesungen hat, geht der Hausvater hinaus und gibt ihm einige Kreuzer. Dann kommt der Vater herein und sagt zu seinen Kindern: Kinder, der heil. Mann laßt euch sagen, ihr sollts brav sein, fleißig beten und das künftige Jahr wird er euch wieder besuchen. Hat nun der Hausvater dieses gesprochen, so holt die Frau des Hauses einen Sack, um die getrennten Federn hinein zu thun. Ist dieß geschehen, so sagt sie noch einmal: Mann! durchsuche noch einmal das ganze Haus und dann gehen wir in Gottes Namen schlafen.

Der Hausvater begibt sich abermals mit seinem Freunde fort. Dieser trägt jetzt außer der Fackel auch noch ein Glas mit dem heil. 3 Königswasser gefüllt und ein wenig Salz in den Stall, besprengt denselben zuerst von außen, hernach geht er in Stall, besprengt jede Kuh und streuet ihr ein wenig Salz auf den Kopf, mit den Worten: „Beschütze dich der heil. Thomas vor jeder Krankheit."

Hat er so über alle Kühe diese Worte gesprochen, so geht er sammt seinem Freunde in das Schlafgemach und alle begaben sich zur Ruhe.

Der nächste Tag wird mit frommen Gebeten zugebracht, und noch lange erzählen die Kinder von dem was sie gehört und gesehen haben.

In obiger Überlieferung erscheint heidnisches und christliches wunderbar vermengt. Mehr solcher Züge vermöchten selbst über den Kult Wuotans einiges Licht zu verbreiten. Der feurige Wagen, die vier Fackeln (Räder), der Umzug, das Verhältnis zu den Toten, der Freund und Begleiter des Hausvaters, der Kettenhund — das sind offenbar Überlieferungen aus vorchristlicher Zeit.

18.

In Wien sind diejenigen, die man als Kinder vor den „schwarzen Wagen" gewarnt, nicht völlig Greise. Mit dem schwarzen Wagen

aber hatte es folgende Bewandnis. Nicht zur Stunde der Mitternacht, wo die gewöhnlichen Gespenster ihren Umgang halten, sondern um vieles später, nämlich zur Zeit, wo, nach Eintritt der Nacht- und Tagscheide, Mensch und Thier der tiefsten Ruhe genießen, und ein markdurchfrostender Windzug durch die einsamen Straßen streicht, rasselt es plötzlich von fern her über das Granitpflaster der Stadt, daß selbst der behaglichste Schläfer halb erwacht aufstönt und horcht, was da los sein möge. Und näher und näher braust es, und rumort zwischen den Häusern fort, daß die Wände schüttern und die Fenster klirren. Das ist der „schwere Wagen." Jedermann, der ihn hört und wach genug ist, um sich seiner bewust zu sein, fühlt die Begierde, sich zu überzeugen, wer denn zu so unheimlicher Stunde mit solchem Ungestüm durch die Straßen jagt; namentlich spüren die Kinder viele Lust dazu. Allein, statt empor zu springen und an's Fenster zu eilen, ehe der Wagen vorübergerollt, hüllen sie sich lieber um so fester in ihre Decke, denn sie erinnern sich mit Schaudern dessen, was die Kindsmagd längst ihnen eingeprägt hat. — „Der schwere Wagen ist ein Fuhrwerk, worauf der leibhafte Satan selber sitzt. Wage sich ja niemand an's Fenster, wenn er vorüberfährt, denn eine Maulschelle so derber Art, daß ihm zeitlebens die fünf Finger des Bösen auf der Wange eingebrannt blieben, wäre die geringste Strafe für seine Neugierde. Manchem aber ergieng es noch schlechter, indem ihm der Kopf entweder ganz weggerissen, oder wenigstens so verdreht wurde, daß ihm das Gesicht nach rückwärts, das Genick nach vorne stand!" — Man läßt daher den „schweren (oder schwarzen) Wagen" lieber unbelauscht vorüberjagen, und sucht den Schreck, den sein rasseln eingejagt hat, zu verschlafen.

Von J. Gabr. Seidl, einem gebornen Wiener. Der „markdurchfrostende Windzug" bestätigt wieder, was J. Grimm (Myth. 836) von der Personifikation der Elemente sagt: „Wuotan

erscheint als allburchdringende Luft, als Himmel und Erde durchziehendes rauschen, wie in den Worten wuot und vôma ermittelt ist." Wuotan, das verbreitetste der Elemente (die Luft) repräsentierend, wird als der allburchdringende Geist der Natur aufgefaßt. Er hält hier mit dem schweren Wagen seinen Umzug wie an der Spitze des wütenden Heeres. Vergl. Simrock's Mythol. 206, 234, 253, 254, woraus hervorgeht, daß diese Erscheinung nicht auf den Sohn (Donar) sondern auf Wuotan selbst zu beziehen ist. Derselbe ist auch der Hojemo und der Aschama bei Panzer II. 110. Vergl. Rochholz Aarg. Sag. Nr. 84, 166, b.

19.

Eine aus Hainburg gebürtige Frau erzählte mir, daß in ihrem Geburtsorte der „schwari Wagen" oft durchgefahren sei. An demselben waren vier kohlschwarze Rappen gespannt, und das ganze Zeug war schwarz. Derselbe sei immer um Mitternacht gefahren, und habe seinen Weg über Kreuzwege genommen. Vorn auf dem Wagen sei der Teufel gesessen. Derselbe habe auf einer Trompete geblasen oder vielmehr gedrönt und dabei geschnalzt. Sie selbst habe ihn einmal, als sie durch's Fenster schaute, im wilden Saus vorbeifahren sehen.

Ein neugieriges Weib öffnete einst das Fenster und streckte den Kopf heraus, als der Wagen vorbeifuhr. Da bekam sie eine tüchtige Ohrfeige, so daß ihr beinahe hören und sehen vergieng.

20.

In meiner Jugendzeit war unter den Leuten zu Trumau stark die Rede, daß in der Nacht der Teufel mit entsetzlichem Revolter durch das Ort fahre. Das geschah sehr oft. Beim „Furtbach" ist er immer hinausgefahren. Beim Furtbach — so heißt dort ein Theil des Triestingbaches — ist wirklich eine sehr „enterische" Gegend.

Der Teufel soll oft mit solchem Gepurre und Geschepper durch die Gassen gefahren sein, daß die Fenster der Häuser

klirrten. Auch habe er öfter auf einem Posthörnl geblasen. Das sei aber nur ein drönen in einem Tone gewesen.

Der Teufel fährt in der Nacht auch durch Münchendorf, aber stets auf der linken Seite des Dorfes vom obern Orte angefangen, und hat ein sechsspänniges Fuhrwerk.

Auch auf der Münchendorfer Heide ist der Wagen mit einem schwarzen Fuhrmann gesehen worden. Bei einem Kreuze hat er sich verloren.

21.

Es wird so beiläufig fünfzig bis sechzig Jahre sein, da war zu Trumau, meinem Geburtsorte, der alte „Most" Feldhüter. Einmal saß er in der Nacht auf dem Felde und rauchte sein Pfeifchen. Der Mond schien spiegellicht. Da sah er auf einmal mitten durch Feld und Äcker einen Wagen daherfahren, dessen Räder sich nicht bewegten, sondern so dahinschleiften. Den Wagen zogen schwarze Rosse ohne Köpfe, und auf dem Wagen saßen lauter schwarze Gestalten, ebenfalls ohne Köpfe. Er fuhr ganz nahe an ihm vorüber, und wieder quer durch Feld und Äcker fort.

22.

Es mag ungefähr fünfzig Jahre her sein, da gieng vom Wirt zu Heiligenkreuz, der zugleich Fleischhauer war, ein Bankknecht nach dem nahen Dornbach um ein Kalb. Es fieng an dumper (dunkel) zu werden, als er seinen Heimweg antrat; deswegen suchte er sich zu beeilen. Weil er aber sein Kalb nicht recht weiter brachte, so wurde er zornig und fieng fürchterlich zu fluchen und zu schelten an, was er auch auf dem ganzen Wege herab that. So war er bis zum Einsiedlerkreuz gekommen, welches damals noch „enter" dem Dornbache gestanden ist.

Nr. 19 bis 24 sind Jugenderinnerungen vom Schullehrer Wurth aus Trumau

Da sieht er auf einmal aus dem Einsiedlergraben heraus einen kohlschwarzen Wagen mit vier Rappen bespannt auf sich zukommen. Aus dem Wagen stiegen zwei schwarze Männer heraus. Über das erschrack er so sehr, daß er sein Kalb liegen ließ und in einem Athem nach Hause lief.

23.

Zu Altenmarkt an der Straße nach Maria-Zell lebte einst ein Wirt, ein gar ruchloser Mensch. Er that den ganzen lieben Tag nichts als fluchen und schelten. Einmal — es war am Taufasamstag [1]) — hatte er wieder den ganzen Tag herumgeflucht, und dießmal that er es bis spät in die Nacht hinein. Es wurde Mitternacht. Da hörten sie plötzlich mit entsetzlichem Gepolter einen schweren Wagen in ihren Hof hineinrollen und pumpern. Allen kam ein Grausen an. Da geht die Gastzimmerthür auf, und es treten zwölf kohlschwarze Männer herein, die sich ganz stumm zum Tische setzen. Die Wirtsleute ganz starr vor Schreck und Entsetzen wissen sich nicht zu rathen und zu helfen, und getrauen sich nicht einen Schritt von ihrem Platze zu weichen. Das Dienstmädchen hat doch so viel Geistesgegenwart und lauft schnell zur Nachbarin, die als ein frommes, christliches Weib bekannt war, weckt sie auf, und erzählt ihr zitternd von den zwölf schwarzen Männern. Zugleich bittet sie dieselbe, nur mit ihr hinüber zu gehen, denn ihre Herrnleute wüßten sich gar nicht zu helfen. Die Nachbarin, schon eine Greisin, macht sich sogleich auf und geht mit, nimmt aber Weihwasser zu sich. Sie tritt in's Gastzimmer hinein mit dem Rufe: „Gelobt sei Jesus Christus!" Hernach besprengte sie das ganze Zimmer, sowie auch die schwarzen Männer mit Weihwasser. Da stehen sie einer nach dem andern auf und verlieren sich aus dem Zimmer. Der letzte, als er bei der Thür hinausschritt, sagte: „enker [2]) Glück!"

[1]) Samstag vor Ostern. [2]) Euer.

Das sprach er aber so durch die Nase, daß man deutlich daraus schließen konnte, woher diese Männer waren. Darauf hörten sie den Wagen mit dem früheren Gepolter zum Hofe hinausrollen. Im Hause aber hatten die schwarzen Männer einen Höllengestank zurückgelassen.

Zwölf schwarze Männer finden wir auch bei Rochholz Aarg. Sag. 2, S. 144. Über die Zwölfzahl vergl. Simrock Myth. 2, 194.

24.

Es war einmal eine Gräfin, eine gar böse Frau. Die war zu einem Balle geladen. Sie wollte dabei recht schön erscheinen, und ließ sich von ihren Dienstmädchen ihre kostbarsten Kleider anziehen. Weil ihr diese aber gar nichts recht machten, so sekierte sie [1]) dieselben und schalt dabei, daß es ein Grausen war. Da rollte plötzlich ein Wagen daher, welcher vor ihrem Hause hielt. Aus demselben stieg ein Herr. Der gieng zur Gräfin hinauf und fragte sie, ob sie nicht mit ihm auf den Ball fahren wolle. Ihr war das gleich recht, und sie gieng mit ihm. Das Stubenmädchen gab ihrer Frau das Geleite bis zum Wagen, und kehrte dann wieder zurück. Bei der Thür stand aber die Hausmeisterin; die hatte bemerkt als der Herr in den Wagen einstieg, daß er Geißfüße habe, worüber sie sich nicht wenig entsetzte. Sie blieb stehen und schaute dem Wagen nach, als er fortfuhr. Da sah sie den Wagen plötzlich in die Lüfte hinauffahren, und sie fiel darüber in Ohnmacht. — Von der Gräfin aber hat kein Mensch mehr etwas vernommen. [2])

25.

In dem Orte Bösendorf (bei Wien) geht die Sage, daß jede Woche Samstag Nachts um zwölf Uhr der Teufel mit

[1]) Österreichisch st. leidwerken, necken.

[2]) Vergl. Vernaleken, Alpensagen Nr. 68.

einem vierspännigen Wagen in das Dorf fahre und in der Richtung nach Hennersdorf wieder hinaus. Auf dem Wege befindet sich aber ein Standbild des heiligen Johannes von Nepomuk; wie nun der Teufel in dessen Nähe kommt, erhebt der heilige Johannes drohend seine rechte Hand, der Teufel kann nicht vorbei und muß nun unter fürchterlichem Lärmen den Wagen zurückschieben. Dieser Spuk wiederholt sich regelmäßig jeden Samstag.

26.

In Amstetten (Nied. Österr.) fährt der Teufel in der Christnacht um zwölf Uhr auf einem feurigen Wagen sitzend herum. Dieser Wagen wird von zwei schwarzen Pferden gezogen, die feurige Augen haben. So erzählte ein Mann aus dem Orte. Wir fragten ihn, ob er schon Gelegenheit gehabt habe, den Teufel auf seiner Spazierfahrt zu sehen. Davor behüte mich Gott, antwortete er; denn der Teufel läßt sich auf seinen Fahrten nicht gerne beobachten und dreht einem jeden, der ihm begegnet, den Hals um, oder kennzeichnet ihn auf irgend eine andere Weise. Bei uns in Amstetten, fuhr er fort, war einmal eine Magd, die wollte gerne den Teufel spazieren fahren sehn. Sie blieb daher in der heiligen Nacht auf, und sah um zwölf Uhr zum Fenster hinaus. Richtig kam der Teufel dahergefahren, und gab ihr eine solche Ohrfeige, daß man des andern Tages alle fünf Finger des Teufels auf der Wange des Mädchens sah.

In Wien, am Eckhause der Feldgasse, wo diese in die Mariahilfer Hauptstraße mündet, befindet sich ein großes Marienbild, über dessen Ursprung folgendes gesagt wird.

Nachts um 12 Uhr fuhr an dieser Stelle der Teufel vorbei, und die Tochter eines Fiakers wollte sich davon überzeugen. Als sie nun das rasseln vernahm, öffnete sie das Fenster und sah hinaus. Sie bekam aber eine solche Ohrfeige, daß sie tot aus dem Fenster fiel, und des Morgens sah man

eine schwarze Hand auf ihrer Wange eingedrückt. Das Fenster wurde nun vermauert und das Marienbild an dessen Stelle gemalt. Seit der Zeit hat der Spuk aufgehört.

Ein Bild, das früher an einem Hause „zur Kohlgränze" auf der Wieden war, soll eine ähnliche Veranlassnng gehabt haben. Der Hausherr, der einmal sehen wollte wie der Teufel umfahre, schaute zum Fenster hinaus. Als er aber den Kopf zurückziehen wollte, war er zu groß geworden. Damit er wieder klein werde, gelobte er ein Christusbild.

Auch in Mauerbach (Nied. Österr.) ist im Kreuzgange der Karthäuser ein schwarzer Wagen gefahren, in welchem zwei Personen saßen. Beide sowie der Kutscher waren schwarz und ohne Kopf. Ein Karthäuser, der sich davon überzeugen wollte, ward mit seinem Kopfe an das Mauerwerk des Fensters befestigt.

Wir finden hier den allgemein verbreiteten Zug der Volkssage, den Ursprung gewisser Denkmale mythisch herzuleiten.

27.

In Langenzersdorf am Fuße des Bisamberges (bei Wien) erzählt man sich folgendes. Wer in der Nacht über den am Fuße des Berges sich befindlichen Kreuzweg geht, der sieht, wie der Teufel in einem feurigen Wagen, gezogen von vier schwarzen Pferden, mit ungeheurem Lärm über das Gebirge saust.

Auch diese Überlieferung zeigt, wie nahe die Vorstellung vom *Hellwagen* und die von der *wilden Jagd* sich berühren.

Todverkündende Vorzeichen.

Der Aberglaube folgert aus gewissen Zeichen, daß einer bald dem Tode anheim fallen werde. Diese Art des Aberglaubens gehört (nach Grimm Myth. 1059) zum leidenden. Die Erscheinung gewisser Vögel ist von jeher für todverkündend gehalten (Gr. M. 1088). In Österreich ist allgemein die „*Klage*" bekannt (vergl. auch Panzer, bair. Sag. 2, Nr. 174).

28.

a. Die Klag' ist eine Erscheinung, die niemand vergißt, dem sie begegnet. Wenn's manchmal um Mitternacht in einem Hause zu schlurren und zu winseln anfängt, als ob ein schwerer Körper über die Steintreppe geschleift würde, so daß man Ruck für Ruck hört und ein Geächze vernimmt, wie das eines sterbenden, so ist das die Klag'. Öffnet man die Stubenthür und blickt hinab auf den finstern Hausflur, so sieht man's schwer fortrollen, wie einen unförmlichen Knäul, blaue Funken sprühend, bald einer Kugel, bald einem Rumpf ähnlich von Stufe zu Stufe empor hüpfen, wie eine feurige Kröte, und hört dabei so widerlich schnurren und heulen, als ob ein Mensch „abgethan" würde. Schaudernd eilt man in seine Stube zurück und schließt schnell ab, damit die Klag' ja nicht über die Schwelle komme.

Aber genug wenn sie im Hause sich hat vernehmen lassen; gewöhnlich hat's einen Todfall zu bedeuten oder mindestens einen Unfall. (Nied. Österr.)

b. Oft hört man im Hause oder draußen vor dem Fenster ein winseln und ein weinen, wie von einem kleinen Kinde; sowohl bei Tage als bei der Nacht. Das nennen die Leute die Klage. Es soll das die Seele eines verstorbenen Freundes oder Bekannten sein. In dem Hause, wo die Klage gehört wird, stirbt bald darauf jemand, oder aus der Freundschaft desselben Hauses. [1])

Oft hört man die Klage auch durch das Haus ziehen und zum Fenster hinaus. (Nied. Österr.)

29.

In der Umgegend von Preßburg will man die s. g. Todtenkugel gesehen haben, da wo ein Sterbefall bevorsteht.

---

[1]) Vielleicht wären hier die an sich verwandten griech. Keren und Mören (verw. mit mors) zu vergleichen.

Ein alter Mann erzählte mir folgendes:

Als ich eines Abends am Krankenbette meiner Tochter saß, stürzte von der Decke des Zimmers ein schwerer Körper auf den Warenkasten, von dort auf den Tisch, warf mehrere Gläser herunter ohne sie zu beschädigen, und fiel endlich mit Getöse auf den Boden.

Ich stand von meinem Stuhle auf und wollte nachsehen, was geschehen wäre. Aber nirgend fand ich eine Spur von dem gefallenen Gegenstande. Darüber beruhigt, setzte ich mich wieder auf meinen vorigen Platz. Ich war noch nicht lange da gesessen, als sich unter dem Bette meines Kindes etwas vernehmen ließ, welches den schnurren eines Spinnrades ähnelte. Ich blickte unter das Bett und bemerkte eine schwarze Kugel, welche sich drehte. Jetzt fiel mir die Erzählung meiner Großmutter ein, und ich flüchtete mich mit meinem Sohne auf einen nahen Stuhl. Kaum standen wir auf demselben, als die Kugel hervorkam und das ganze Zimmer durchkreiste. Dann lief sie wieder unter das Bett, und eine schauerliche Stille trat ein. Endlich wagte ich es, vom Stuhle herab zu steigen und unter das Bett zu sehen, wo die Kugel hingekommen sei; aber sie war und blieb verschwunden, und nie war von derselben eine Spur zu finden. Von dieser Zeit an verfolgte mich immer das Bild dieser Kugel, und ich wich Tag und Nacht nicht von dem Bette meiner Tochter, bis sie am dritten Tage starb. Seit dieser Zeit glaube ich an die Todtenkugel.

30.

Auch der Todtenreiter erscheint als Vorbote, wie folgende Sage zeigt.

In einem Hause des Ortes Weierburg (Nied. Österr.) haust der Sage nach seit langen Zeiten ein Gespenst, welches jedoch nur dann als schwarzer Reiter erscheint, wenn ein Bewohner des Hauses stirbt.

Zu dem Besitzer des Hauses war einst eine junge Frau gekommen, um den Sommer dort zuzubringen. Eines Abends kam unvermuthet ihr Mann an, der muste die Nacht in einem Hintergebäude zubringen. Sie begleitete ihn mit einem Lichte über den langen düstern Hof, als sie plötzlich Pferdegetrappe hörte und zu ihrem Schrecken einen ungeheuern Reiter auf sich zu kommen sah, welcher ganz schwarz und wohl drei Klafter hoch war. Mit einem Schrei des Entsetzens warf sie das Licht weg und floh eilends nach dem Hause, allein sie sah abermals diesen Reiter vor sich, welcher ihr den Eintritt zu verwehren schien. Halb bewustlos fiel sie zu Boden und wurde so von ihrem Manne angetroffen, der ihr nachgeeilt war, und sich die Ursache ihres Schreckens nicht zu erklären wuste, da er weder das Pferdegetrappe gehört noch den Reiter gesehen hatte.

Dieß erschien den Leuten als ein sehr bedenkliches Vorzeichen, und in der That war die junge Frau in einigen Monaten eine Leiche.

Weitere Belege zu diesem Abschnitte in meinen „Alpensagen" S. 402 ff. Was dort von der Todtenschar, vom Todtenvolk ꝛc. mitgetheilt ist, steht offenbar im Zusammenhange mit der „wilden Jagd," wie denn in unsern bisherigen Mittheilungen fast alles auf einen heidnischen Hintergrund, auf Wuotan weiset. Das muß uns immer mehr überzeugen, wie monotheistisch die Religion der Deutschen ursprünglich gewesen ist. Schon Tacitus (Germania 9) sagt: deorum maxime Mercurium colunt. (Über Mercur s. Gr. M. 117, 136, 327, 928.) Zur Bestätigung dient auch die folgende Sagengruppe, die im Volke noch tiefe Wurzeln hat.

IV. Entrückung.

Heldenhügel.

Die Erinnerung an Wuotan als den Lenker des Kriegs ist nicht ganz ausgestorben. Wuotan und seine Helden sind entrückt in die Berge, wo sie dem Tage der Entscheidung entgegenschlafen.

Wuotans Todtenreich im Berge vertritt die nordische Walhöll, und damit im Zusammenhange steht die uralte Vorstellung vom Weltuntergange und ihrer Erneuerung. Seitdem beliebte Volkshelden, die an die Stelle der alten Götter traten, heimgegangen waren, wurde auch ihre einstige Wiederkehr auf staatliche Erneuerung bezogen. [1]) Bekannt sind die Sagen von den Tellen, von Barbarossa, von Artus u. a. Weniger bekannt sind bis jetzt die Sagen von den Heldenhügeln in Böhmen und Mähren, die einen neuen Beweis dafür geben, wie sehr die mythischen Vorstellungen der Westslawen mit denen der Deutschen übereinstimmen, mag nun Entlehnung stattgefunden haben oder eine gemeinsame Grundlage vorhanden sein. Grimm hat schon in seiner Mythologie (913) des Svatopluk erwähnt, auf dessen Rückkehr man hofft (Palacky 1, 135).

---

1) Über die Bedeutung und den Zusammenhang der Mythen von den bergentrückten Helden s. Grimm M. 890 fg. 912 ff., Kuhn nordd. Sag. S. 495. Simrock Myth. 179, 366.

Sowohl die Lage Böhmens und Mährens, die Geschichte dieser Länder, als auch das eigenthümliche wandern der Volkssage machen es höchst schwierig, fast unmöglich, die deutschen Elemente von den slawischen zu scheiden. Wir streifen hier überall an die slawische Mythologie, die leider bis jetzt ihren J. Grimm noch nicht gefunden hat. Hanusch hat mit der „filosofischen Auffassung" begonnen, ohne hinreichende konkrete Grundlagen. Wir haben eine Fülle schöner slawischer Lieder, aber Mythen aus dem Volke müssen erst noch, ohne eigene Zuthaten, gesammelt werden und zwar von solchen die der westslawischen Dialekte genau kundig sind. Wir können auf manches hier nur hindeuten, bis eine reichere Lese in vollen Zug kommt.

1.

Der Berg Blanik ist nordöstlich von Markte Launiowitz (etwa 4 Meilen von Tabor). Er hat (nach Sommer) 1845 Fuß Meereshöhe. Westlich in einiger Entfernung vom Blanik fließt das Flüßchen Blanitz.

Von diesem Berge gehen mancherlei Sagen. Bekannt ist die über Zdenko von Zasmuk, der die von den Taboriten erschlagenen Helden im Blanik besucht hat. Dort verweilen sie, bis den Böhmen eine große Gefahr drohet; am Johannistage öffnet sich der Berg, die Ritter reiten heraus, tränken ihre Rosse und üben sich in den Waffen.

Auch ein Hirt kam einst in den Berg und sah geharnischte Männer im Kreise auf steinernen Bänken schlafen. Sie erhoben sich und fragten, ob es Zeit zum Aufbruche sei. Der Anführer („Meinhart") aber sprach: Noch ist es nicht an der Zeit, daß wir Böhmens Feinde vertilgen. Darauf versanken alle wieder in den Schlaf; der Hirt suchte den Ausgang und erfuhr, daß er ein ganzes Jahr lang fort gewesen sei.

Oft hört man Lärm und Waffengeklirr im Blanik; dann meint das Volk, die eingeschlossenen Ritter rüsten sich zum Kampfe. Aus dem Berge fließt eine Quelle, deren Farbe und Geruch dem der Mistjauche ähnlich sein soll. Das Volk glaubt,

sie rühre von den Pferden her, die im Blanik gesattelt stehen, der Reihe nach an einer Felsenwand.

Am Boden oder auf steinernen Bänken schlafen die Ritter und neben jedem liegen seine Waffen. Einige sagen, die Ritter schlafen sitzend, den Kopf auf das Schwert gestützt, während andere erzählen, daß die Ritter schon auf den Pferden sitzen und schlafen, wobei sie den Kopf auf dem Halse des Pferdes ruhen lassen. In der Mitte der Halle ist ein erhöhter Sitz, wo der Anführer („Meinhart") schläft.

Auch ein Nagelschmied ist einst in den Berg gegangen und hat einem Ritter einen Sack voll Nägel ausgetauscht gegen Kehricht. Außer dem Berge fand er statt des Kehrichts das reinste Gold. Dasselbe begegnete einem Knechte, den der Häuptling ersuchte, er möge den Ort reinigen wo die Pferde stehen. Sein Lohn war der Mist, der sich aber in lauteres Gold verwandelte.

In der Nähe des Blanik wohnte ein Schmied, welcher ganz nahe an dem Berge seine Wiese hatte. Früh Morgens gieng er eines Tages mit noch einem Taglöhner, um das Heu in Haufen zu werfen. Als die Magd mit dem Frühstück kam, nahm der Schmied seinen Theil und setzte sich am Fuße des Berges nieder, um es zu verzehren. Kaum hatte er den Löffel bei Seite gelegt, so trat ein Mann zu ihm, der in einen Mantel eingehüllt war, und sprach: Folge mir Freund. Der Schmied that es, und beide giengen nun in den Berg. Als sie da ankamen, wandte sich der Ritter zum Schmied und sprach: Ich habe dich hierher geführt, damit du unsere Pferde neu beschlagest. [1]) Der Schmied antwortete: Das ist unmöglich, da ich keine Werkzeuge bei mir habe. Deshalb sei unbesorgt, erwiederte der Ritter, und er brachte dem Schmiede die Werkzeuge und sagte: Thue nun was ich dir befohlen habe, gib aber Acht, daß du keinen dieser Ritter anstoßest. Der Schmied machte sich an die Arbeit, und als er das letzte Pferd be-

[1]) Vergl. S. 46.

schlug, wandte er sich ungeschickt um und berührte den am Rosse sitzenden Ritter, welcher alsogleich erwachte und rief: „Ist's schon Zeit?“ — Der wachende Ritter drohte dem Schmied und sprach zu jenem: Noch nicht, schlafe nur weiter. — Für das beschlagen der Pferde erhielt er die alten Hufeisen, die sich in Gold verwandelten. Als der Schmied auf die Wiese kam und anstatt einer Person zweie Gras mähen sah, verwunderte er sich. Die Arbeiter erzählten dem Schmiede, er sei ein ganzes Jahr abwesend gewesen und man habe ihn schon für verloren gehalten.

Die Zeit, in welcher die Blaniker Ritter den bedrängten Brüdern zu Hilfe eilen werden, hat das Volk so bezeichnet. Von allen Seiten werden die Feinde in's Land einbrechen, und plündernd und mordend durch dasselbe ziehen; die Hauptstadt wird der Erde gleichgemacht, so daß man schwer den Ort finden wird, an dem sie gestanden ist, und der Fuhrmann, welcher an dieser Stelle vorbeifährt, wird mit der Peitsche knallen und klagend rufen: Hier stand einst die schöne große Stadt Prag.

Durch das Schwert der Feinde wird die Zahl der Bewohner täglich schwinden; wenn dann aber der Böhmen nur mehr so viele sind, daß sie alle auf einem großen Fuhrmannswagen Platz finden, wenn der trockenliegende Teich beim Blanikberge mit Blut gefüllt sein wird und die dürren Bäume am Ufer der Blanitz Blüten treiben: dann wird sich der Blanik öffnen und die heilige Schaar mit dem Herzoge Wenzel, welcher auf einem Schimmel reitend die Reichsfahne in der Hand hält, wird hervor kommen. Diese Ritter stürzen sich dann unter die Feinde und jagen dieselben über die Grenze und kehren sodann nach vollbrachtem Kampfe zum ewigen Frieden ein. Die noch lebenden Böhmen werden sich sammeln und ein neues kräftiges Volk gründen, das die besten Zeiten erleben soll.

Während in Südböhmen die schlafenden Ritter in den Blanik verlegt werden, vermuthet man im mittleren Theil des

Landes die Ritter in dem Berge Rip (Georgsberg), welcher im Prager Kreise südlich von der Stadt Rakonitz liegt.

In allen Sagen vom Blanik tritt eine Person immer besonders hervor. Nach der Aussage eines Hirtenknaben, der auch im Berge war, seien in einem hellerleuchteten Sale alle Ritter in schwarzer Rüstung gewesen, nur einer von ihnen habe eine goldstralende Rüstung gehabt. Dieser habe die Frage, ob es noch nicht Zeit sei, verneint, und zwar zu wiederholten Malen. Viele halten jenen Ritter für den König Wenzel, von dem man übrigens auch sagt, er sei in eine Eiche entrückt.

2.

Bei Podhořan (zwischen Kuttenberg und Chrudim) sind die Überreste der Burg Pořan. Zu König Wenzels Zeiten soll hier ein Raubritter gehauset haben, und für seine Übelthaten ist er in einen benachbarten Wald so lange verwünscht, bis die Ruinen der Burg verschwunden sein werden. Sonntagskinder behaupten, daß der Stamm eines Apfelbaumes sich an jedem Weihnachtabend öffne, daß ein Greis daraus hervorsteige, der sich die ganze Gegend mit finsterm Gesichte betrachtet; dann ruft er aus: Noch immer nicht verschwunden!

3.

Unweit des mährischen Molkenkurortes Rožnau befindet sich der Berg Radhošt.

Vor langer Zeit weidete an diesem Berge ein Hirt seine zahlreiche Herde. Er umgieng gewöhnlich, bevor er seinen Weideplatz verlassen hatte, den ganzen Berg. Als er eines Abends am Abhange stund, sah er eine ihm unbekannte Grube. Voll Neugierde spang er in diese und fand dort einen unterirdischen Gang, den er verfolgte. Zu seiner Überraschung kam er in ein großes Zimmer, in welchem viele als Feldherrn gekleidete Männer schliefen. Der Hirt erschrack über diese Wundererscheinung,

gieng aber doch weiter, und da erblickte er ein gesatteltes Pferd, bei welchem einer der Führer stand, den einen Fuß am Boden, den andern im Steigbügel haltend.

Als er aber in das Innere des Gemaches kam, gewarte er mehrere am Boden schlafende, und einen beim Tisch sitzenden und schlummernden Feldherrn, der einen sehr langen geflochtenen Bart hatte, der mehrere Windungen um den Tisch machte. Durch das Geräusch des eintretenden Hirten wurden einige wach und einer von ihnen fragte den Hirten, was er da wolle. Er bat um Verzeihung und sagte, er könne den Weg nicht hinaus finden. Nach einer Weile erhoben mehrere schlumernde ihre Häupter und fragten, ob es Zeit sei. „Es ist noch nicht Zeit" bekamen sie zur Antwort. Nachdem nun alle Männer wach waren, und der Hirt aus Furcht nochmals um Verzeihung bat, so stund einer vom Tische auf und sprach zu dem Hirten:

Du siehst hier die Führer eines in diesem Berge wohnenden Heeres, welches den Namen „Gojmagoj Regiment" führt. Wir sind vor sehr langer Zeit von der Erde verschlungen und euch über uns wohnenden verschwunden; unsere Bestimmung aber ist: den ewigen Frieden herzustellen. Sollte je einst die Zeit erscheinen, in welcher kein Mittel mehr den Frieden herzustellen vermöchte, so werden unsere Männer diesen Berg verlassen und mit ihrem Schwerte den ewigen Frieden erkämpfen. Jedoch muß mein Bart erst eine Länge erreichen, daß er sich dreimal um den Bergabhang winden lässt. Sieh diesen Herrn, unseren Führer (da zeigte er auf den beim Rosse stehenden Feldherrn), er ist immer in Bereitschaft, so daß, wenn die Stunde erscheint, er sich nur auf sein Roß zu schwingen hat, um die Befehle zu ertheilen. Nun gehe woher du gekommen und erzähle alles was du gesehen und gehört hast. Der Hirt verfolgte den unterirdischen Gang, und kam glücklich nach Hause. Sogleich erzählte er allen Dorfbewohnern dieses Abenteuer. Sie begaben sich dann mit dem Hirten auf jenen Berg, allein ihre Bemühungen waren

vergebens, sie konnten nicht einmal die Gegend finden, wo dem Hirten so wunderbares begegnet war.

Kurz nach dieser Begebenheit fand man ein kleines im Innern des Berges entspringendes Bächlein, dessen Wasser sehr unrein war, und einen dem Pferdemiste ähnlichen Geruch verbreitete. Man glaubt allgemein, das sei der Abfluß des Mistes, der von den Pferden des Gojmagoj-Regimentes herrühre. Die Höhlen des Berges Radhost sollen Gold enthalten und auf seinem Gipfel soll ein Tempel des Radigast gestanden sein. [1])

4.

Vor Zeiten kamen drei Männer in schwarzen Gewändern alljährlich im Sommer auf den Radhost. Sie hielten sich immer bei einem Hirten mit Namen Batscha auf, und wurden von diesem mit Molken und Schafkäse bewirtet.

Im zwanzigsten Jahre sagten die drei schwarzen Männer zum Batscha: „Wir haben uns zwanzig Jahre bei euch aufgehalten, und immer wurden wir von euch gastfreundlich mit Molken und Schafkäse bedient. Was ihr hattet, das gabet ihr uns umsonst; wir wollen euch euere Gastfreundlichkeit entgelten; nehmet einen Sack und kommt mit uns." Da nichts anders zu finden war als eine Ledertasche, so nahmen sie diese und hiengen sie dem Batscha auf die Schulter. Auf dem Wege sagten sie, er solle sich nicht fürchten, nur wenn sie in die Gegend kommen würden, wo man in den Radhost eintrete, solle er nichts mehr mit ihnen sprechen, und alles thun was sie thun würden. Sie kamen nun zu einer Grotte des Radhost. Hier knieten sie nieder und beteten. Auf einmal sah Batscha eine Thür in der Grotte, und der älteste von den drei Männern stund auf, nahm den Schlüssel und öffnete mit demselben die Thüre. Als sie in's Innere eintraten, schloß

[1]) Über Radigast s. Grimm Myth. 227, 228. Hanusch, slaw. Mythus 110 ff. Nr. 3 und 4 sind mir von Ed. Jahutka (aus Mähren) erzählt.

sich die Thüre von selbst, und sie giengen abermals durch einen finstern Gang lange Zeit, bis sie wieder ein Licht erblickten. Sie fanden dort einen ungeheuern Raum, wo sie nichts als schöne grüne Wiesen sahen, durch welche ein Fluß strömte. Über diesen führte eine kleine Brücke, an deren Ende ein fürchterliches Ungeheuer lag. Damit sich Batscha nicht fürchte, nahmen ihn die drei Männer zwischen sich und so giengen sie glücklich über die Brücke. Nun kamen sie zu einem Felsen, und auch da knieten sie nieder und beteten. Hier erblickte abermals Batscha eine Thüre; der älteste von den dreien stund auf, und öffnete mittelst eines Schlüssels die Thüre. Endlich kamen sie in ein Gemach wo Bänke stunden, an welchen Fransen hiengen. Nun begannen die Männer mit Batscha zu sprechen, befahlen ihm, er solle sich die Fransen nehmen und in die Ledertasche thun. Er hatte jedoch keinen Muth dazu, und sagte: Was soll ich damit? Die drei Männer nahmen ihm die Tasche ab, und als sie gefüllt war, hiengen sie ihm diese auf die Schulter mit den Worten: Schau nicht früher hinein, als bis du draußen bist. Dann kehrten sie zurück auf demselben Wege, beteten aber bei einer jeden Thüre. Als sie draußen waren, befahlen sie dem Batscha, er solle in seine Tasche hineinschauen — diese war mit Gold und Silber gefüllt. Freudig bat Batscha die drei Männer, sie sollten mit ihm gehen, und ein kleines Mahl von Schafkäse und Molken zu sich nehmen. Das geschah, und als sie gegessen hatten, sagten sie dem Batscha, sie würden nicht mehr auf den Radhost kommen, indem sie in ihre Heimat berufen seien. Zugleich baten sie ihn, er möge sie noch auf den Gipfel des Radhost begleiten, wo er auch ihren Abgang sehen werde. Auf dem Wege vertrauten sie ihm, wer und woher sie seien, nämlich „Schwarzkünstler aus Paris im französischen Reiche." Als sie nun den höchsten Gipfel erreicht hatten, nahm ein jeder von ihnen seinen Mantel, legte ihn auf den Boden und sie setzten sich auf denselben. In kurzer Zeit begannen sie sich zu heben und plötzlich, wie wenn sie der Wind ergriffen hätte, waren sie verschwunden, und niemand hat sie mehr gesehen.

Bald darauf fanden sich drei Hirten, welche auch gern reich geworden wären, und giengen deshalb in diese Grotte mit einer Laterne. Im ersten Raume erblickten sie drei Geräthe in Form von Wannen. Voll Neugier sahen sie hinein, allein plötzlich flog ein großer Hahn [1]) heraus, der mit dem wehen seiner Flügel ihnen das Licht auslöschte. Sie mußten zurückkehren, ohne Silber und Gold. Sie besprachen sich noch einmal hinein zu gehen, jetzt aber wollten sie einen vierten und zwei Lichter mitnehmen; der vierte, meinten sie, bleibt draußen, die drei binden sich mit Spagat an, dessen Ende der draußen stehende halten soll; der wird immer nachlassen, und wenn sie nicht hinaustreffen sollten, so wird der Spagat ihr Führer sein. So giengen sie in die Grotte und sie sahen dort wieder die drei Geräthe. Abermals flog aus jedem ein großer Hahn heraus, welche durch das wehen ihrer Flügel ihnen beide Lichter auslöschten.

5.

Bei Buchlowitz in Mähren steht ein altes Schloß auf dem Berge Buchlau. In diesem Berge soll ein Obrist mit einem kleinen Heere eingeschlossen sein. Er war dorthin aus Böhmen geschickt von seinem Feldherrn, Namens Goi Magoi. Man sagt auch, daß dieser in einem Berge Böhmens verzaubert sitze. (S. 113.)

Die Soldaten des Obristen sitzen auf Pferden, und schlafen das ganze Jahr hindurch, nur an einem Tage werden sie munter und fragen den Obristen einstimmig: Pane je už čas? (Herr ist es schon Zeit?) worauf ihnen der Oberist antwortet: Spěte moje děti, ještě není hodina naše zde. (Schlafet meine Kinder, unsere Stunde ist noch nicht da.) Dieser Obrist und jener Feldherr, so erzählt das Volk, werden an einem Tage aus ihren Bergen hervorkommen und Böhmen und Mähren vereinigen.

---

[1]) „Unter der Erde singt der schwarzrothe Hahn in den Sälen Hels." Wöluspa 35.

6.

„Es ist tief in der menschlichen Natur gegründet, sagt Grimm (Myth. 613), daß der unglückselige sein Leid den Felsen, Bäumen und Wäldern klage.“ Auch in folgenden Sagen findet dieß seine Bestätigung.

In dem alten Schlosse Buchlau ist eine Linde, von der folgendes erzählt wird. Der Besitzer des Schlosses ward einst meuchlings angefallen, und der Knappe war dieser That verdächtig befunden. Der Knappe behauptete aber seine Unschuld und machte den Vorschlag, er wolle eine junge Linde mit der Krone in den Boden pflanzen. Würden nun die Wurzeln Blätter treiben, so sollte dieß ein Zeichen seiner Unschuld sein. Und so geschah es; im folgenden Frühjahre wuchs die Linde und die Wurzeln trieben Blätter. Darauf ward der Knappe freigelassen.

Eine andere Sage erzählt, der Schlossherr habe einen Bauern des Jagdfrevels beschuldigt. Als dieser es läugnete, gab ihm der Graf eine junge Linde mit den Worten: Setze dieses Bäumchen verkehrt in die Erde und pflege es sorgsam. Wenn nach zwei Jahren die Wurzeln desselben Blätter treiben, so kannst du frei von hier fortziehen; wenn nicht, so bist du dem Tode verfallen. Der Gefangene that wie ihm geheißen und als der zweite Frühling angebrochen war, hatten die Zweige Wurzel gefasst und die Wurzeln Blätter getrieben.

Nach einer andern Sage (aus Wischau) war ein Mönch zum Tode verurtheilt von 12 andern Mönchen. Er sollte lebendig begraben werden, und als er in sein Grab steigen sollte, bat er um die Erlaubnis einen Lindenbaum pflanzen zu dürfen, und diese Bitte ward ihm auch gewährt. Als er den Baum in die Erde gepflanzt hatte, sagte er: So gewis die Wurzeln dieses Baumes aufwärts, die Krone aber abwärts wachsen wird, so gewis bin ich unschuldig. Es half nichts, sie warfen ihn in das Grab, mauerten es zu und er muste eines jämmerlichen Todes sterben.

Als der Baum größer wurde, sah man ihn nach der Vorhersagung des Mönches wachsen. Die Richter sahen jetzt ein, daß er schuldlos gestorben war. Die Strafe blieb nicht aus; es kamen Feinde, welche das Land plünderten und das Kloster zerstörten. Nur diese uralte Linde bezeichnet den Ort, wo die Mönche hausten.

Ähnliches erzählt man in Pilsner Kreise von einem Apfelbaume, der bei der Ruine Krasykov steht. Zwei Freunde wurden im Walde von bewaffneten Männern umringt. Der Freund des Jünglings zog sein großes Messer, und wollte einen der Räuber erstechen, allein von mehreren Hieben tödlich verwundet sank er zu Boden. In demselben Augenblicke schlug der Blitz in eine neben dem Mordplatz stehende alte Eiche, und zersplitterte dieselbe in viele tausend Stücke. Die Räuber dadurch erschreckt, flohen nach allen Seiten. Der andere Jüngling kniete neben seines Freundes Leiche nieder, dankte Gott für seine Rettung, und bat für die Seele des dahingeschiedenen. Er kniete aber nicht lange da, kamen Männer durch den Wald. Als sie den Leichnam sahen, und den daneben knieenden Jüngling, führten sie diesen, ihn für den Mörder haltend, mit sich vor das Gericht. Obwohl der Jüngling dieses schweren Verbrechens nicht überwiesen werden konnte, verurtheilten ihn die Richter doch zum Tode.

Der Jüngling aber im Bewustsein seiner Unschuld hörte ruhig und gelassen den Richterspruch, und trat dann mit Zuversicht seinen letzten Gang an. Auf dem Wege zur Richtstätte ergriff er einen Stock, stieß ihn in die Erde und rief: So wahr dieser Stock Wurzel fassen, Äste treiben, blühen und Früchte tragen wird, so wahr bin ich unschuldig. Und die Äste und Zweige, die aus ihm sprossen werden, sollen sich als Schmach und Trauerzeichen für die ungerechten Richter zur Erde neigen. Bald nach seiner Hinrichtung bekam der Stock Wurzeln, wuchs zu einem Baume empor, blühte, und trug Früchte. Die Zweige und Äste neigten zur Erde, und so wurde der Ausspruch des unschuldig hingerichteten erfüllt.

Man sieht noch heutzutage diesen Apfelbaum neben der Burgruine stehen.

In der Legende vom Christof sagt Jesus, nachdem er durch das Wasser getragen war, zum Christträger: Sum Christus, rex tuus. Ut me verum dicere comprobes, cum pertransieris, baculum tuum juxta domuncolam tuam in terram fige, et mane ipsum floruisse et fructificasse videbis. (Jacobus de Viragine, legenda aurea 95.) Auch Christof bedient sich später dieses Wunderzeichens: Christoferus virgam suam in terram fixit et, ut propter conversionem populi fronderet, dominum exoravit.

Die Legende von dürren Stäben, die wieder Blüten treiben, ist weit verbreitet und erinnert an Arons Stab. Vergl. auch Grimm deut. Sag. Nr. 180, 355, 454. Gr. Märchen, Legende 6. Schott, walach. Märch. Nr. 15. Müllenhoff holst. Sag. Nr. 188. Liebrecht, otia imperialia des Gervasius S. 22. Menzels Symbolik 2, 294.

In Otto von Passau „die 24 Alten" (Straßburg 1500) kommt folgende Stelle vor:

(Als man nicht wuste, wem man Maria vermählen sollte.) „Do kam czu hand die götlich stymme und sprach: alle die manne die do von künigklichem geschlechte David seind, und niteliche frauwen handt, die sollent morn dürre ruten in den tempel bringen, und welches mannes rut grünen würt, und der heylig geyst in einer tuben weiß dar auff ruwen würt als vormals geweissaget ist vom Isaia dem propheten, dem soll Maria gemahelt werden. Do viel dz götlich loß uff den heiligen Joseph."

7.

Ziemlich verbreitet ist in Steiermark die Meinung, daß die Soldaten nicht in den Himmel kämen, sondern die „grüne Wiese" zu ihrem Sammelplatz hätten. Dort auf der „grünen

Wiese" harren sie, bis der Tag kommt, an welchem sie in der Welt wieder erscheinen werden [1]).

Auf jenem allgemeinen Soldatensammelplatze sitzt auch Kaiser Friedrich in immerwährender Ruhe. Sein weißer Bart wächst um die große Tafel, bei der alle Krieger versammelt sind. Wenn er dreimal rundherum gewachsen sein wird, so wird der Wächter in's Horn blasen und das unermeßliche Heer wird aufbrechen und in der Welt Ruhe und Ordnung schaffen. — Das einmalige Herumwachsen des Bartes braucht so lange, bis der ewige Jude einmal um die Erde herumgewandert ist, und zweimal ist dieses schon geschehen, zum drittenmale geschieht es eben jetzt.

In der Zeit seiner Erscheinung auf der Welt wird große Unordnung und Verwüstung in derselben herrschen, der eine wird sich über den andern erheben, jeder wird herrschen wollen, und niemand gehorchen. Es werden große Brände entstehen, die Wasser werden überall austreten, die Erde wird zittern und beben und die Menschen werden durch Krankheiten und Seuchen dahinsterben wie Mücken.

Über diese Zeit soll in der „Williweiß" (an a. O. „Sibelweiß) stehen, daß große Hungersnot sein wird, und daß „die Milliweiwa mit g'schekatani Firtana gehn werdn" [2]).

Dann wird Kaiser Friedrich mit seinen Leuten kommen und den Krieg anfangen, in dem mehr als die Hälfte der Menschen umkommen werden.

Ein Bauer wird beim Schloßberg (in Graz) vorbeifahren, schnalzen, und rufen: „Da is amol die Grazerstadt g'standen."

Dann werden erst die guten Zeiten kommen, alles wird wohlfeil werden, aber die Leute werden immer schlechter und schlechter werden bis zum Weltuntergange.

---

[1]) Über die Heldenhalle, den Wonnegarten s. Grimm Myth. 781 ff. Unsere Vorfahren dachten sich den Himmel als ein grünes Gefilde (Grimm Myth. 782). Vergl. oben S. 115.

[2]) Jetzt tragen die Milchweiber gewöhnlich blaue Schürzen.

8.

Bei Duschnik (zwischen Prag und Beraun) ist ein kleiner Hügel, der heißt Semole. Wer dreimal mit zurückgehaltenem Atem um denselben geht, der hört im innern Pferdegewieher und das stönen eines Reiters. Man sagt, ein Ritter habe sich an den Bewohnern schwer vergangen. Dafür ward er auf dem Rosse sitzend an einen dicken Pfahl gebunden, jeder füllte dann seinen Helm mit Erde und schüttete ihn um den Sträfling herum. Das wurde so lange fortgesetzt, bis auch der Kopf nicht mehr hervorragte. Ein Helm voll nach dem andern wurde hinzugetragen, bis der Ritter mehrere Klafter hoch mit Erde bedeckt war.

9.

Es läßt sich dieser mythische Zug, das gebanntsein in Berge, weiter in das slawische Gebiet hinein verfolgen, z. B. nicht weit von Porenba (Auschwitz bei Krakau) ist ein Hügel, auf welchem sich ein steinerner Sessel befindet. Dort soll ein Riese gewohnt haben, dessen Unterthanen ebenfalls Riesen waren. Eine Zauberin hasste die Riesenfamilie so sehr, daß sie Schlangen- und Drachen dem Riesen zur Bekämpfung entgegenschickte. Als sich der Riese rächen wollte, ward er in einen Hügel verzaubert. Aus demselben wird er erst dann befreit, wenn wieder eine Riesenfamilie auftritt, oder er muß das Ende der Welt dort erwarten. Bis zu der Zeit schlafen die Unterthanen, er aber kämpft unaufhörlich mit den Drachen, die ihn nicht ruhen lassen. Manche haben ihn auch schon auf einem weißen Rosse sitzen und den Hügel umreiten sehen, wobei Feuerfunken von seinem Leibe flogen.

10.

Unweit Makow — so erzählt man in Auschwitz — lebte ein armer, frommer Hirte. Zu dem kam einst ein Mann und fragte ihn, ob er nicht einen Wunsch habe. Der Hirt antwortete,

er möchte einmal in den Felsen hinein, von dem er schon so viel wunderbares erzählen gehört habe. Der Mann führte ihn hin, klopfte dreimal mit dem Stabe an den Felsen (in den Karpathen) und beide giengen hinein. Nach kurzer Weile fand sich der Hirt allein; er gieng aber weiter und kam auf einen Platz, der so groß war wie ein Schlachtfeld. Dort fand er alle Soldaten schlafen, das Fußvolk stehend auf die Gewehre gestützt; die Reiter hatten den einen Fuß in den Steigbügeln, den andern schon über den Sattel geschwungen. Dann kam er in ein Zimmer, wo ein Greis auf einem Stuhle saß, während sein langer Bart schon 2¼ Mal um den Tisch gewickelt war. Leise schlich sich der Hirte hinaus und erzählte in Makow, was er gesehen hatte.

Das Volk glaubt, jener Greis sei ein Aufführer oder ein Kaiser, und wenn sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen sei, so werde das Ende der Welt kommen. Die Soldaten schlafen und erwarten den letzten Krieg; dann werden sie hervorkommen und es wird ein langer Kampf beginnen. Es wird König gegen König, Bruder gegen Bruder fechten, bis endlich alles untergeht.

Verwünschung, Erlösung, Schatzberge.

Das mythische Verhältnis bergentrückter Helden (und Götter) wie auch bergentrückter Schätze leitet auf Wuotan, den Geber aller Dinge, der alle verborgenen Schätze weiß (Gr. Myth. 929).

Auch die Idee der Entrückung (Gr. M. 903) ist mit der Verwünschung, Bannung nahe verwandt. Das verwünschte verwandelt sich zuweilen, bis zum Zeitpunkte der Erlösung. Diese wird in den meisten Fällen erschwert.

Überall wo göttliche Wesen oder Helden in Berghölen sitzen, befinden sich auch Schätze. Die Versuche, diese Schätze zu heben, sind so allgemein verbreitet, daß wir im folgenden nur die charakteristischen Züge hervorheben.

Zur Erklärung der Mythe von der „weißen Frau“ vergl. Kuhn in der Zeitschr. f. deut. Myth. und Sittenkunde 3. 3, 368 ff.

11.

Im Neutitscheiner Berge (in Mähren) sind viele Schätze, die von gebannten Geistern bewacht werden. Ein Bauer aus Schönau gieng einst hinein und sah in einem großen Sale einen Greis mit langem, weißem Barte. Ein Zwerg hatte ihm gerathen, er möge dem Greise den Bart mit Hilfe eines Stäbchens abnehmen. Während er das ausführen wollte, entstand ein fürchterliches Geräusch; er erblickte einen Zug leichter Reiter, die mit Sang und Klang daherzogen. Darauf suchte der Bauer nach Schätzen. Ein kleines Männchen, das auf einem Schweine ritt, hinderte ihn daran. Der Zwerg erschien ihm wieder und gab ihm die Mittel an, wie er zu Schätzen gelangen könne, er solle nämlich die in den Berg gebannten Geister dadurch erlösen, daß er über eine alte Stiege gehe, die zu einer Grotte führte, aber es dürfe kein Stein rollen. In der Grotte selbst solle er so lange graben, bis er einen Todtenkopf finde. Diesem solle er alle Zähne ausreißen und sie in das Feuer werfen. So wurden die Berggeister befreit, und sie gaben die Schätze ihrem Retter.

12.

Die Sage von der weißen Frau ist in Böhmen weit verbreitet. Zu den bekannten (aus Neuhaus, Krumau 2c.) fügen wir folgende hinzu.

Auf dem weißen Berge bei Prag stund einst ein Schloß, das im 30jährigen Kriege als Magazin benutzt wurde. Die Soldaten, welche Wache stunden, wurden des Nachts sehr beunruhigt. Da unternahm es ein junger Soldat mit geweihter Waffe dem Spuke Trotz zu bieten. Um Mitternacht vernahm er eine Musik die immer näher kam. Er sah sich um und eine weiße Dame mit langem, weißem Schleier stand bei ihm.

Sie hielt in der linken Hand ein blutrothes Tuch, in der rechten einen Dolch. Sie jammerte über ihr Schicksal und forderte den Soldaten auf, er möge sie erlösen, und zwar dadurch, daß er drei Stiche in die Brust aushalte, ohne einen Laut zu äußern. Er entblöße seine Brust, allein beim dritten Stiche rief er aus: Jesus, Maria, Josef. „Fluch über dich, sagte das Weib, tausendfache Qualen hast du mir bereitet. Sieh dort auf jenem Hügel die fünf jungen Weichselbäume, wenn die so groß sein werden, daß man aus ihnen Bretter schneiden und von diesen eine Wiege machen kann, dann wird der Knabe, der zuerst in die Wiege [1]) kommt, mich erlösen." Darauf verschwand die weiße Frau und der Soldat lebte nur noch einige Tage. — In Sobieslau wiederholt sich dieselbe Sage. Dort ist es einem Nachtwächter begegnet.

Unweit Holitz in Böhmen ist ein Berg, in welchen die weiße Frau vom Teufel verwünscht ist, nachdem sie sich ihm 40 Jahre vorher verschrieben hatte.

In der Burgruine Mödling bei Wien ist die weiße Frau oft gesehen worden, insbesondere von Sonntagskindern. Viele sind von ihr beschenkt worden. Einige haben auch einen schwarzen Hund auf einem Kohlenhaufen liegen sehen und neben ihm ein Männchen mit einem ungeheuren Kopfe, langem Barte und einem Höcker [2]).

In Dörfel (bei Ung. Hradisch) ist zweien Schatzgräbern eine weiße Jungfrau erschienen, die ihnen sagte, sie würden den Schatz nicht finden, wenn sie sich nicht auf die Erde legten und duldeten, daß sie sich dreimal über die Männer wälze. Sie konnten die schwere Last aber nicht ertragen.

Auf dem Bestenberg bei Altenmarkt in Nied. Österr. erschien die weiße Frau einem Hirtenknaben. Diesem sagte sie, am folgenden Tage werde sie als Schlange mit einem Bunde

---

[1]) Vergl. Grimm Myth. 920.

[2]) Vergl. oben, was von der Gestalt des Todtenmannes berichtet ist.

Schlüssel im Munde erscheinen; er solle nur muthig die Schlüssel aus dem Munde der Schlange reißen und dann sei sie erlöst. Als die Schlage aber erschien, lief der Knabe davon. An andern Tage sagte ihm die weiße Frau bitterlich weinend, nun müsse sie noch hundert Jahre auf einen Erlöser warten.

Im Budweiser Kreise erzählt das Volk von einem alten Mütterchen, welches zu Weihnachten mit einem Bündel von Brennnesseln von Haus zu Haus geht und die Hausfrauen fragt, ob die Mägde schon alles Werch versponnen haben. Erhält es eine bejahende Antwort, so läßt es eine Brennnessel zurück, und das Haus ist dann das ganze Jahr vor Unglück bewart. Erhält es eine verneinende Antwort, so werden die Mägde von dem Mütterchen mit dem Nesselbündel tüchtig durchgepeitscht.

13.

Es sind einmal Holzhackerleute gewesen, die haben zwei Kinder gehabt, ein Madl und einen Buben. Das Madl war drei und der Bube sechs Jahre alt. Das Weib des Holzhackers war ihre Stiefmutter, und sie konnte daher die Kinder nicht recht leiden. Sie wollte die Kinder immer weg haben, und „benzte" fortwährend an ihrem Manne, daß er sie doch wegbringe. Er war des benzens endlich müde, und versprach ihr's. Weil er tief im Walde Holz hackte, so musten ihm die Kinder täglich die „Jause" hinaustragen. Damit sie aber den Platz fanden, wo ihr Vater arbeitete, so giengen sie nur dem Halle nach, der durch's hacken entstund.

Da band nun eines Tages der Vater in einer ganz andern Gegend des Waldes einen eisernen Hammer so an, daß derselbe vom Winde hin und her bewegt immer an den Baum anschlug. Das that er um die Kinder irre zu führen. Als nun diese wieder mit der Jause hinausgiengen und den

---

Benzen oder penzen: tadeln, quälen. Jause oder Jausen: ein Zwischenmahl.

Hall hörten, giengen sie darauf zu. Wie erschracken sie aber, als sie statt ihres Vaters den eisernen Hammer sahen. Sie wollten sogleich umkehren, allein sie wusten nicht mehr aus, denn sie waren schon zu tief in den Wald gekommen. Nun fiengen sie zu jammern und zu weinen an und giengen weiter; dabei kamen sie immer tiefer in den Wald hinein. Schon waren sie zwei Tage umhergeirrt, und die Jause, die sie für den Vater mitgenommen hatten, war längst aufgezehrt, so daß sie schon der Hunger zu quälen anfieng. Da kamen sie zu einem Wege, der sich gegen zwei Seiten hin theilte. Das Mädchen sagte zu ihrem Bruder: wir wollen uns jetzt trennen, ein jedes von uns soll einen andern Weg gehen; gehst du rechts, so gehe ich links; gehst du links, so will ich den Weg rechts nehmen. Der Bruder stellte es ihr frei, und sie wählte den Weg rechts.

Als sie nun so eine Weile gegangen war, begegnete ihr eine Frau. Diese war ganz schwarz gekleidet, nur an einem Schuh hatte sie ein weißes Fleckchen. Sie fragte das Mädchen, wo es hingehe, worauf diese ihr alles erzählte. Da sagte die Frau: gehe mit mir, ich werde dir zu essen und zu trinken geben; auch kannst du mich erlösen, wenn du das thust, was ich dir sagen werde. Das Mädchen versprach es und gieng mit ihr.

Die Frau führte sie nun in ein Schloß, gab ihr zu essen und zu trinken, dann sagte sie zum Mädchen, indem sie auf einen Hügel zeigte: um eilf Uhr in der Nacht sollst du dich da auf diesen Hügel hinaufstellen; es werden dir feurige Schlangen, Löwen und andere wilde Thiere vorkommen; diese werden auf dich losfahren, du brauchst dich aber durchaus nicht zu fürchten, es wird dir nichts geschehen. Bei allem dem darfst du dich nicht umschauen, sonst wäre es für uns beide gefehlt.

Das Mädchen that alles, wie ihr die Frau geheißen hatte. Sie überstand die Furcht vor den feurigen wilden Thieren glücklich, schaute sich auch nicht um, und gegen zwölf Uhr war alles verschwunden. Da kam die Frau zu ihr, brachte

ihr etwas zu essen und zu trinken und hernach legte sich das Mädchen schlafen. Die Frau war aber schon um ein hübsches Stückchen weißer geworden.

Des andern Tages trug die Frau dem Mädchen wieder etwas anderes auf. Sie sagte ihr: im Garten des Schlosses stehen sieben Weichselbäume, an jedem lehnt eine Leiter; da müsse sie um eilf Uhr in der Nacht hinaufsteigen, und so von allen sieben Bäumen das Laub zählen. Um zwölf Uhr müsse sie fertig sein. Es werden wieder die wilden Thiere kommen, um die Bäume herumschleichen und auf sie losgehen wollen. Sie dürfe sich aber nicht irre machen lassen und auch nicht fürchten, denn sonst würden sie die wilden Thiere zerreißen.

Das Mädchen that genau wieder, was ihr die Frau geheißen; und als es zwölf Uhr geschlagen hatte, war sie mit dem zählen fertig, und die wilden Thiere verschwanden. Darauf erschien die Frau wieder und brachte ihr zu essen und zu trinken, worauf sich das Mädchen schlafen legte. Dießmal war die Frau schon zur Hälfte weiß.

Am folgenden Tage trat die Frau zum Mädchen und sagte: heute werde sie das härteste zu überstehen haben, sie solle aber nur ausharren und sich nicht fürchten, es werde ihr nichts geschehen. Sie führte das Mädchen in einen großen Keller; da stunden sehr viele und ungeheure Fässer. Diese müsse sie von eilf bis zwölf Uhr in der Nacht zählen, sagte die Frau; es werden wieder allerhand feurige wilde Thiere hervorkommen, heulen und brüllen und auf sie losstürmen; sie solle sich aber nur nicht irre machen lassen, geschehen könne ihr nichts.

Das Mädchen that wieder genau alles, und um zwölf Uhr war sie fertig und aller Spuk verschwunden.

Nun erschien die Frau ganz schneeweiß und sagte zum Mädchen, sie solle mit ihr gehen. Sie führte es jetzt in einen andern Keller, da stunden drei Fässer: eines voll Kupfergeld, eines voll Silbergeld, und eines voll Papiergeld. Da sagte die Frau, das Kupfergeld solle sie den Armen geben, das Silber- und Papiergeld aber, sowie das ganze Schloß

gehöre ihr, das sei ihr Lohn für die Erlösung. Darauf ist die Frau verschwunden.

Das Mädchen dachte nun bei sich: ich hab so viele Schätze, und wer weiß, wie es meinem Bruder geht! Dabei wurde ihr recht weh im Herzen. Sie machte sich daher auf und gieng in den Wald zurück, ihren Bruder aufzusuchen. Als sie so eine Weile gegangen war, hörte sie im Gesträuche etwas rauschen, und als sie ihre Augen hinwandte, sah sie, daß sich etwas bewegte. Sie dachte, es könne vielleicht ihr Bruder sein, gieng hin und wirklich war es so, sie fand ihren Bruder. Sogleich erzählte sie ihm, was ihr begegnet war, und was sie für ein Glück gehabt habe, und daß sie nun sehr reich sei. Darüber hatte er eine große Freude.

Sie giengen nun in das Schloß. Da konnten sie sich gar nicht satt sehen an all den Schönheiten. Doch fühlten sie, daß ihnen zu ihrem vollen Glücke noch etwas fehle; sie dachten: wir sind jetzt so glücklich, wenn wir nur auch unsern Vater da haben könnten! Wir wollen sehen, ob wir ihn nicht finden. Im Schlosse hatten sie einen alten Kutscher, mit dem fuhren sie fort, um ihren Vater aufzusuchen. Sie waren noch nicht lange im Walde gefahren, so vernahmen sie auch schon das ihnen noch wohlbekannte hacken. Sie fuhren dem Halle nach, und fanden wirklich ihren Vater. Sie erzählten ihm von ihrem Glücke und luden ihn ein, mit ihnen in's Schloß zu kommen. Sie sagten: wenn Ihr uns auch verstoßen habt, so kommen wir doch zu Euch und holen Euch als unsern Vater." Dieser erwiederte: „meine lieben Kinder, daran war nicht ich schuld, sondern eure Stiefmutter." Er fuhr nun mit seinen Kindern in's Schloß, wo sie zusammen recht glücklich und zufrieden lebten, und es gieng ihnen ihr Lebtag gut. [1])

Ähnliche Züge finden wir in zwei Märchen bei Grimm: Hänsel und Grethel Nr. 15 und der Königssohn Nr. 121. Ein ähnliches bei E. Sommer, Sagen und Märch. aus Thü-

[1]) Aus Mündenborf, durch den Lehrer J. Wurth.

ringen S. 122. Hauptsache ist uns hier der mythische Zug, daß die Frau um so weißer wird, je mehr das Werk der Erlösung vorschreitet. Das ganze scheint eher auf Hel (Gr. M. 289) sich zu beziehen, als auf die „weiße Frau," die der Erlösung harret, obgleich diese (Gr. Myth. 917. A. Kuhn nordd. Sag. Nr. 47) zuweilen auch halb schwarz, halb weiß erscheint.

14.

Ein Sagenzug, nämlich der von einer Mutter, die im Berge ihr Kind zurückgelassen, welches ein Jahr darauf zu derselben heiligen Zeit wieder zum Vorschein kommt, scheint seinen Hauptsitz in Mähren und Böhmen zu haben, obgleich wir ihn auch im österr. Alpenlande und im Fichtelgebirge finden (s. Schönwerth „aus der Oberpfalz" 2, 241).

Die folgenden drei Sagen sind von 3 verschiedenen Personen der Umgegend erzählt.

a. Unweit der mährischen Stadt Nikolsburg und am Abhange des Polau-Gebirges liegt das Dorf Klentnitz. Die Verzweigungen dieses Gebirgszuges sind mit einem Walde bedeckt. Mitten in diesem Walde auf einem schönen Hügel stund einst eine kleine Jägerhütte, von einer gottesfürchtigen Familie bewohnt. Sie hatten ein einziges Kind, das sie ungemein liebten. An einem Morgen begab sich der Jägersmann in den Wald, um ein Wild zu erlegen, und verirrte sich zufällig, indem er auf einen ihm unbekannten Weg kam. Sein Weib war sehr besorgt um das Leben ihres Mannes. Da es bereits der dritte Tag war, so machte sie sich auf den Weg, und nahm ihr Kind mit, um ihn aufzusuchen. Sie gieng zu allen jenen Stellen, die ihr Mann am meisten besuchte. Jammernd durchkreuzte sie nun den Wald und kam auf einmal zu einem Felsen, dessen Öffnung mit Gold- und Silberstücken gefüllt war. Sogleich legte sie ihr Kind bei Seite und fieng an ihre Taschen mit diesem willkommenen Funde zu füllen. Sie war so in Gedanken, daß sie ihr Kind vergaß und mit ihren

Schätzen nach Hause eilte. Mitten auf dem Wege erinnerte sie sich ihres verlorenen Kindes; sogleich eilte sie zurück, allein ihr Kind war verschwunden. Unter lauter weinen kehrte sie in ihre Hütte zurück, traf dort ihren Gatten und erzählte ihm das Unglück. Was halfen ihr nun die gefundenen Schätze? Nach kurzer Zeit gieng sie an einem Abende im Walde spazieren und kam zu jenem Felsen. Hier weinte nnd jammerte sie, da erschien ihr ein weißer Geist, und befahl ihr, denselben Tag ihr Kind abzuholen, an welchem sie es verloren habe. Freudig kehrte sie um, und brachte diese Kunde ihrem Manne. Der ersehnte Tag erschien und sie begab sich in den Wald; dort fand sie den Felsen offen, und ihr Kind saß lustig am Rasen. Voll Freude sprang sie ihm nach nnd wollte es umarmen. Da erschien ein schwarzer Geist, der zielte als wollte er sie niederschießen. Sie erhob ihre Hände gegen Himmel; es entstand ein heftiges Gewitter, und der Blitz zerschmetterte den bösen Geist. Ihr Kind aber hatte sie wieder.

b. Auf der Straße von Nikolsburg nach Klentnitz steht ein Fels, der unter dem Namen Bottichstein (auch Bodingstein und Budingstein) bekannt ist.

Die Sage erzählt von demselben folgendes: In Klentnitz lebte ein armer Landmann, der sich und sein Weib nur kärglich durch Taglohn ernährte, und oft nicht wuste, woher er einen Groschen nehmen sollte, um sich, sein Weib und das einige Monate alte Kind zu ernähren. Am heiligen Abend vor dem Weihnachtsfeste gieng er in gröster Verzweiflung in den nahen Wald, um zu sehen, ob er nicht ein Wild schießen könne, um für den künftigen Tag doch etwas zu haben. Aber trotz aller Aufmerksamkeit konnte er nichts erblicken. Unzufrieden wollte er schon den Rückweg einschlagen, als sich plötzlich, er wuste nicht woher, ein Mann in schwarzem Gewande zu ihm gesellte, und ihm befahl nach einem Hasen zu zielen, den er ihm in der Ferne zeigte. Er drückte los und das Thier fiel. Doch ein geheimes Grauen überfiel den Bauer, als der schwarze Mann ihm sagte, er werde ihn mit allem

versorgen, was er bedürfe, nur solle er nicht beten und von dem geschehenen seinem Weibe nichts sagen, einst werde er ihm schon eröffnen, welchen Lohn er dafür begehre.

Der Landmann gieng nach Hause, und brachte seinem erfreuten Weibe den Hasen, aber beide ahnten nicht, um welchen Preis er erlangt sei.

Des andern Tages gieng die Frau mit ihrem Kinde von Klentnitz gegen Nikolsburg, und als sie in die Nähe des Bottichsteins kam, ertönte das Glöcklein von Nikolsburg zur Wandlung, und siehe da, es öffnete sich der Bottichstein und es schimmerten Fässer mit Gold und Silber gefüllt. In ihrem freudigen Erstaunen glaubte die Frau hierin einen Fingerzeig Gottes zu erkennen, sich von der drückenden Armut zu befreien, eilte rasch hinzu, setzte ihr Kind auf eines der Fässer, füllte ihre Schürze mit Silber und eilte angstvoll aus dem Felsen hinaus. Erst jetzt gedachte sie ihres Kindes, wollte zurückkehren, doch mit Entsetzen bemerkte sie, daß der Fels sich geschlossen hatte. Drinnen befand sich das Kind der nun reichen aber dennoch unglücklichen Mutter. Wankendes Schrittes gieng sie mit ihrem Gelde beladen nach Hause, allein Ruhe und Friede war aus ihrem Herzen gewichen, selbst bei ihrem Manne fand sie keinen Trost, sondern sie muste von ihm die bittersten Vorwürfe hören, obgleich er auch oft an den schwarzen ihm unbekannten Mann dachte; im geheimen hielt er ihn für die Ursache des Unglückes, das ihn so hart traf.

Ein Jahr vergieng, und es kehrte der heilige Weihnachtsabend wieder. Die unglückliche Mutter fasste den Entschluß noch einmal die Stätte zu besuchen, wo sie ihr Kind verloren hatte. Ihr Mann begleitete sie, denn sie fürchtete sich den Weg allein zu machen. Wieder ertönte das Glöcklein von Nikolsburg zur heiligen Wandlung, und Vater und Mutter sanken dießmal auf die Kniee nieder. Als sie aufblickten, sahen sie, wie der Bottichstein sich wieder öffnete und ihr Kind ihnen die Händchen entgegenstreckte. Doch auch der schwarze Mann stund nicht ferne, legte sein Geschoß auf sie an, allein

ein Blitz aus heiterm Himmel zerschmetterte ihn. Die Eltern schlossen nun ihr lange beweintes Kind wieder in die Arme, und dankten Gott für seine Rettung.

Das Kind erzählte seinen Eltern, ein Engel habe ihm täglich Speise und Trank gebracht und es getröstet.

c. Zu Klentnitz in Mähren lebte eine Witwe Namens Marthe mit ihrem dreijährigen Söhnchen in stiller Zurückgezogenheit. Nur selten verließ sie ihre ärmliche Wohnung; doch versäumte sie in keinem Jahre am Ostersonntage nach dem Städtchen Nikolsburg zu gehen, um dort dem Gottesdienste beizuwohnen. Wiederum war der Ostertag angebrochen, und Marthe verließ mit ihrem Söhnlein nach alter Gewohnheit ihr Häuschen. Schon hatte sie den Friedhof des Dorfes hinter sich, als das Geläute der Osterglocken von Nikolsburg herüber tönte. Marthe verdoppelte ihre Schritte und bald hatte sie jenen Felsblock erreicht, der jetzt der Bottichstein genannt wird. Wer schildert aber ihr Erstaunen als sie diesen von oben bis unten gespalten fand. Schon früher hatte Marthe gehört, daß dieser Fels die sonderbare Eigenschaft besitze, daß er jedesmal, so oft die Glocken zu Nikolsburg zum Hochamte geläutet werden, sich öffne und demjenigen, der sich zu jener Zeit ihm nähere so lange die Glocken tönen, seine Schätze darbiete, daß er aber mit dem letzten Glockenschalle sich wieder verschließe. Sie hatte jedoch nicht daran geglaubt, daher wunderte sie sich um so mehr, da sie den Fels wirklich geöffnet fand. Voll Neugierde näherte sie sich der Felsspalte, schaute in das Innere der Höhle, und erblickte einen Bottich von ungeheuerem Umfange, voll von blinkenden Gold- und Silbermünzen.

Marthe wuste nicht, ob sie träume oder ob es Wirklichkeit sei, was sie vor sich erblickte. Endlich faßte sie Muth und trat in die Höhle. Eine tiefe Stille herrschte in derselben, nur die Osterglocken von Nikolsburg konnte man darinnen vernehmen. Da dachte Marthe, es könne wohl ein Wink des Himmels sein, welcher sich ihrer Noth erbarme und den Fels geöffnet

habe, um ihr zu helfen. Nach längerem zaudern setzte sie das Kind beim Bottich auf den Boden nieder, und füllte ihre Schürze mit Gold- und Silbermünzen. So beladen eilte sie aus der Höhle nnd schüttete ihren Schatz auf die Erde. Noch einmal kehrte sie freudig in die Höhle zurück, um ihre Schürze zu füllen, und noch ein drittes Mal. Als sie aber zum vierten Male in die Höhle eilen wollte, verstummten plötzlich die Glocken und der Fels schloß sich unter furchtbarem Gekrache. Voll Angst und Schrecken sank sie neben den Haufen Goldes nieder. Nach einiger Zeit raffte sie sich wieder auf, rannte gegen den Felsblock und schrie, denselben umklammernd: Mein Kind! heiliger Gott gib mir mein Kind! Nimm alles, alles zurück, ich will arm bleiben mein Leben lang, nur gib mir wieder mein Kind zurück. Vergebens; der Fels war und blieb verschlossen. Erschöpft und stumm raffte sie die Münzen zusammen und schleppte sich nach Klentnitz zurück.

Der Verlust ihres Kindes ließ Marthen jedoch keine Ruhe finden, am nächsten Morgen schon eilte sie nach Nikolsburg, wo sie sich einem Priester vertraute und ihn um Rath angieng. Der Priester ermahnte sie, sich mit Geduld und Demut in die Fügungen des Herrn zu schicken, den gefundenen Schatz aber zum Baue eines Gotteshauses zu verwenden. Marthe befolgte den Rath, verwandte den Schatz zum Baue einer Kirche in Nikolsburg, und lebte hinfort gottesfürchtig und in der Hoffnung ihr Kind doch noch einmal zu sehen. So verschwand ein Jahr und Ostern kam wieder heran. Da fasste Marthe den Entschluß am Ostersonntage sich wieder zum Felsblocke zu begeben, um die Gebeine ihres Kindes daraus zu holen, damit sie doch auf christliche Weise begraben würden. Sie machte sich wirklich an dem bestimmten Tage auf den Weg und erreichte mit schwerem Herzen den Fels, welcher abermals von oben bis unten gespalten war. Muthig trat sie hinein, aber statt der Gebeine fand sie ihr Kind lebend und unversehrt neben dem Bottich auf der Erde sitzen. Außer sich vor Freude und der Sprache unfähig reißt sie das Knäb-

lein an ihre Brust und überschüttet es mit Thränen. Endlich gewinnt Marthe ihre Sprache wieder und befragt das Kind, wie es möglich gewesen, daß es in der Höhle nicht umgekommen. Da erzählt ihr das Knäblein, daß während der Nacht, welche es in der Höhle zugebracht, eine schöne Frau gekommen sei, die habe ihm Äpfel und Spielzeug gebracht, und ihm auch versprochen, daß wenn es recht fromm sei und bete, die Mutter bald wieder kommen werde, um es abzuholen. Da klangen die Glocken heller als sonst und fast wie mit mahnendem Tone. Eilig fasste Marthe ihr Kind und verließ die Höhle. Sie war aber kaum etliche Schritte entfernt, da schwiegen die Glocken, und mit furchtbarem Gekrache schloß sich der Fels. Marthe führte mit ihrem Knäblein hinfort ein frommes gottesfürchtiges Leben und dankte noch oft in der Kirche, die sie in Nikolsburg erbaut hatte, und die zu St. Lauretta genannt wurde, auf ihren Knien für die wunderbare Rettung ihres Kindes. Der Bottichstein aber soll sich seit dieser Begebenheit nicht wieder geöffnet haben.

15.

Auch unter den Burgruinen, die sich im wälschen Grunde (Střelek) bei Römerstadt erheben, liegen Schätze, die am Palmsonntage während der Passion gehoben werden können. Zu dieser Stunde gieng ein Weib hinein, nahm Gold in die Schürze, und trug es hinaus; ihr Kind hatte sie aber zurückgelassen. Sie gieng zum zweiten und drittenmale und über den Reichtum vergaß sie ihr Kind. Die Passion war vorüber und der Fels krachte wieder zu. Auf den Rath des Geistlichen gieng sie über's Jahr wieder und fand das Kind unversehrt.

Unweit Libau ist der „rothe Berg," der ebenfalls während der Passion sich öffnet. Die Sage von einer Mutter wird auch dort erzählt. Bei Neudorf in Nied. Österr. wiederholt sich dieselbe Sage. Dasselbe erzählt man von der Ronburg (unweit Drum und Pleißwedel) in Böhmen. Der Glaube ist allgemein, daß sich die Schatzberge schließen, sobald die Leidens-

geschichte gelesen ist. Nach mehreren Erzählungen hat das wiedergefundene Kind einen Apfel, der sich dann in Gold verwandelt. [1])

In Salzkammergute (bei Mitterdorf) ist der Böttingsberg, der öffnet sich am Ostersonntage, wenn zum Hochamte geläutet wird, bei dem dritten zusammenläuten, und schließt sich, sobald das Geläute aufgehört hat. Auch hier wiederholt sich obige Sage.

Zu dem „alten Seeberg" (bei Eisenberg im Erzgebirge) giengen an Palmsontage zwei Männer. Sie sahen auf einer Anhöhe die alte „Seeberg-Jungfer," die noch nicht erlöst ist. — Ein paar andere sahen einst einen Mann, der zwei sich bäumende Schimmel bei den Zügeln festhielt und vor einer kleinen Thür stand. Er bot ihnen ein Schlüsselbund; als aber keiner die Schlüssel nehmen wollte, gieng er voran und führte sie durch mehrere Zimmer, in welchen Gold und Edelsteine aufgehäuft waren.

Im Strelecker Grund, nicht weit von Langdorf (bei Mährisch Neustadt) sind die Schätze am Palmsonntage für gute Menschen sichtbar. Das dort zurückgelassene Kind hielt nach einem Jahre einen Apfel in der Hand und lächelte der Mutter freundlich entgegen.

In den Ruinen in der Umgegend von Weißkirchen (in Mähren) liegen die Schätze während der Passion offen. Auch dort hat eine Frau ihr Kind vergessen. Dasselbe hatte nach einem Jahre gehen und sprechen gelernt und eine weißgekleidete Frau hatte es mit Nahrungsmitteln und Spielzeug versorgt.

Auf der benachbarten Anhöhe Swrczow sah ein Mann ein feuersprühendes Schwein, das einen goldenen Schlüssel im

[1]) Noch erinnere ich mich einer Erzählung aus dem Kanton Zug: Am Charfreitage, während in der Kirche zu Baar die Passion gesungen wird, legt der Teufel auf Wildenburg sein Gold an die Sonne, und wer zur rechten Zeit kommt, kann davon so viel nehmen als ihm beliebt.

Maule trug. Als es vorbeigelaufen war, rief eine Stimme: du warst nahe daran uns zu erlösen, du hast dich aber geweigert den Schlüssel mit der Hand zu nehmen. Er sah sich um und erblickte eine weiße Frau. Diese fuhr fort: Hier auf dieser Stelle wird ein Kirschbaum wachsen und wenn er groß genug ist, wird ein Tischler, der noch nicht geboren ist, aus dem Holze eine Wiege verfertigen, und das Kind welches zuerst darin gewiegt ist, wird uns erlösen.

Auf dem Berge Suscharnia (Österr. Schlesien) sind die vergrabenen Geldschätze nur am Palmsonntage während der Leidensgeschichte sichtbar; denn während dieser Zeit bemerkt man auf dem Gipfel dieses Berges bläulich oder grünlich gefärbte Flammen aufsteigen, und man sagt dann, daß das Geld brenne oder auch daß es trockne. [1]).

16.

Bei Altrothwasser in Österr. Schlesien sah ein Weib unter einer Eiswanne Gold. Sie zerschlug die Wanne und entfernte sich mit dem Golde aus dem Berge. Ein Geizhals hörte davon und begab sich auch dorthin. Das von der Frau zurückgelassene Kind fand er fröhlich da sitzen mit Backwerk in der Schürze, das ihm, wie das Kind sagte, eine schöne weiße Frau gebracht habe. Das Kind eilte zur Mutter, der Geizhals aber blieb um sich gute Tage zu machen. Es kam zu ihm eine schwarze Frau und brachte ihm eine zugedeckte Schüssel. Er öffnete und fand nur Kieselsteine. Das Volk meint, er sei noch im Berge, am Eise festgefroren.

In der Umgegend des Pumparloches bei Neuberg im Mürzthale wiederholt sich diese Sage. Das Volk meint aber, die weiße Frau sei die Mutter Gottes gewesen.

In eine ähnliche Sage aus Iglau flicht sich ein Märchenzug, den wir zum Theil bei Grimm u. a. finden. [2])

---

[1]) Vergl. Grimm Myth. 923.

[2]) Gr. K. und H. Märchen Nr. 105. III. Bd. S. 185. Ziska S. 51.

Das Kind, welches am Palmsonntage wieder gefunden wird, sitzt bei einer Schüssel voll Milch, in der Brot herumschwimmt. Um den Arm des Kindes windet sich eine Schlange, die begierig nach dem Brote hascht, während sie die Milch unberührt läßt. Unwillig sagt das Kind, sie möge doch auch Milch trinken und nicht alles Brot nehmen.

Daß ein Kind in allen diesen Sagen vorkommt, mag im Zusammenhange stehen mit dem Volksglauben, nach welchem die in der Charwoche offenen Schätze nur von Unschuldigen gehoben werden können.

17.

Man glaubt in Österr. Schlesien allgemein, daß das Geld weches man eingräbt nicht an derselben Stelle bleibt, sondern nach einigen Jahren an einer anderen Stelle sich befindet. In mancher Nacht bemerkt man das Geld in Feuer auflodern und herumziehen, welches man das Geldwittern nennt. Merkt man sich diese Stelle, so kann man den vergrabenen Schatz gewinnen, wenn man am Palmsonntage, während in der Kirche die Leidensgeschichte gelesen wird, nachsucht, da zu dieser Zeit alle vergrabenen Schätze offen sind.

Wenn man einen solchen Schatz sieht, so wirft man einen Rosenkranz oder ein Gebetbuch darauf, nicht aber einen Stein oder ein Messer, weil sonst das Geld verschwindet.

Lange Zeit eilten Bewohner von Cheynow (in Böhmen) am Palmsonntage jedes Jahres zu einer Fichte, unter welcher ein Geizhals sein Geld vergraben habe. Ein frommer Mann sah einmal unter der Fichte eine Flamme; zufällig fiel sein Rosenkranz darauf, das Feuer verschwand und an der Stelle lag ein blankes Goldstück.

18.

Am Florianberg bei Bisenz in Mähren liegt seit den Zeiten der Tartaren eine Schloßruine. Der Besitzer des Schlosses hatte sich mit seiner Familie in ein Gewölbe geflüchtet und

war verschüttet worden. An einem Charfreitage während der Passionsgebete sah ein Mädchen eine Öffnung. Sie gieng hinein und traf in einem reichgeschmückten Sale einen Mann, eine Frau und einen Knaben. Die Frau trug dem Mädchen auf, das Kehricht zusammen zu fegen und in eine Kiste zu thun. Da sie nun zu ihren Eltern wollte, um zu berichten, wo sie im Dienste sei, sagte die Frau, sie könne morgen gehen, heint könne sie hier schlafen. Die Eltern suchten überall vergebens, während die Tochter schlief bis zur folgenden Charwoche. Dann nahm sie Abschied und bekam das Kehricht als Lohn, der zu Hause sich in Goldmünzen verwandelte. Erst von den Eltern erfuhr das Mädchen, daß sie ein Jahr lang fortgewesen sei.

19.

In Kunowitz (bei Hradisch) war ein Bauer, der sehr geizig war; er scharrte Geld zusammen, so viel er nur konnte, gieng dann mit diesem Gelde, das er in einen eisernen Topf that, in die Scheuer, grub in einer Ecke ein Loch, steckte den Topf hinein, und übergab den Schatz dem Teufel mit folgenden Worten: Nur der soll den Schatz bekommen, der denselben mit vier schwarzen Katern ausackert. Er gieng dann nach Hause, und sagte niemandem ein Wort davon. Aber er war bei der Handlung nicht allein, er hatte einen Zeugen; sein Knecht war nämlich auf dem Boden der Scheuer und sah und hörte alles, was vorgieng. Nach einiger Zeit starb der Bauer, ohne eine Erwähnung von dem vergrabenen Schatze gemacht zu haben; die Witwe wuste, daß ihr Mann Geld gehabt hatte, aber wohin er dasselbe verborgen, das wuste sie nicht, und versank beinahe in Armut. Der Knecht, der fürchtete, sie möchte ihn entlassen, arbeitete viel fleißiger als früher. Und so durfte er bleiben. Jetzt suchte er im Orte vier schwarze Kater zusammen, machte ihnen einen kleinen Pflug, übte sie im Garten im ackern, und fütterte sie dabei recht fleißig. Als er sie schon hinlänglich eingeübt glaubte, gieng er eines Abends

ans Werk; er muste aber mehrere Stunden ackern, denn der Boden der Tenne war sehr hart. Als er den Schatz heraushob, erschien ihm der Hüter desselben, aber der Knecht fürchtete sich nicht, denn er war darauf gefasst. Mit dem Gelde kaufte er sich ein Haus und gründete sich ein eigenes Heimwesen. [1])

20.

Bei Auschwitz ist ein Herzog in einen Felsen gebannt. Aus demselben sah einst ein Hirt Vögel fliegen und wieder in denselben zurückkehen. Er gieng hinein und sah einen Greis, der ihn fragte was er treibe. Ich bin ein Schmied, antwortete der Hirte. Da befahl ihm der Greis, er solle für seine Pferde Hufeisen schmieden, aber er dürfe dazu kein Feuer brauchen. Das that er und bekam zum Lohne Hufabfälle, die sich in Gold verwandelten.

21.

Bei Tyrnau sah ein Wanderer ein weißes Mädchen, welches die Harfe spielte und traurige Weisen sang. Fürchte dich nicht, sprach die Jungfrau, du bist zu meinem Erlöser erkoren, auf den ich schon 100 Jahre warte. Nur heute kann ich in Menschengestalt erscheinen; ich bin in ein häßliches Gewürm verwandelt. Fühlst du dich stark genug, das Gewürm, welches morgen hier auf diesem Steine sitzen wird, zu küssen, so bin ich erlöst. Der Wanderer versprach es. Als er aber das Ungethüm küssen wollte, schauderte ihn und er ergriff die Flucht. Da vernahm er eine Stimme: Also muß ich so lange noch leiden, bis die Eiche, deren Samenkorn man in dieser Schreckensnacht der Erde anvertraut, gefällt ist und bis aus ihrem Stamm eine Wiege gemacht wird, die meinen Retter aufnimmt. Noch immer sehen die Landleute um Mitter-

[1]) Vergl. Kuhn norbd. Sag. 11, und S, 468. Gr. Myth. 929.

nacht eine weiße Gestalt in der Ruine beim Dorfe Tyrnau (unweit Trübau in Mähren).

Eine Frau, die nicht weit von Iglau in dem „Schatzberge" verschüttet ist, muß so lange darin bleiben, bis ein Nachkomme ihrer Kinder sie erlösen wird. Dieser muß aber ein Priester sein und als Kind in einer Wiege gelegen sein, die aus dem Holze eines Baumes gemacht ist, der damals noch als Sträuchlein vor der Höhle stund. Manche haben den Schatz zu heben versucht am Feste der h. drei Könige, während das Evangelium gelesen wird.

22.

Um in einen Schatzberg zu gelangen, bedarf es einer wegbahnenden thürsprengenden Pflanze oder Wurzel (Grimm M. 923 ff.). Um die Springwurzel zu erlangen, muß man das Nest eines Wiedehopfs oder Grünspechts mit einem Holz zuschlagen. Sobald der herbeifliegende Vogel dieß bemerkt, fliegt er so schnell als möglich fort, um die Wurzel aufzusuchen, welche noch kein Mensch aufgefunden hat. Nachdem er dieselbe gebracht, kann er sein Nest damit öffnen, indem er sie vor den Holzkeil hält. Dieser springt dann so schnell heraus, als wenn er vom stärksten Schlage getrieben würde. Wer nun die Wurzel erlangen will, hält sich versteckt, und breitet ein rothes oder weißes Tuch unter dem Baume aus. Wenn dann der Vogel mit der Wurzel im Schnabel kommt, und das Nest öffnen will, so macht man einen Lärm. Der Vogel erschrickt und läßt die Wurzel aus dem Schnabel fallen. Mit einer solchen Springwurzel vermag man alles zu öffnen, auch wenn es noch so stark verschlossen wäre.

Einst hütete ein Schäfer seine Herde. Da stund, als er sich plötzlich umwandte, ein prächtiges Königsfräulein vor ihm und sprach: nimm die Springwurzel und folge mir nach. Der Hirt nahm die Springwurzel, überließ seine Schafe einem andern, und folgte dem Fräulein. Sie führte ihn in eine Höhle in den nahe gelegenen Berg hinein. Hier kamen

sie zu einer Thür, die verschlossen war. Er muste seine Wurzel vorhalten und alsbald sprang die Thür krachend auf. Sie giengen immer weiter vorwärts, bis sie etwa in die Mitte des Berges gelangten. Hier saßen noch zwei solcher Jungfern und spannen emsig. Der böse Geist war auch da, aber machtlos, denn er war unten an dem Tische festgebunden, an welchem die beiden Fräulein saßen. Ringsum waren in Körben Gold und leuchtende Edelsteine aufgehäuft; die Königstochter sprach zu dem Hirten, der da stund und die Schätze anlusterte: nimm dir so viel du willst. Ohne sich lange mahnen zu lassen, griff er hinein, und füllte seine Taschen so viel sie halten konnten. Und wie er also reich beladen wieder hinaus wollte, sprach sie: aber vergiß nur das beste nicht! Er meinte, er solle mehr von den Schätzen nehmen; sie meinte aber die Springwurzel, die er auf dem Tische liegen ließ. Wie er nun hinaus trat, ohne die Wurzel, schlug das Thor mit großem Krach hinter ihm zu.

Die Schätze brachte er glücklich nach Haus, aber den Eingang konnte er nicht wieder finden. [1])

23.

In einem Dorfe des nördlichen Böhmens lebten arme Eheleute mit einer einzigen Tochter. Sie hatten einen Mehlladen und der Mann muste die schwersten Arbeiten verrichten. Eines Abends saß er in einem Wirtshause, wo Hirten und Bauern sich Geschichten erzählten. Ein Hirt erzählte unter anderm: Heute vor einem Jahre ließ ich meine Herde über Nacht auf der Weide und schlief dabei ein. Da hörte ich plötzlich ein Geräusch, welches mich aufweckte und zu meinem Schrecken sah ich vor mir eine Gestalt in weißen Kleidern. Diese sprach zu mir: Lange Jahre war ich im Riesengebirge an einen

---

[1]) Vergl. Kuhn nordd. S. Nr. 200, 2. Sollte der „böse Geist“ die dritte der Nornen sein? Ist das Königsfräulein die Frau Holde? (Grimm Myth. 249.)

Schatz gebannt, jetzt ist er unbewacht und du kannst ihn mittels einer Springwurzel heben. Als das der Mehlhändler hörte, rückte er sachte seinen Stuhl dem Erzähler näher. Der Hirt fuhr weiter fort: Ich habe den Schatz noch nicht gehoben, denn es fehlt mir die Springwurzel und der Muth zu dem Unternehmen. Die Springwurzel, sprach ein Bauer, kannst du leicht haben: Suche nur im Frühjahre das Nest eines Spechtes auf, breite ein rothes Tuch unter den Baum und wenn der Specht kommt, so erschrecke ihn. Dann läßt er die Springwurzel fallen. Der Mehlhändler hatte kein Wort gesprochen; er zahlte und gieng dießmal fröhlich nach Hause, weil er den Schatz im Frühjahre zu heben gedachte. Als der Frühling kam, suchte er das Nest eines Spechtes, breitete sein rothes Tuch darunter und als der Specht kam, klatschte er voll Freude in die Hände, worüber der Vogel so erschrack, daß er die Springwurzel fallen ließ. Jetzt nahm der Mehlhändler die Springwurzel und eilte froh nach Hause. Eins nur fehlte ihm noch um den Weg antreten zu können, nämlich das nöthige Geld, und schnell entschloß er sich die Kraft der Springwurzel an der Geldlade seiner Frau zu erproben. Er nahm alles Geld heraus und eilte davon. Als die Frau nach Hause kam und die erbrochene Lade sah, erschrack sie und wuste sich das nicht zu erklären. Als aber ihr Mann spät Abends, ja selbst des andern Tages nicht kam und nirgend zu finden war, hatte sie Verdacht auf ihn. Dieser hatte sich mittlerweile in das Riesengebirge begeben, um die vom Hirten genau beschriebene Stelle zu finden, was ihm auch nach einigem suchen gelang. Voll Begierde gieng er in die Felsenhöhle, öffnete mittelst seiner Springwurzel ein Thor nach dem anderen, bis er endlich zu den Schätzen gelangte. Hier nahm er so viel als er in ein mitgenommenes Fässchen bringen konnte. Dieß hatte er vorher oben und unten mit Nägeln beschlagen. Dann gieng er fort, vergaß aber die Springwurzel. Er konnte dieselbe auch nicht mehr holen, weil das innerste Thor sich hinter ihm schon geschlossen hatte. Während

der Vater so mit seinem Schatze beschäftigt war, hatte das Töchterlein zu Hause mit einem sehr braven und hübschen aber auch sehr armen Burschen Bekanntschaft gemacht, und in Abwesenheit des Vaters hatte jener um die Hand der Tochter gebeten. Wegen seiner Armut ward er aber von der Mutter abgewiesen. Tief betrübt beschloß der junge Mensch in die Welt zu gehen, Geld zu verdienen und dann zurückzukehren um noch einmal anzufragen. Als der Mehlhändler einige Stunden von seinem Heimatsorte entfernt war, begegnete ihm ein junger Mann, welcher sehr traurig schien. Der Alte fragte ihn, weshalb er so traurig sei. Der Bursch erzählte nun dem Alten alles was unterdessen vorgefallen war. Der Mann erkannte bald, daß von seiner Tochter und seinem Hause die Rede war. Voll Freude mit seinem Schatze jemanden glücklich machen zu können, gab er dem jungen Manne Geld mit dem Rathe sogleich umzukehren und zu versuchen, ob seine Bewerbung jetzt nicht günstiger aufgenommen würde. Und in diesem Falle sollte er ihm Nachricht geben, damit er aus der Stadt die Ausstattung der Tochter besorgen könne. Freudig eilte der junge Mann in das Dorf zurück und nachdem er der Frau das Geld gezeigt hatte, wurde sogleich der Tag der Hochzeit bestimmt. Vor dem Hochzeitstage nun kamen zum Erstaunen des ganzen Dorfes eine Reihe Wagen voll Möbeln u. dgl. und alle Leute staunten über solchen Reichtum des Schwiegersohnes und wünschten dem Mädchen Glück. Am Hochzeitstage kehrte auch der Alte mit seinem Fässchen heim. An der Hausthür kam ihm seine Frau entgegen und sagte: Wir haben einen reichen Schwiegersohn, deshalb verzeihe ich dir, daß du so lange ausgeblieben bist. Darauf sagte er: Sieh her, ich habe mir ja auch ein Fässchen Nägel verdient.

24.

Vor langer Zeit lebte in einer Thalschlucht des Karpathengebirges ein Holzhauer mit seinem Weibe in großer Armut. Einst sprach der Holzhauer zu seinem Weibe: Wenn wir doch

das Zauberreis zu finden vermöchten, dann hätte mit einem Mal all unsere Noth ein Ende. Woran soll aber der Baum, von dem der Zauberzweig abgebrochen werden muß, zu erkennen sein? fragte das Weib. — Da must du, sagte der Mann, den ganzen Wald durchgehen, und um die Mitternachtsstunde must du dann lauschen, welcher Baum zu singen anfängt; von dem must du dann schnell einen Zweig abbrechen und laufen, was du kannst, damit du aus dem Walde kommst. Zur nächsten Vollmondszeit läufst du dann um dieselbe Stunde im ganzen Thale herum, wobei du mit dem Zauberreis an jeden Felsen schlägst wo du vorbei kommst. Wenn du zufällig den rechten Fels triffst, so wird er sich spalten und eine Höhle bilden. Trittst du dann hinein, so wirst du unermeßliche Schätze finden, und wir sind dann reiche Leute. Dieses alles hat mir der Berggeist gesagt, dem ich einst einen großen Dienst erwiesen habe. Schon oft habe ich die Nächte im Walde zugebracht, aber noch immer habe ich den Baum nicht gefunden. — Von nun an durchwanderten beide oft gemeinschaftlich den Wald. In einer Nacht war draußen ein solches Ungewitter, daß sich das Weib nicht hinaus wagte. Nur der Mann hüllte sich in seinen Mantel und begab sich hinaus. Plötzlich bemerkte er, daß es an dem Platze wo er eben stehen blieb nicht regnete, während kaum zwei Schritte um ihn herum das fürchterlichste Ungewitter tobte. Unwillkürlich blieb er stehen und wartete den weiteren Verlauf des Wetters ab. So kam die Mitternachtsstunde heran. Da hörte das Ungewitter auf, und als er fortgehen wollte, fieng plötzlich der hinter ihm stehende Baum eine sanfte Weise zu singen an. Schnell kehrte er sich um, erkletterte den Baum, brach einen Zweig und lief eilends davon. Ganz erschöpft kam er zu Hause an, wo er seinem Weibe den Fund zeigte. Kaum war die nächste Vollmondnacht herangekommen, als er auch schon im Thale mit seinem Zauberzweig umherrannte und überall anklopfte. Einer der großen Felsen sprang plötzlich auf. Er wollte hineingehen, prallte jedoch entsetzt zurück, denn er sah einen Mann vor sich

stehen. Derselbe winkte ihm jedoch freundlich und er trat daher hinein. Hier wurde sein Auge von Diamantenhaufen fast geblendet. In seiner Unwissenheit hielt er alles für Glas und ließ es liegen. Dafür aber belud er sich mit Gold so, daß er es kaum zu schleppen vermochte und warf sodann das Zauberreis verächtlich weg. Als er fortgieng, sah ihn der Alte bedeutungsvoll an, um ihn an das Zauberreis zu erinnern das er liegen gelassen hatte. Der Holzhauer aber meinte er drohe ihm, und lief mit seinem Schatze davon. Erst zu Hause erinnerte er sich des Stäbchens und es wurde ihm nun klar, warum ihn der Alte so bedeutungsvoll angesehen. Schnell lief er zurück, aber der Fels war geschlossen.

25.

Der Berg Schubieniza (in Nied. Schlesien) liegt eine kleine Viertelstunde vom Weichselursprunge entfernt. Auf diesem Berge sieht man am Charfreitage und Silvestertage in der Nacht um 12 Uhr halb weiße und halb schwarze Mädchen, bald weinen und fluchen, bald wieder tanzen. Während dieser Erscheinung bemerkt man aufgerichtete schwarze Galgen. Sobald nun einer dieser Galgen umfällt und dabei einen heftigen Knall verursacht, verschwindet alles.

Einst sollen nämlich auf diesem Berge zwölf junge Senninnen mit ihren Herden gewohnt haben. Zu denselben gesellte sich in kurzer Zeit eine gleiche Anzahl junger Knechte. Diese jungen Leute lebten lange Zeit sehr lasterhaft. Als nun später in der ganzen Umgebung die Cholera und auch unter dem Vieh eine Seuche ausbrach, und die Gesellschaft auf diesem Berge von der Cholera und ihr Vieh von der Seuche nicht angegriffen wurden, da begannen die dortigen Dorfbewohner und andere Leute in der Nachbarschaft über die Senninnen und die Knechte zu fluchen und sie zu verwünschen, indem sie sprachen: Gott möge die lasterhaften auf diesem verfluchten und verwünschten Berge für immer erhalten und die Knechte in Galgen umwandeln. — Seit dieser Zeit verschwanden

die Herden; aber die Senninnen und die Knechte sind als Galgen sichtbar. Weil ihrer zwölf Paare sind, so glaubt man allgemein, daß man dieselben nur jedes zwölfte Jahr in der Dorfkirche zu Weichsel, am Allerseelentage, um die Mitternachtstunde sehen könne. Sollte nun irgend ein Priester den Muth haben und sich in der 12. Nachtstunde in diese Kirche begeben, daselbst Schlag 12 Uhr die Messe lesen und während dieser heiligen Handlung mit den 12 Brautpaaren die Kopulazion vornehmen, so würden dadurch alle erlöst werden. Aus diesem Grunde versammeln sich die 12 Brautpaare jedes 12. Jahr am Allerseelentage, um die Mitternachtsstunde in dieser Kirche; um ein Uhr verschwindet jedoch alles, und in der Früh findet man in der Mitte der Kirche am Boden einen schwarzen Brief, in welchem u. a. geschrieben steht: Wenn sich kein Priester finde, um die Erlösung auf diese Art zu vollbringen, so solle man den Brief am 3. Tage des Abends wieder an dieselbe Stelle legen, wo er dann um Mitternacht verschwinden werde.

26.

Bei Pürglitz am Flusse Beraun steht ein altes Schloß Namens Teyřov, in welchem sich der Sage nach folgende Begebenheit zugetragen hat:

Es kamen einst 11 Soldaten mit ihrem Anführer auf der Flucht durch die Pürglitzer Waldungen zu diesem Schlosse, und da sie dasselbe öde und verlassen fanden, beschlossen sie die Nacht darin zuzubringen. Als sie das erste Zimmer betraten, fanden sie in demselben nichts als einen Tisch um welchem zwölf Stühle standen, auf die sie sich niederließen, weil sie von der weiten Reise sehr müde waren. Kaum hatten sich die Soldaten zurecht gesetzt, als deren Anführer ein kleines Horn [1]) erblickte, welches auf dem Tische lag. Er nahm

[1]) Über Odins Giallarhorn s. Wolf, Beiträge 1, 15.

dasselbe und blies hinein. Doch kaum waren die seltsamen Töne des Hornes verklungen, als sich eine Frauenstimme vernehmen ließ, welche sagte: Was wünschen meine Herren? Die Soldaten erschracken über diesen Ruf, von dem sie nicht wußten, woher er kam; da sie aber großen Hunger verspürten, so baten sie um ein Nachtessen, worauf die Stimme antwortete: Gleich meine Herren. Alsogleich bedeckte sich der Tisch mit köstlichen Speisen und Getränken. Als die Kriegsmänner sich gelabt hatten, wünschten sie zu spielen. Der Anführer durch den eben genossenen Wein kühn gemacht, blies sogleich in das Horn, worauf dieselbe Stimme fragte: Was wünschen sie noch? Er bat um Spielkarten und sogleich lagen 12 Häuflein Silbergeld und Karten auf dem Tische. Als die Soldaten eine Stunde gespielt hatten, wurden sie schläfrig, der Anführer blies wieder ins Horn und bat dann um ein Nachtlager. Die geheimnisvolle Stimme sagte ihnen, sie sollten in den anstoßenden Sal sich begeben, dort würden sie zwölf Betten finden. Sie thaten wie ihnen geheißen und fanden wirklich die zwölf Betten. Die eilf Soldaten legten sich sogleich nieder und schliefen auch bald ein. Nur der Anführer, dem die Erlebnisse des Tages sonderbar vorkamen, traute nicht recht und blieb wachend auf seinem Bette sitzen. Als er so über die Abenteuer im Schlosse nachdachte, hörte er plötzlich um Mitternacht ein Geräusch, er vernahm Tritte, die sich dem Sale immer zu nähern schienen und bald sah er auch vor seinem Bette eine weiße Frau stehen, welche zu ihm sprach: Fürchte dich nicht, denn es geschieht dir hier kein Leid. Hierauf sagte sie ihm, daß sie ein verwunschenes Burgfräulein sei und sich bis zu ihrer Erlösung im Brunnen des Schloßgartens als Fisch aufhalten müsse. Ein gleiches Schicksal hätten auch eilf ihrer Gefährtinnen; nur um Mitternacht könnten sie ihre menschliche Gestalt annehmen. Dann fuhr sie fort: du und deine eilf Gefährten können uns erlösen, wenn ihr ein Jahr lang ohne Unterbrechung im Schlosse bleiben wollt, ihr dürft aber nicht einen Schritt aus dem Schlosse wagen, sonst wird alles

vergebens sein. Wenn ihr etwas benöthiget, so braucht ihr nur in das Horn zu blasen und euer Begehren zu sagen, es wird alsbald euer Wunsch befriediget sein. Das Burgfräulein theilte dem erstaunten Anführer noch mit, daß, wenn er und seine Kameraden so glücklich wären, sie zu erlösen, so würde dann jeder ein Fräulein zur Gemahlin bekommen und zwar jenes, welches durch ihn erlöst wurde. Er aber würde sie selbst zur Gemahlin erhalten und noch dazu das Schloß mit seinen Reichtümern. Als die Soldaten diese Nachricht erfuhren, willigten sie sogleich ein und der Anführer machte dieß in der folgenden Nacht dem Burgfräulein zu ihrer großen Freude kund. Dreiviertel Jahre lebten die Soldaten im Schlosse zufrieden und vergnügt. Die Jungfrauen hatten auch schon ihre menschliche Gestalt vom Kopfe bis zu den Knien wieder erhalten, als plötzlich ein Soldat eine große Sehnsucht fühlte in's Freie zu gehn. Er theilte dieß seinen Gefährten mit und bat sie mit ihm zu gehn. Ungeachtet der Vorstellungen und Bitten des Anführers willigten sie ein, er aber blieb im Schlosse zurück und wartete auf das Burgfräulein um ihr zu melden was vorgegangen sei. Erst in der Nacht kam sie zu seinem Bette und war, statt weiß, ganz schwarz gekleidet. Sie jammerte entsetzlich und erzählte ihm, daß sie und ihre Gefährtinnen nun wieder so lange verzaubert bleiben müßten, bis wieder zwölf andere Männer in dieses verrufene Schloß einkehrten, um das Erlösungswerk zu vollbringen. Da aber noch nicht einmal das Holz zu deren Wiegen gewachsen sei, so müßen sie daher noch lange ihrer Erlösung harren. Das Burgfräulein theilte ihm noch mit, daß sich die Soldaten, welche zurückgekommen waren, am nächsten Morgen so schnell als möglich aus dem Schlosse entfernen sollten, denn blieben sie nur noch eine Nacht im Schlosse, so würde jeder von dem Burgfräulein ermordet werden, zu deren Erlösung er bestimmt war. Ihn selbst aber könne sie nicht ermorden, weil er sich nicht wie seine Gefährten wortbrüchig benommen habe und er solle dafür auch reichlich belohnt werden. Wenn

er nämlich mit den Soldaten aus dem Schlosse gegangen sei, sollte er sich bald von ihnen trennen und in das Schloß zurückkehren, wo sie ihm einen Schlüssel überreichen werde. Mit demselben sei eine Thüre zu eröffnen, durch die er in einen Raum gelange, wo er sich von den Schätzen so viel nehmen könne als er wolle. Nachher müsse er den goldenen Schlüssel wegwerfen. Als sie ihm dieß mitgetheilt hatte, verschwand sie. Kaum tagte es, so verließ er mit seinen Gefährten das Schloß. Unweit desselben jedoch trennte er sich unter einem Vorwande von denselben und befolgte den Rath des Burgfräuleins. Er gieng in's Schloß zurück, fand am Rande des Brunnens den goldenen Schlüssel, mit dem er die bezeichnete Thüre öffnete und gelangte in den Besitz der versprochenen Schätze. Er ließ sich nun im nächsten Orte nieder und führte ein glückliches Leben. Nach Verlauf von einigen Jahren, kamen wieder die eilf Soldaten, die indes erfahren hatten, wohin er sich gewendet und was mit ihm geschehen sei, in großer Armut zu ihrem ehemaligen Anführer und baten ihn, er möchte sie in das Schloß begleiten, in welchem sie die Erlösung der Jungfrauen gewis vollbringen würden. Er gieng mit ihnen, aber wie erstaunten sie, als sie in das Zimmer kamen, in dem sie vor vielen Jahren gewohnt hatten, und neben dem Tische nur einen Stuhl statt zwölf fanden. Der Anführer stieß nun in das Horn, welches noch am alten Platze lag; alsbald ließ sich die bekannte Frauenstimme vernehmen: Was beliebt meinem Herrn? Er bat um ein Nachtessen für sich und seine Leute. Ihr Staunen und ihre Furcht stieg aber, als sie statt 12 Gedecken nur eines, und zwar vor dem Anführer, auf dem Tische erblickten. Und so gieng es auch später, als der Anführer um Karten bat, und er bald darauf die Karten mit einem Häuflein Geld erhielt. Die Soldaten machten sich bald nichts mehr daraus und baten dann den Führer, er möchte um ein Nachtlager ansuchen. Als sie dann in den Saal traten, in welchem früher die zwölf Betten gestanden, fanden sie nur ein Bett und zwar jenes, in

welchem der Anführer das erste Mal geschlafen hatte. Dieser legte sich in sein Bett und jeder der übrigen auf den Platz, wo früher sein Bett gestanden. Um Mitternacht kam das Burgfräulein, schwarz gekleidet, und machte dem Anführer kund, daß die eilf Soldaten diese Nacht sterben müßten, ihm aber werde kein Leid geschehen, er könne sich noch überdieß am nächsten Morgen, auf dieselbe Weise wie das erste Mal, einen Schatz heben. Der Anführer bat zwar um das Leben seiner Gefährten, jedoch vergebens; als er des Morgens erwachte, fand er sie alle tot. Jedem war der Kopf abgeschlagen. Voll Schrecken und Furcht eilte er fort und langte bald mit einem Schatze, den er mitzunehmen nicht vergaß, zu Hause an. Die zwölf Jungfrauen aber warten noch jetzt auf ihre Erlösung. [1])

27.

Das verwünschte oder gebannte ist unsern Sinnen entrückt und erscheint nur zuweilen in seiner vorigen Gestalt; das verwandelte dagegen beharrt bis zum Zeitpunkte seiner Erlösung in der neuen Gestalt, allen Augen sichtbar (Grimm Myth. 903).

In der Gegend von Namietsch (auch Namiest im Znaimer Kreise in Mähren) lebte ein Fleischer, der einmal auf den Markt gieng, um Vieh zu kaufen. Dort erblickte er ein Schaf, das ihm sehr gefiel; er kaufte es und brachte es nach Hause, und alle bewunderten die Schönheit des Thieres. Da dachte der Fleischer: Es ist schade das Thier zu schlachten, ich will es der Herrschaft schenken. Das that er auch. Das Schaf wurde den übrigen beigegeben, und es wurde dem Hüter bedeutet, auf das neue besonders acht zu haben.

---

[1]) Die Zwölfzahl erscheint nicht bloß bei den Schicksalschwestern (Nornen), sondern auch bei den Asen.

Eines Tages weidete der Hirt die Schafe und die drei Töchter des Gutsherrn kehrten über die Wiese von einem Spaziergange zurück. Da lief ihnen das neue Schaf nach, und wollte sich von dem Hüter nicht zurücktreiben lassen. Als dieses die Töchter sahen, sagten sie zu ihm, er möge es folgen lassen. Der Hüter that es und gieng zur Herde zurück. Die Töchter verwunderten sich, daß ihnen das Schaf beständig folge, und kamen überein, eine jede soll einen andern Weg geben, und welcher von ihnen das Schaf folge, deren Eigentum solle es sein. Sie giengen auseinander und das Schaf folgte dem jüngsten Mädchen. Da nahm diese das Schaf zu sich und sorgte von nun an für dasselbe.

Eines Tages saß sie sinnend auf einer Bank im Parke, und das Schaf hatte sich neben ihr niedergelassen; da kam ein alter Jäger des Weges daher. Er betrachtete einige Zeit das Schaf, verneigte sich dann vor dem Mädchen und bat, sie möge das Schaf auf einige Zeit von sich entfernen, denn er wolle mit ihr sprechen. Das Mädchen that es und der Jäger sagte: Mit diesem Schafe geht es nicht richtig zu; wollt Ihr aber wissen, was es sei, so lasst Euch Öhl bringen, womit man die Glocken bei der Weihe salbt, und macht mit dem Schlage zwölf Uhr Mitternachts damit dem Schafe ein Kreuz auf die Stirn. Das Mädchen dankte für diesen Rath und that am nächsten Abend im Wohnhause, wie man ihr gesagt, aber siehe — als sie das Kreuz machte, warf das Schaf das Fell ab und im nämlichen Augenblicke stund ein Jüngling da. Dieser sagte: warum thatst du dieß zu meiner Qual? noch zwei Jahre hätte ich gehabt, dann wäre ich befreit worden; aber so muß ich wieder zur Hechse zurückkehren, welche mich verbannt hat. Dann that er einen Sprung durch das Fenster und war fort. Das Mädchen war wie vom Schlage gerührt, besann sich eine Weile und schrieb auf einen Zettel, daß sie genöthigt sei, das väterliche Haus zu verlassen. Diesen Zettel ließ sie auf dem Tische liegen und eilte fort, um den Jüngling wieder zu finden. Viel Misgeschick hatte sie

nun zu ertragen; sie muste durch Thäler und über Heiden ziehen, Felsen und Berge erklettern. So kam sie auch in einen Wald zu einem Einsiedler, dem sie alles erzählte. Dieser gab ihr folgenden Rath: du must bis zum Meere gehn; am andern Ufer steht ein großer Berg, auf welchem die Zaubermutter wohnt; dort kannst du ihn finden. Froh eilte das Mädchen fort. Als sie an das Meer gekommen, war kein Schiffer da, der sie hinübergesetzt hätte. Und während sie weinte und jammerte, kam plötzlich eine Kuh. Das Mädchen klammerte sich an das Thier fest, und so erreichte sie glücklich das jenseitige Ufer. Hier sah sie nichts als Steine und einen Berg; von allen verlassen wuste sie nicht, was sie thun solle und sie fieng wieder an zu weinen und zu klagen. Da ließ sich von unten eine Stimme hören: wenn du mich retten willst, so gehe in das heilige Land, hole von dort geweihte Sachen herbei und mit diesen besteige den Berg. Böse Geister werden dir entgegen stehn, doch fürchte dich nicht. In dem Berge liegt ein Schwert, dieses suche und nimm es mit, dann warte die zwölfte Stunde ab, es wird aus der Geisterburg die Zaubermutter kommen, und dieser schlage mit dem Schwerte den Kopf ab, dann hast du mich und viele andere erlöset. Das Mädchen reiste fortan zu den heiligen Stätten, wie ihr geboten war, und als sie mit geweihten Dingen zurückkam, leistete sie den Geistern Widerstand. Sie fand auch das Schwert und es gelang ihr wirklich, die Zaubermutter zu enthaupten. Darauf verwandelten sich alle Steine in Häuser, die Pflanzen in Menschen und eine prächtige Gegend lag vor ihr. Der Jüngling kam in einem schönen Wagen, an den sechs Rosse gespannt waren, und holte das Mädchen ab.

28.

Die nordische Valhöll ist in der deutschen Sage vertreten durch die holen Berge, in welche die Helden entrückt sind, und die Vorstellung von der Helle ist großenteils übergegangen auf die Tiefen der Berge, wo die Zwerge hausen oder auf

die Tiefen der Gewässer, wo die Wassergeister auf Erlösung harren.

Bevor wir zu diesen übergehen, theilen wir einige Sagen mit, die offenbar auf ähnlicher Anschauung beruhen. [1])

In Endersdorf (Schlesien, 3 Stunden von Freiwaldau) lebte ein reicher Bauer, der sehr hartherzig war. Bettler ließ er durch seinen schwarzen Hund forthetzen. Dieß that er einst auch einem Mönche, der beim fortgehen ihm ein elendes Leben voraussagte. Er gerieth bald in Armut und ergab sich aus Verzweiflung dem Teufel. Dieser eilte nach einigen Jahren mit seiner Seele in den nahen Sumpf, wo er seitdem in allerlei Gestalten gesehen wird. In der Silvesternacht lockt er die Wanderer mit seiner Peitsche in den Sumpf; auch als schwarzer Hund verursacht er den Bewohnern allerlei Schaden, selbst durch Brandlegung. Übrigens hat er von seinem Schatze einem Fischer schon etwas mitgetheilt, demselben aber den Rath gegeben, fürderhin das Goldsuchen im Teiche zu unterlassen.

29.

Vor mehreren Jahrhunderten lebte in Reiwiesen bei Zuckmantel (in Schlesien) ein Bauer, der einen sehr ungenügsamen Viehhirten hatte. Eines Tages sollte dieser wie gewöhnlich das Vieh des Bauern auf die Weide treiben und der gab ihm ein Stück trockenes Brot mit. Mit dem Brote allein war aber der Hirt nicht zufrieden und wollte Butter dazu; weil er aber keine erhielt, so trieb er voll Zornes das Vieh auf die bestimmten Felder. Daselbst angekommen warf er das Brot auf die Erde, fluchte und schimpfte und hieb es so lange mit seiner Peitsche, bis Gott diesem Gräuel ein Ende machte. Die Felder, auf welchen er sich mit seinem Vieh befand, wurden

---

[1]) Vergl. Haupt Zeitschr. IX. 175 (die deutsche Wasserhölle).

in einen sumpfigen Teich („Moseteich") verwandelt; der Hirte verschwand und wurde, den Menschen zur Plage, auf immer in diesen Teich gebannt.

Wenn Reisende oder Graser in die Nähe seines Aufenthaltes kommen, oder ihn gar bei seinem Namen rufen, so verführt er sie in seinen Teich.

Vor mehreren Jahren wollte ein Weib aus Ober-Thomasdorf ihrem Manne, der in der Umgegend von Reiwiesen Holz schlug („machte") das Essen zutragen. Da erschien ihr unterwegs der Seehirte in Gestalt eines Weibes, dessen Gesicht mit einem weißen Tuche verhüllt war. Sie ließ sich gleich mit ihr in ein Gespräch ein, und da sie auch des nämlichen Weges gehen muste, so war es dem Weibe aus Thomasdorf sehr lieb, daß sie an jener eine Gefährtin erhielt. So giengen sie eine lange Strecke miteinander. Der verkleidete Hirt aber führte sie auf einen irren Weg durch Gesträuch und Gestrüpp. Auf einmal verschwand das vermummte Weib, und die Bäuerin sah sich mitten im Gestrüpp und wuste keinen Ausweg zu finden. In großer Angst irrte sie bis gegen den Abend auf den Gebirgen umher. Schon ganz ermattet konnte sie kaum mehr gehen und der Gedanke, aus den Wäldern sich nicht mehr herauszufinden, ängstigte sie immer mehr, bis ihr endlich ein „Holzmacher" begegnete, der sie auf dem rechten Wege wieder nach Hause führte.

Auch heißt es, daß der Teich unterirdisch mit dem Weltmeere in Verbindung sei, und daß er am jüngsten Tage die ganze Umgegend unter Wasser setzen werde.

In den Dörfern Saubsdorf, Sandhübel und auch in Reiwiesen selbst sagt man, es sei einst dort eine Stadt gestanden, welche untergesunken sei. — Auch soll der Teich eine Tiefe haben, welche man bis jetzt durch die längsten Schnüre, welche an dem einen Ende beschwert wurden, nicht ausmessen konnte.

30.

Wenn ich in Stande wäre diesen Menschen auf den „Hetscherlberg" [1]) zu wünschen, so würde ich es gern thun! So hört man viele Menschen ausrufen, wenn sie im Zorne sich eines Feindes entledigen wollen, ohne es jedoch zu können. Fragt man einen von ihnen, warum er seinen Feind auf dem Hetscherlberg haben wolle, so antwortet er: Wenn einmal dort einer ist, so kommt er gewis nicht wieder, um mir zu schaden oder um mich zu ärgern; denn der Hetscherlberg ist ein Berg, auf dem ein großer Teich ist. In diesem Teiche sind sehr viele Fische, die lauter verbannte Geister sind.

Der Hetscherlberg, auf den die Geister gebannt sind, ist nach der Volksmeinung ganz mit Dornengesträuchen bewachsen. Auf seinem Gipfel befindet sich ein Teich, in dem die Geister in Gestalt von Fischen verweilen. Dort müssen sie eine bestimmte Zeit bleiben, dann aber sind sie wieder frei. Wann aber diese Zeit aus ist, das weiß niemand. Auch der Ort ist unbekannt, wo sich dieser Berg befinden soll. Nach der Erzählung eines Bauern sind die Geister darum in Fische verwandelt, damit es ihnen unmöglich sei den Berg zu verlassen. Als Fische bedürfen sie des Wassers, und da kein Bach sich dort befindet, so können sie nicht herab. Diese Fische schwimmen immer an der Oberfläche des Wassers und schnappen beständig nach Luft. Dabei sind sie so zahm, daß vorbeigehende Menschen sie mit großer Leichtigkeit fangen können. Wanderer haben dort schon einige gefangen, und doch weiß man nicht, wo der Berg eigentlich liegt.

Nach Amstetten (Nied. Östr.) sind einmal zwei arme Handwerksburschen gekommen. Sie wusten nicht wie sie ihren Hunger stillen sollten; denn sie hatten nur wenige Fische bei sich. Sie hatten dieselben in einem Teiche gefangen, den sie

[1]) Hetscherl d. i. Hagebutten, auch Hetschepetsch.

fanden, als sie sich im Walde verirrten. Im Wirtshause, in das sie eingekehrt waren, konnten sie sich nichts kaufen, und baten daher die Wirtin ihnen ein wenig Schmalz gegen ein Vergelt's Gott zu überlassen. Die Wirtin sah ihnen den Hunger an und schenkte ihnen daher etwas Schmalz. Fröhlich gieng's nun an das backen der Fische. Bald waren sie in der Pfanne und die Handwerksburschen freuten sich herzlich, als die Stücke der Fische sich braun zu färben begannen. Als die Fische beinahe fertig gebacken waren, bespritzte die Wirtin, wie es auf dem Lande üblich ist, die Fische mit Weihwasser. Da entstund ein gewaltiger Lärm in der Pfanne, die Fischstücke flogen nach einander zum Rauchfang hinaus und die Handwerksburschen hatten nichts als das nachsehen. Die Bauern aber erkannten nun, daß die Fische aus dem Teiche vom Hetscherlberg waren.

31.

Auf einer Spitze des Böhmerwaldes (Rachel, an der bairischen Grenze) ist ein See, dessen Fische ein gar seltsames Aussehen haben. Nach der Volksmeinung sind sie verwunschene Menschen, die dort oben den Tag des Gerichtes erwarten müssen. Einige junge Leute wollten einst die Tiefe des Sees untersuchen; da vernahmen sie eine Stimme aus dem Wasser:

Kommst auf mich,
so schluck ich dich.

Sie warfen alles von sich und suchten den Rückweg. Ein andermal wollte ein Bauer, der nicht wußte daß das keine wirklichen Fische seien, sich aus einigen solchen Fischen eine gute Mahlzeit bereiten. Unterwegs fieng es aber in seinen Fischsacke an zu weinen, so kläglich, daß er die Fische weg warf und davonlief.

Ein Wucherer ist von einem Priester von Kuschwarda auf den Rachel gebannt. Dasselbe ist einem Hirten geschehen, der einen Frevel begangen hatte. Keiner getraut sich einen Stein in das Wasser zu werfen, denn, geht der See über, so überschwemmt er Böhmen und Baiern.

Die kleinen Elementargeister

oder

Wichte und Elbe.

Keine Gruppe mythischer Wesen hat sich, gerade in späterer Zeit, so vollständig ausgebildet und allgemein verbreitet als die der Zwerge, Wasser- und Hausgeister. Die körperlich im Gegensatze zu ihnen stehenden Riesen sind das älteste Geschlecht der Götter, und als diese ihre Macht einbüßten, wandte sich die Fantasie des Volkes jenen Wesen zu, die ihm näher stehn und über welche es eine gewisse Herrschaft hat. Schon die Menge der Volkssagen deutet darauf hin, daß diese Art in ganz Deutschland verbreiteter Mythen meist neuern Ursprungs ist. Man scheint nicht immer zu beachten, daß diese deutschen Elementargeister wesentlich abweichen von den nordgermanischen Elben der Heidenzeit, wie auch die folgenden Mittheilungen zur Genüge darthun.

Schon in der ältesten Zeit waren kleinere und schwächere Wesen den herrschenden Riesen [1]) beigesellt, als aber ihre Herrschaft von Odin und seinen Brüdern vernichtet war, traten die kleinen Elementargeister allmählich als Beherrscher der Elemente auf und die riesenhaften Herrscher derselben flüchteten sich in die Hochgebirge und leben da (z. B. in Tirol) noch fort neben den Zwergen und Wildleuten.

---

[1]) Vergl. Weinhold, die Riesen. Wien 1858.

Die Geister oder Genien des Wassers, der Berge, Wälder und des Hauses nennt Grimm (M. 408) mit den allgemeinen Namen: Wichte und Elbe (Elben). Wichte werden nicht bloß Geister sondern auch Menschen genannt (Bösewicht rc.); von Geistern gebraucht tritt gewöhnlich die Verkleinerungssilbe hinzu: Wichtlein, mhd. wihtel. Wichtl oder Wichtlein wurde früher von Zwergen und Hausgeistern (Kobolden) gebraucht (vergl. Schmeller 4, 18). Wie man das Wort im 16. Jahrh. brauchte, geht aus Agricola (1529 Sprichw. 2, S. 13) hervor: „In deutschen landen hat man die kleinen mendlin geheissen Wichtlichen, Erdmennerchen, gutten hulden und hell keppelin, und man hat sie gefunden, daß sie schüsseln in der kuchen gewaschen haben, sie haben der pferde gewartet, und ist ein won darbey gewesen, daß wo ein solch Wichtlichen sey, da sey eitel glück und gedeyen."

In Baiern (s. Panzer) und weiter nordwestlich kommt die Benennung in Volkssagen noch vor, in Österreich habe ich sie nicht gefunden. Hier in Nied. Österreich wenigstens hat man für kleine Menschengestalten folgende Ausdrücke. Klein gewachsene Kinder nennt man: Negerl oder kloani Negerl; Baurl oder Bauxerl; Binkl, Nigl, Pumpernigl, Fistnigl, Stuzl, Sterzl. Ältere Kinder oder kleine Leute heißt man: Knerzl, Zwergl. Die Benennung der mythischen Wesen findet sich in den einzelnen Sagen. Von einem Wichtl habe ich nirgend gehört, eben so wenig von Elben. Letzteres, vom altdeutschen alp (Genius), ist nur als Elf (engl. und nord. Form), Elfen durch Bücher bekannt. Vergl. Gr. M. 411 fg. Wir haben das Wort zu der Überschrift gesetzt, weil es in der deutschen Mythologie als allgemeine Benennung üblich geworden ist.

I. Wassergeister.

Der Wassermann ist in Österreich sehr bekannt. Es kommen mythische Züge vor, die an die uralte Verwandtschaft des Elbenreiches mit dem Todtenreiche erinnern. (Vergl. oben IV. 28—31; ferner Pfeiffers Germania III. 2, 172 fg.; Grimm Myth. 462 fg.) Es finden sich weit mehr männliche als weibliche Wassergeister; jene erscheinen weniger erlösungsbedürftig als anderswo, dagegen durchgehends rachsüchtig. Ferner ist den Männern das Vermögen, sich zu verwandeln, eigentümlich.

In Böhmen heißt der Wassergeist Hastrmann, und vor ihm werden die Kinder von den besorgten Eltern gewarnt. Die Bösartigkeit des Hastrmanns hat nach dem Volksglauben in Moldautein folgende Entstehung. Als ein Theil der Engel sich gegen Gott empörte und ihm nicht gehorsam sein wollte, entstund ein hartnäckiger Kampf, in welchem zuletzt die Abtrünnigen doch besiegt wurden. Gott schleuderte sie aus den Wolken herab auf die Erde und in die Hölle. An letzteren Ort kamen die Teufel; diejenigen welche in die Wälder fielen, sind Waldmenschen und Riesen geworden; jene welche Gott in wüste Gegenden verbannte, wurden zu wilden Männern und Menschenfressern, die in den Gebirgen zu Berggeistern,

Zwergen, und endlich jene, die in das Wasser fielen, zu Meerweibern und Wassermännern. In jedem Flusse oder Bache, in jedem Teiche hält sich der Wassermann auf und zwar in jedem Gewässer ein anderer. Es können in einem Flusse auch mehrere dieser Geister sein, jedoch leben sie weit von einander entfernt und ohne gegenseitige Hilfeleistung, denn sie hassen einander. Der Wassermann ist kein Freund von Gesellschaften; er hat daher bei seinem Handwerke keine Gehilfen, sondern er ist sich selbst alles, und der unumschränkte Beherrscher des Wasserreiches.

Derjenige, welcher im Teiche lebt, hält sich im Schilfe auf, der Fluß-Wassermann hingegen ist viel besser daran als der erstere, denn man glaubt, daß er nicht im Wasser lebe sondern unter demselben, wo sich eine andere Welt ausbreitet. Dort ist es nie Nacht und niemals kalt; das Land ist ohne Berge und unfruchtbar, jedoch gibt es üppige Wiesen und wunderschöne Auen In der Mitte derselben erhebt sich der Kristallpalast, in dem der Wassermann allein wohnt. Dort hält er die Seelen in Töpfen eingeschlossen.

Er ist aber keineswegs fortwährend auf sein Reich und das Wasser beschränkt, sondern er hat auch die Macht auf der festen Erde zu erscheinen, weil er die Fähigkeit hat, sich zu verwandeln. Trotzdem läßt sich der Wassergeist selten in einem Dorfe sehen, da er den Umgang mit Menschen meidet. Er kommt nur dann, wenn ihn die Noth zwingt.

Den im Teiche lebenden denkt man sich mehr dem Thiere, als dem Menschen ähnlich. Der Leib ist nackt und grün, der Kopf nach hinten mit sehr langen Haaren von grasgrüner Farbe bedeckt. Die Augen gleichen an Glanz und Farbe zwei funkelnden Smaragden. Der große Mund ist mit spitzigen Zähnen besetzt, und die gestreckten Füße wie auch die Hände sind mit krummen Krallen bewaffnet. Er sitzt im Schilf, nicht weit vom Ufer entfert, und nur der Kopf ragt über dem Wasser empor. Nur der Fluß-Wassermann erscheint auf der Erde, und zwar in Gestalt eines mittelgroßen Mannes, in grüner Kleidung, und

mit grünen Haaren, ohne Kopfbedeckung. Sonst ist er ganz dem Menschen ähnlich, es träufelt ihm aber fortwährend aus der linken Rocktasche Wasser herab.

Die Art wie sie Menschen fangen ist verschieden. An den Ufern der Flüsse und Bäche fährt der Wassergeist, als ein kleiner Knabe, einen Wagen, der voll ist von bunten Bändern und Blumen. Mit diesen Dingen lockt er die neugierigen Kinder herbei, und nachdem sie sich demselben genaht, zieht er sie mit sich in's Wasser. Zuweilen hat er auch über den Fluß ein Netz ausgespannt, welches so fein ist, daß man es mit freiem Auge gar nicht sehen kann, und wer sich nun in dasselbe verirrt, ist auf ewig verloren. Am Freitage ruht der Geist von der Arbeit des Menschenfangens aus. Dieser Tag ist gleichsam der Feiertag des Wassermannes. Keines der vielen Netze ist ausgespannt, um Beute zu erhaschen, sondern alle sind eingezogen. Das grüne Männchen sitzt in dem hohen Grase, und ist beschäftigt mit dem ausbessern derjenigen Netze, welche im Laufe der Woche Schaden genommen haben. Wenn er mit dieser Arbeit fertig ist, kämmt er seine langen, grünen Haare und wäscht und reinigt sich. Sodann wirft er sich auf den Rasen, streckt alle viere aus und schläft bald ein. So beschließt er seinen Ruhetag. Die Leute sagen, daß am Freitage der Eingang in das Land des Wassermannes geöffnet sei und nicht bewacht werde. (Aus Moldautein.)

1.

Bei Freienstein (unweit Ips) und an allen Orten, wo die Donau schäumend über die Felsen schlägt, hört man zur Nachtzeit, wohl manchmal auch an nebelreichen Tagen, wehmüthige Klagetöne. Das kommt von den Wassergeistern, welche das Unglück ihres Fürsten beweinen. Von diesem geht nämlich folgende Sage:

Einst lebte ein alter Fischer mit seiner Tochter friedlich am Donaustrande, ohne mit jemand zu verkehren. Der Fischer gieng des Morgens seiner Arbeit nach und kehrte erst spät

in der Nacht zurück. Da geschah es, daß er eines Tages bei seiner Rückkehr eine große Menge Leute vor seiner Hütte und am Strande fand. Neugierig fragte er was hier geschehen sei, und er erfuhr mit Schrecken, daß der Donaufürst seine Tochter in die Tiefe geschleppt habe. Der Fischer, betrübt über seinen Verlust, verließ seit diesem Vorfalle nicht mehr seine Hütte auf längere Zeit, sondern blieb immer in der Umgebung derselben.

Einst in einer mondhellen, stürmischen Nacht schwamm das Schifflein des Fischers noch mitten auf der Donau und darin stund der arme Fischer und blickte auf die wellige Oberfläche. In solchen Nächten zeigt sich der Donaufürst denjenigen Menschen, welche nichts geweihtes am Leibe tragen. Auch unserm Fischer zeigte er sich. Der Donaufürst, der mitten in der Donau aufgetaucht war, hatte blaue bis in's Wasser reichende Kopf- und Barthaare; er war mit purpurrothem Mantel angethan [1]) und auf dem Kopfe trug er seine dreieckige muscheliche Krone. Er fragte den Fischer was er wünsche. Dieß soll er gewöhnlich thun, er fragt jeden, dem er begegnet um seinen Wunsch und stürzt ihn dann in die Tiefe hinab, wo er alles gewünschte finden werde. Der Fischer sprach keine Bannungsformel, sondern blieb stumm und blickte wehmütig auf den Fürsten. Als dieser sich ihm näherte, nahm der Fischer sein Ruder in die Hand und schlug mit so großer Gewalt auf das Haupt des Fürsten, daß vier große Steine aus seiner Krone weit fort in die Donau und an das Ufer flogen. Auf dem Ruder war ein Rosenkranz befestiget, welcher auch jetzt nach dem Schlage ihn schützte, denn sonst wäre er unfehlbar verloren gewesen. Seit dieser Begebenheit muß der Fürst die

[1]) Anderwärts in Österreich gilt der Wassermann als riesengroß, ganz grün gekleidet, bis an den Gürtel im Wasser stehend, mit finstern Gesichtszügen. In St. Egid (am Neuwalde, Nied. Österr.) denkt man sich den Wassermann als ein Ungethüm, halb Fisch, halb Mensch, mit Binsenkleidern angethan, und statt der Haare hat er Schilfsblätter.

Stücke seiner Krone auf dem Lande suchen, und erst dann, wenn er sie gefunden hat, wird er als Fürst wieder in die Tiefe zurückkehren. Nach der Meinung einiger sucht er noch immer, andere behaupten aber, er sei schon längst wieder in seinen Palast zurückgekehrt. Weil der Donaufürst vier Steine verloren hat, so darf jeder Mensch welcher ertrinkt vier Tage in seinem Palaste weilen. Sobald nun ein Mensch im Wasser untergegangen ist, und in den Palast des Wasserfürsten eintritt, so bindet die Fischerstochter, welche in demselben noch wohnt und von Nichsen bedient wird, einen Blumenstrauß, [1]) welcher an die Oberfläche des Wassers geschickt wird. Sehen die Leute einen solchen Strauß, so wissen sie, daß jemand ertrunken ist.

Ein Mann von Gottsdorf erzählte folgendes. Einst kam der Donaufürst in das Wirtshaus von Gottsdorf und ließ dem Wirte allen Wein im Keller ausfließen, weil er das Christusbild von der Kellerthür nicht entfernen wollte. Der Wein stieg so hoch, daß das Bild herabgeworfen wurde und fortschwamm.

Einem Kinde soll er einst eine Korallenkette um den Hals gehängt haben, so daß das Kind davon erwürgt und später bei dem Donaustrande gefunden wurde. Manchmal aber belohnt er die Menschen, insbesondere die Fischer.

Man erzählt auch, daß er einem Fischer kostbare Steine in sein Netz gelegt habe, während dieser zum Mittagmahl gegangen war. Als der Fischer das seinem Freunde erzählte, so wollte es auch dieser versuchen. Er legte sein Netz in den Fischerkahn, gieng in seine Hütte und blickte durch eine Ritze auf den Kahn. Der Fürst stieg aus dem Wasser herauf und legte eine Menge kostbarer Edelsteine in das Netz. Voll Freude eilte der Eigentümer zum Donaustrande hinab und

[1]) Erinnert das nicht an die Schattenbeherrscherin Persephone? — Auch die nordische Hel, die in Niflheim weilt, hält die Schatten der Gestorbenen unerbittlich fest. Vergl. Panzer II. 300 fg. Gr. M. 288. 461.

wollte seinen Schatz in Besitz nehmen, doch der Kahn sank unter und nur mit Mühe gelang es ihm sein Leben zu retten. (Aus Ips.)

2.

Einst kam ein Hirt an die Quelle der Mira [1]) um dort zu trinken; er fand aber dieselbe eingetrocknet. Eben als er unwillig darüber sich entfernen wollte, kam das Seemännchen aus dem Berge, schlug an die Felsen, und Wasser quoll in großer Menge hervor. Nachdem der Hirt seinen Durst gestillt hatte, bat er das Männchen auch um Speisen. Dieser schlug mit seinem Stocke in das Wasser und es wimmelte alles von Forellen. Darnach gab er dem Hirten den Stock mit der Bemerkung, wenn er Forellen wolle, so solle er ihn in das Wasser tauchen, und dann wieder herausziehen. Von jedem Fische müsse er ihm aber einen Theil überlassen. Der Hirt nahm die erste Forelle aus dem Bache, stach derselben die Augen aus und warf sie dem Männchen vor die Füße. Das Männchen aber verschwand Rache schnaubend unter großem Getöse. Der Hirt grub jetzt den Stab unter der Quelle ein, so daß immer Wasser fließt. In diesem Wasser befinden sich seitdem lauter blinde Forellen. (Aus Ips.)

3.

Bei den Bewohnern des Magdalenengrundes (in Wien) geht die Sage, daß in dem Wasser des Wienflusses seit langer Zeit ein Wassermännchen hause. Es soll von kleiner, etwas krummer Gestalt sein, tiefe Augenhöhlen und ein sehr blasses Gesicht haben. Es trägt einen grauen Rock, von welchem beständig Wasser herabträufelt, einen grünen Hut mit einem

---

[1]) Im Unterberg bei Muckendorf befindet sich der Mirasee. In diesem weilt das Seemännchen; es steigt zuweilen aus der Tiefe des Mirasees, kommt aus der tiefen Höhle des Unterberges und zeigt sich den Menschen.

schwarzem Bande, und hohe Röhrenstiefel mit rothen Quasten. Sein Haupthaar reicht bis zur Erde. Abends bei feuchtem Wetter läßt es sich öfters, mit zur Erde gesenktem Blicke, auf den Brettern der Wehre sehn. Es lockt die Menschen durch beständiges winken in seine Nähe. Ist ihm einer nahe genug, so ergreift es eine günstige Gelegenheit, um ihn in seine Gewalt zu bringen. So lange das Männchen da ist, kann das Wasser nicht austrocknen, noch dessen Tiefe erforscht werden. Selbst in dem Jahre 1834, da Wiens Vorstädte Mangel an Wasser litten, soll man dasselbe von hier in großer Menge weggeführt haben. Das Wassermännchen hat daselbst mehrere Gemächer, in welchen es wohnt, und in denen es die Seelen der Unglücklichen unter Töpfen aufbewart. Thieren z. B. Pferden, Ochsen, Schweinen u. a. welche in die Schwemme hineingetrieben werden, thut es nichts zu leide. — So soll es hier schon seit langer Zeit herrschen, und jährlich wenigstens ein Opfer verlangen.

Vor einigen Jahren geschah folgendes

Ein junger, muthwilliger Mensch, der nicht schwimmen konnte, band sich mehrere Ochsenblasen um den Leib, und wagte sich mit diesen, fest vertrauend nicht untergehen zu können, in die Nähe der gefährlichen Stelle. Es dauerte nicht lange, als man ihn wanken, und bald darauf auch untersinken sah. Man sagt, das Wassermännchen habe sein Opfer in die Nähe gelockt und eine der Blasen abgelöst.

Einmal hätte mein Bruder fast ein ähnliches Schicksal gehabt. Es war im Herbste und der Wienfluß war angeschwollen. Wir giengen mit mehreren Kameraden an die Ufer desselben, um das von der Wehre herabgeschwemmte Holz aufzufangen. Schon im nach Hause gehen begriffen, bemerkte mein Bruder eine schöne Gerte daher schwimmen. Er eilte den kleinen Abhang, auf welchem wir stehn blieben, hinab, und wollte dieselbe mittelst einer Stange an sich ziehen. Allein diese war zu kurz; er neigte sich vor, aber unter seinen Füßen löste sich der Stein auf welchem er stand, und er stürzte in das Wasser.

Wir bemerkten dieses nicht. Erst auf den Ruf eines kleinen Mädchens: „Schauts den an, er schwimmt“ sahen wir den Händeringenden, und es gelang uns denselben wieder an das Ufer zu ziehen. Es war das Wassermännchen, das ihn durch die Gerte gelockt, und dann den Stein unter seinen Füßen losgemacht hatte. (Von einem Knaben erzählt.)

In den Ortschaften zunächst außer der Linie erzählt man: Das Wassermännchen bewohnt die Stelle der ehemaligen Wehre abwärts von der Schönbrunner Brücke, wo ein kleines Schleusenhäuschen steht. Seine Kleidung besteht aus einem grauem Rocke mit blauen Knöpfen, und aus gelben Beinkleidern. Seine Haare sind grün, glänzend und beständig naß. Den Tag hindurch schläft es in seinen unterirdischen Gemächern, über welche das Wasser rieselt. Nach dem Gebetläuten kommt er hervor und lauert. Kommt nun ein Mensch in sein Bereich, so zieht es behende einen goldenen Kamm aus der linken Tasche seines Rockes und kämmt sich seine Haare. Hat es dieß gethan, so ist gemeiniglich der Mensch schon verloren und nur durch schnelle Geistesgegenwart gelingt es ihm sich zu retten. Springt er nämlich über die Wagengeleise, so hat das Wassermännchen keine Macht mehr über ihn und zornig taucht es unter, daß die Wellen über ihm zusammenspritzen.

Ein Kürschnermeister von Gaudenzdorf, der weit umher als der beste Schwimmer bekannt war, gieng mit seinen zwei Gesellen nach dem Ave Maria an die Wien hinab um sich zu baden. Er war der erste im Wasser und zeigte seinen Gesellen, welche sich noch nicht ausgezogen hatten, allerlei Schwimmkünste. Auf einmal packte ihn das Wassermännchen beim Fuße und ersäufte ihn im Wasser. Die Gesellen ließen jedoch ihre Kleider im Stich und entflohen, um das traurige Ereignis zu erzählen.

In Ober-Österreich werfen viele Müller am St. Nikolaustage alte Kleidungsstücke Eßwaaren u. a. in's Wasser, um von dem Wassermännchen für's ganze Jahr Frieden zu erbitten.

4.

In Wilhelmsdorf unweit des Meidlinger Bahnhofes (bei Wien) befindet sich ein längst verlassener Ziegelschlag, der oft mit Wasser gefüllt und an manchen Stellen sehr tief ist.

Nach dem Glauben der Umwohner wird das Wasser, welches bei der grösten Hitze nie austrocknet, von einem alten Wassergeiste beherrscht. Damit die Leute nicht die Einrichtung seiner Wohnung erfahren, zieht er alle jene, welche sich in seine Nähe wagen, zu sich hinab und hält sie gefangen. Viele Knaben, welche sich dort badeten, musten ertrinken, indem er die Wege, die man sieht wenn das Wasser klar ist, mit Schlamm so überdeckt hat, daß sich die badenden nicht mehr helfen können.

Viele Leute wollen ihn auch beim hellen Vollmonde an der Wasserfläche beobachtet haben, wie er mit einem ungeheuer großen Kamme sein gelbes langes Haar kämmt, und wie er mit einem bis an die Fersen reichenden Rock an der angränzenden Wiese spazieren geht.

Den ganz in der Nähe wohnenden Leuten fügt er keinen Schaden zu, nur verkündet er ihnen mit durchdringendem winseln den Tod eines ihrer Nachbarn, oder er zeigt ihnen durch einen schauerlichen Wind an, daß jemand in dem Wasser ertrunken ist.

5.

Auf einer waldigen Anhöhe, links an der Straße von Rodaun nach Kaltenleutgeben (Nied. Österr.) sind die spärlichen Überreste der alten Feste Kammerstein zu sehen. In derselben steht ein Brunnen, von welchem man folgendes erzählt: Der letzte Besitzer vergeudete sein Erbtheil auf alle nur erdenkliche Art, bis er endlich arm und verlassen von seinen früheren Freunden sich auf sein noch übrig gebliebenes Gut — die Feste Kammerstein — zurückzog. Hier schmiedete er allerlei Pläne, um wieder zu seinem Vermögen zu kommen. Als er

eines Tages in dem Schloſshofe an dem Brunnen vorbeigieng, tauchte aus demselben ein grünlicher Mann mit langen Nägeln und glatt herabhängendem Haare hervor, welcher ihn mit grinsendem lachen fragte: Warum bist du so traurig? Der erschrockene Gutsherr wuste nicht was er sagen sollte; endlich stotterte er heraus, daß er kein Vermögen habe. Der Mann sagte: Komm mit mir, ich werde dir Geld geben. Er führte ihn dann durch einen dem Gutsherrn unbekannten Gang, und blieb vor einer eisernen Thür stehen. Diese sprang auf, und sie giengen in ein spärlich beleuchtetes Gemach, in welchem Kisten voll Gold und Silber angehäuft waren. Der Mann sagte dann: Hier nimm so viel du willst, laß dich aber nicht mehr an dem Brunnen blicken, denn sonst must du tausend und abermals tausend Jahre diesen Schatz hüten. Sodann verschwand er. Der Gutsherr nahm eine ungeheure Summe in Gold mit sich, und gieng einem vor ihm hertanzenden Flämmchen nach, welches ihn denselben Weg zurückführte. Der nun reich gewordene Mann verließ augenblicklich das Schloß, zog nach Wien und lebte dort in Saus und Braus. Einige Jahre waren verflossen, als er mit mehreren Gefährten auf die Jagd gieng. Nach derselben giengen sie auf die Feste Kammerstein los. Als sie beinahe den Hügel erreicht hatten, stund ein kleines Männchen mit langem weißem Barte und langen weißen Locken vor ihnen, hob dreimal drohend den abgemagerten Finger in die Höhe, und sprach zu dem Schloſsherrn: Denk an dein Versprechen! Dann verschwand er. Der Gutsherr lachte überlaut, und erzählte seinen Freunden von dem Geiste, erwähnte aber nicht, daß er von ihm Geld bekommen habe. Lachend und scherzend ritten sie in die Burg hinein, und begaben sich in den Prunksal und thaten sich gütlich. Die Freunde des Schloſsherrn spotteten seiner, indem sie sagten, er getraue sich jetzt nicht dem Brunnen zu nahen. Der Gutsherr sprang auf und sagte: Das wollen wir sehen, gieng mit seinen Freunden in den Schloſshof, und von da zu dem Brunnen. Kaum dort angelangt, stund derselbe

grünliche Mann mit zürnender Miene vor ihm, packte ihn, und stürzte mit ihm den Brunnen hinab. Die Begleiter fielen blaß und zitternd zu Boden, und sind dann lange Zeit krank darnieder gelegen.

Zur Nachtszeit hört man ein klägliches wimmern und stönen. Der Brunnen ist jetzt noch zu sehen. Mehrere Leute haben den Versuch gemacht Schätze auszugraben, aber ohne Erfolg.

6.

Ein Knabe aus dem Dorfe Windhaag (bei Waidhofen N. Ö.) war seinen Eltern davon gelaufen und kam an einen kleinen Fluß. Dort vernahm er ein Geächze, und als er sich näherte, sah er einen „Zwerg," welcher blutete. Mitleidig fragte er ihn, was geschehen sei, und der Zwerg erzählte ihm, daß er auf der Jagd ein Bein gebrochen habe. Er bat den Knaben, er möge ihn doch in das Wasser werfen. Der Knabe that es und der Zwerg gieng unter. Dann setzte er seinen Weg fort und kam über eine Brücke. Diese wankte und stürzte mit ihm ein, so daß er alles Bewustsein verlor. Als er zu sich kam, sah er sich in einem kristallenen Palaste, und jener Mann, welchen er in das Wasser geworfen hatte, stund an seinem Lager und sagte: Ich danke dir für den Dienst, den du mir erwiesen hast und bin froh mich dankbar zeigen zu können. Ich bin der Beherrscher dieses Flusses, und der Palast in dem du dich befindest ist mein Eigentum. Der Knabe war nicht wenig überrascht, stand auf, und kleidete sich rasch an. Der Wassermann führte ihn nun im ganzen Gebäude herum, zeigte ihm alle seine Schätze, und erlaubte ihm davon zu nehmen so viel er wolle. Der Knabe füllte sich alle Taschen voll an und wurde dann von dem Zwerge wieder auf die Erde zurückgebracht. Freudig kehrte er zu seinen Eltern zurück, welche nicht wenig erstaunten, ihn mit einem solchen Reichtume ankommen zu sehen.

7.

Hans, der Sohn einer Bauernfamilie in Böhmen, hatte ein großes Verlangen die Welt zu sehen. Der Vater erlaubte ihm deshalb ein Jahr lang zu reisen. Man packte ein Felleisen mit Kleidern und gab ihm zwei Käslaibe mit auf die Reise. Nach einiger Zeit kam er zu einer Mühle. Das Geklapper derselben freute ihn, und er beschloß hier in Arbeit zu treten. Er gieng in die Mühle, ließ sich dem Müller vorstellen, und trug ihm seine Dienste an. Der Müller musterte den Burschen vom Kopfe bis zu den Füßen, und sprach dann zu ihm: du kannst bei mir bleiben; da ich aber jetzt keinen anderen Platz habe, wo du schlafen könntest, so must du dich bequemen in der Radstube zu übernachten. Der Müller war aber ein schlechter Mann, den die Käslaibe und das wenige Geld sehr anzogen. In der Radstube war es nicht recht geheuer; denn um die zwölfte Stunde stieg immer der Wassergeist aus dem Wasser herauf, und zog alles, was er dort fand, mit sich in die Tiefe hinab. Der Müller glaubte, daß dem Hans dasselbe Schicksal wiederfahren würde, wenn er ihn in die Radstube schicke. Hans, welcher nichts böses ahnte, schnitt sich ein Stück Käse und Brot ab, gab das andere dem Müller in Verwarung, und begab sich nach der ihm angewiesenen Stube. Dort verzehrte er sein Abendmahl, legte sich dann auf das Stroh, und schlief ruhig ein. Um Mitternacht erwachte er, und verspürte zu seinen Füßen ein leises Geräusch. Er dachte das seien Ratten, machte eine Bewegung mit dem Fuße, um sie zu verscheuchen, und blieb dann ruhig liegen. Da sich aber dasselbe immer wiederholte, rief er zornig aus: In's Teufelsnamen, wollt ihr mich nicht in Ruhe lassen! Und dabei stieß er so gewaltig mit den Füßen um sich, daß die Stube dröhnte. Als wieder alles ruhig war, hörte er ein leises Gewimmer nahe an der Wand der Stube. Er stund auf um nachzusehen was dieß wäre, nnd fand ein kleines Männchen dort liegen. Er fragte dasselbe was es suche.

Das Männchen zeigte auf seine Brust mit kläglichem Geschrei. Hans wollte sehen, was das Männlein auf der Brust habe; allein es ließ dieß nicht zu. Da ward er zornig, packte das Männchen mit seinen kräftigen Händen, riß ihm die Kleider vom Leibe, und sah, daß die Brust desselben gequetscht war, und eine kleine goldene Tafel mit den Worten: König der Gewässer. Jetzt wuste der Bursche, woran er war.

Das Geräusch hatte also der Wassermann verursacht, welcher gekommen war, um Hansen in die Tiefe zu ziehen. Dieser versetzte ihm aber einen so kräftigen Stoß, daß der Wasserkönig sich gezwungen sah, sein Vorhaben aufzugeben. Dann sprach er zum Wassermann: Du bist gekommen mich zu morden, aber es ist dir nicht gelungen; du bist jetzt in meiner Gewalt, und die Reihe ist nun an dir. Da fieng das Männlein an zu bitten und zu weinen, und sagte: Schenke mir das Leben, und ich will dir dafür geben was du begehrst.

Gut, sagte er zum Männchen, wenn du mich in deinen Palast führen willst, und mich dann dort von deinen Schätzen nehmen lässest, so viel ich will, so soll dir dein Leben geschenkt sein. Der Wassermann gieng mit Freuden diesen Vorschlag ein, bestrich nun Hansen mit einer fetten Salbe, fasste ihn um den Leib, und stürzte sich mit demselben in das Wasser. Schnell vergiengen dem Hans die Sinne. Als er wieder erwachte, befand er sich in dem Palaste des Königs, auf einem sehr weichen Bette. Hans wollte aufstehen und sich ankleiden; aber vergebens suchte er seine Kleider. Da traten auf einmal eine Masse von Zwergen in das Gemach, begrüßten ihn freundlich und legten ihm prächtige Kleider an.

Der erstaunte Hans ließ sich das alles gefallen. Als er völlig angekleidet war, führten ihn die Zwerge zum Könige, welcher auf einem kristallenen Trone saß, ihm huldreich zuwinkte, und ihn nöthigte, mit ihm das eben aufgetragene Frühstück einzunehmen. Hans ließ sich dieß nicht zweimal sagen, und griff wacker zu. Nach dem Frühstücke führte ihn der König in seinem Schlosse herum, zeigte ihm seine Reichtümer, und sprach:

Nimm so viel du willst. Als der Bursche sich die Taschen mit Diamanten und Perlen gefüllt hatte, wäre es ihm lieber gewesen, wieder auf der Erde zu sein. Er sagte deshalb zum Könige, es sei ihm nicht wohl, legte sich zu Bette und schlief ein. Beim erwachen befand er sich wieder in der Radstube, angethan mit seinen schlechten Kleidern, deren Taschen ganz mit Diamanten und Perlen angefüllt waren. Er gieng nun zum Müller und erklärte, daß er nicht mehr bleiben wolle. Der Müller erschrack und fürchtete, Hans möge seinen Käs zurückbegehren. Aber Hans dachte nicht daran, sondern griff nach Hut und Stock, und wanderte gerades Weges seiner Heimat zu. Seine Eltern erstaunten über die baldige Zurückkunft und freuten sich sehr ihren Sohn wieder zu sehen. Aber ihre Freude ward noch größer, als er die Diamanten und Perlen hervorzog. Kurze Zeit darnach verließen sie ihre Hütte, zogen in eine Stadt, und lebten da als angesehene Leute glücklich und zufrieden.

Dieses Sagenmärchen hat mit der vorigen Sage nicht bloß ähnlichen Inhalt, sondern es zeigt sich darin auch eine Verwechselung des Wassergeistes mit einem Zwerge, dessen wohlwollender Charakter beibehalten ist. Bei den eigentlichen Wassergeistern ist dieß wenig der Fall, weil ein Zug von Grausamkeit ihnen innewohnt (s. Gr. M. 462).

In Neumark (Deutsch Böhmen) erzählt man von einem Männchen mit grauem Bart, der einem Knechte, als er gerade die Pferde schwemmte, diese abkaufen wollte. Der Knecht weigerte sich, der Wassermann schwang sich auf eines der Pferde und ritt in die Tiefe des Teiches. Hier verschwand er und zog auch den Knecht nach sich.

8.

Bei Mautern, am Ufer der Donau, konnte man einen Wagen nicht von der Stelle bringen. Da bemerkte der Knecht

endlich hinten am Wagen ein bucklichtes Männchen, welches einen grauen Rock an hatte und ganz ruhig sich die Haare auskämmte.

Der Knecht sagte zu dem Bauer: Siehst du, da rückwärts sitzt so eine kleine Kreatur, diese hält uns so lange auf. Kaum hatte er dieß gesagt, als das Männchen in das Wasser sprang und dem Knecht mit dem Finger drohte. Der Knecht gieng nun voll Zorn an das Wasser, und wollte eben einen Stein aufheben, als ihn das Männlein bei den Haaren erhaschte und in's Wasser zog. Des andern Tages wurde sein Leichnam ganz zerkratzt an dem Ufer gefunden.

9.

Das südliche Böhmen ist sehr reich an Fischteichen. In denselben sind Wassermännchen, die geschildert werden als Zwerge von 2—3 ' Höhe, bekleidet mit grünen Beinkleidern, grünem Fracke und langen flatternden Haaren von derselben Farbe.

Nahe bei dem Dorfe Dobrawitz (bei Budweis) befindet sich ein Teich, der früher einen Wassermann beherbergte. Eines Tages spielten mehrere Kinder unweit des Dorfes. Plötzlich gesellte sich ein Mann zu ihnen, ohne daß sie wusten, wo er hergekommen war. Er nahm eine eigentümlich geschnitzte Flöte aus seiner Tasche und blies darauf einige Weisen. Die Dorfjugend wurde dabei ganz lustig, sprang und jauchzte.

Pfeifend entfernte sich der Flötenspieler, und die Kinder waren schon so bezaubert von der Macht der nie gehörten Weisen, daß ihm alle folgten, mit Ausnahme eines einzigen, welches zurückblieb, um zu beobachten, wohin die andern giengen. Da sah es nun, wie sich der Mann, und mit ihm die Kinder dem Teiche näherten, wie er mit einem Stäbchen auf die Oberfläche des Wassers schlug, und nachdem sich dieses geöffnet hatte, mit den Kindern in die Öffnung hinabstieg; das Wasser schloß sich dann wieder.

Schreiend lief das zurückgebliebene Kind nach dem Dorfe zurück, wo sich die Schreckensnachricht sogleich verbreitete. Es

wurde beschlossen, dem Wassermanne aufzulauern und ihn zu fangen, da er nur im Wasser mächtig, auf dem Lande hingegen machtlos ist. Lange spähte man vergebens. Endlich gelang es doch. Der Wassermann befand sich eben auf einem Spaziergange, als er überfallen wurde Da er keinen Ausweg sah, fieng er an die Erde aufzuwühlen, als suche er Wasser. Doch alle seine Bemühungen nützten ihm nichts; er wurde von den erbitterten Bauern gefangen, mit Baststricken gebunden, und gut bewacht in das Dorf geführt.

Was war das für eine Freude für Jung und Alt im Dorfe, als man den so allgemein gefürchteten Wassermann gefangen daher brachte!

Gleich des andern Tages fieng das Verhör an; er wurde gefragt, wo die Kinder seien, die er mit sich fortgeführt habe; doch es war kein Wort aus ihm heraus zu bringen. Endlich drohte man, daß er lebendig am Feuer gebraten würde — und das wirkte. Er bat um Schonung, oder wenigstens um einen andern Tod, als den durch Feuer; er versprach auch, die Kinder alle wieder frei zu geben und diese Gegend für immer zu verlassen. Man versprach ihm Schonung, wenn er die Kinder sogleich herbeischaffe, und dann diese Gegend verlasse. — Er versprach das erstere, bat jedoch um acht Tage Zeit zum weiterziehen, und bestimmte schließlich noch den Tag und die Stunde, wann er aus dieser Gegend scheiden wolle, und erlaubte allen zuzusehen, wenn er weiter reisen würde. Man glaubte ihm und entließ ihn der Haft.

Noch denselben Tag kamen die Kinder zurück, wusten aber auf die vielen Fragen nichts zu erzählen, als das, wie sie mit einander gespielt und dann geschlafen hätten.

An dem von dem Wassermanne bestimmten Tage versammelten sich alle Dorfbewohner; jeder wollte selbst sehen, ob der Wassermann wegziehe. Kaum hatte die bestimmte Stunde geschlagen, so sah man aus den Fluten einen kleinen Karren kommen, der von vier schwarzen Wesen, welche aussahen wie Katzen, gezogen wurde. Der Karren war mit vielen wunderlich

geformten Geräten beladen, oben auf aber saß der Wassermann, eine Pfeife rauchend, und mit der Peitsche knallend. Das niedliche Gespann bewegte sich mit außerordentlicher Schnelligkeit, und war in kurzer Zeit allen aus den Augen entschwunden. Seit jener Zeit ward von einem Wassermanne in dieser Gegend nichts mehr gehört noch gesehen.

Im Budweiser Kreise ist die Benennung Hastrmann allgemein. Bei Wittingau ist der Wassermann gesehen worden, wie er sich kämmt, als Jäger in grüner Kleidung und mit grünem rundem Hütlein; aus dem linken Schoße träufelt fortwährend Wasser. Dieser letztere Zug ist allgemein, wie auch der, daß er auf dem Lande gegen die Menschen keine Gewalt habe.

10.

Vor einigen Jahren hat sich in Moldautein folgendes ereignet. [1])

Dem Wassermanne war die Nahrung ausgegangen. Er begab sich deshalb in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Seine Schritte richtete er zuerst nach den Fleischbänken. Hier blieb er vor einer der ersten Bänke stehn und begehrte Fleisch. Inzwischen hatten sich andere Käufer und Zuschauer, welche den Wassermann an seiner Kleidung, den Haaren und an der tropfenden Rocktasche erkannt hatten, um ihn versammelt und waren in gespannter Erwartung, was weiter geschehen werde. Der Fleischer, welcher ein lustiger Mann war, beschloß bei sich, den umstehenden einen Spaß zu machen. Mit spöttischem lächeln betrachtete er seinen Käufer und sagte, er solle ihm das Stück Fleisch zeigen, welches er wünsche. Das Grünmännchen, welches nichts arges ahnte, wies mit der Hand auf den schönsten Kalbschlägel; aber in demselben Augenblicke schwang der Fleischhacker das Breitbeil, und das scharfe Eisen

---

[1]) Ein ähnlicher Zug in Grimm's Sagen 1 Nr. 53 („aus Deutschböhmen"). Dort hat er mit durchlöcherten Groschen gezahlt.

trennte zwei Finger von der rechten des Wassermannes. Ein durchdringendes Geschrei ausstoßend, verließ er die Fleischbänke und eilte in schnellem Laufe durch die Gasse der Moldaubrücke zu. Die Leute rannten ihm nach. Schon glaubte man ihn erreicht zu haben, als man auf der Brücke ankam. Mit großer Schnelligkeit schwang er sich auf das Geländer und sprang herab in die Tiefe. Mit vielem Geräusche schlossen sich die Wellen über ihm und er war spurlos verschwunden.

Lange Zeit nachher — es war gerade Jahrmarkt — kam er wieder und zwar auf den Standplatz der Hafner, und kaufte hier eine Menge kleiner Töpfe. Jedoch das Glück war ihm auch dießmal nicht günstig; er wurde wiederum erkannt und verfolgt. Nur eilige Flucht rettete ihn vor der Gefangenschaft. Als ihm nämlich die umstehenden näher kamen, lief er, so schnell als er nur konnte, der kaum 100 Schritt entfernten Mühle zu, wo er in's Wasser sprang und verschwand. Seit jener Zeit ist er nie wieder gekommen.

11.

Einst lebte in Moldautein eine Taglöhnerin, welche in der drückendsten Armut sich befand, da sie nicht im Stande war, sich selbst und ihre zahlreichen Kinder zu ernähren. Eines Abends verließ die älteste Tochter, von Hunger getrieben, die Wohnung und eilte der Moldau zu. Hier irrte sie nun an dem Ufer des Flusses weinend umher. Ihr wehklagen weckte den Wassermann aus seinem Schlafe, denn es war gerade Freitag, an welchem der Eingang in sein unterirdisches Reich offen bleibt, und daher konnte er das schluchzen vernehmen. Hurtig stund das Männchen auf und eilte zur Öffnung. Da erblickte es das Mädchen, welches eben im Begriffe war, in die Tiefe sich zu stürzen und so dem Leben ein Ende zu machen. Der Wassermann erhob sich flugs in die Höhe, fieng das Mädchen auf und trug es in seine Wohnung. Dort bewirtete er dasselbe mit kostbaren Speisen und Getränken. Nachdem sich die arme erfrischt hatte, sagte der Geist zu ihr, daß sie

von nun an bei ihm bleiben und er für sie und die ihrigen Sorge tragen werde. Dafür aber muste das Mädchen seine Dienerin sein.

Im Palaste dieses Wasserbeherschers befindet sich ein geräumiges Zimmer, dessen Mitte ein großer Kachelofen einnimmt, mit sehr vielen Rändern versehen. An den Vorsprüngen stehn eine Menge von Töpfchen, die mit Wasser gefüllt und zugedeckt sind. In diesen irdenen Gefäßen hält der grausame Geist die Seelen der ertrunkenen gefangen. Dieses Zimmer sollte von dem Mädchen besonders rein gehalten werden; ferner muste es beständig in dem Ofen Feuer unterhalten; auch muste es den Palast jeden Tag rein auskehren. Dafür erhielt das Mädchen den Auskehrmist, welcher jedoch zu lauter Gold wurde. Der Wassermann hatte dem Mädchen streng verboten, ja nicht den Deckel eines Topfes aufzuheben und setzte mit drohender Miene hinzu: Bist du so neugierig und schaust hinein, so wirst du auf ewig unglücklich.

Lange Zeit blieb dieß Gebot dem Mädchen heilig. Eines Tages, als es gerade in dem genannten Zimmer beschäftigt war, vernahm es aus einem der Geschirre ein jammern und winseln. Nach langem zögern entschloß sie sich, hob den Deckel auf und siehe da, sie befreite die Seele ihres Bruders von der Qual und aus der Gefangenschaft. Jetzt wuste das Mädchen, was es für eine Bewandnis mit den Gefäßen hatte, und zu welchem Zwecke sie da in so großer Menge um den Ofen gestellt waren.

Als der Wassermann die Töpfe untersuchte und fand, daß eine Seele abhanden gekommen, rief er das Mädchen gleich in die Stube. Dieses erschien, am ganzen Leibe zitternd. Vor Schrecken bekannte sie ihre Schuld und bat kniend um Vergebung. Der Geist verzieh ihr, indem er sprach: Nimm dich in Acht, du neugierige, wenn solches nur noch einmal geschieht, so wirst du es mit deinem Leben büßen.

Viele, viele Jahre hatte das Mädchen hier im Dienste gestanden, ohne nur ein Verlangen zu haben wieder nach Hause zurück-

zukehren, aber endlich hatte sie eine mächtige Sehnsucht nach der Heimat, und sann auf Mittel, um zu entfliehen. An einem Freitage, da gerade der Wassermann schlief, packte sie alle ihre Sachen zusammen, so wie auch den goldenen Kehrmist und machte sich reisefertig. Sie beschloß aber vor ihrer Flucht die armen Seelen noch zu erlösen. Unerschrocken hob sie den Deckel eines jeden Topfes auf, und die freigewordenen Seelen flogen von dannen, indem sie sprachen: Vergelte es dir Gott! Jetzt verließ auch sie den Palast und eilte so schnell als möglich fort. Lange irrte sie in dieser untern Welt herum, ohne den Ausweg zu finden. Schon hörte sie in der Ferne das fluchen und schelten des erzürnten Wassermannes, der bereits erwacht war und die fliehende verfolgte, als sie die Öffnung vor sich sah. Hurtig sprang sie durch dieselbe und befand sich nun glücklich an jenem Ufer, auf welchem sie vor Jahren in Elend und Verzweiflung gewandelt. Die Mutter des Mädchens war schon tot. Einige Geschwister fand es noch am Leben. Alle lebten nun beisammen im besten Wohlsein von dem Reichtume, welchen die Schwester mitgebracht hatte.

12.

Unweit der Stadt Moldautein auf dem rechten Ufer der Moldau befindet sich eine Mühle, die schon sehr alt ist. Dieselbe liegt einsam in dem von hohen und bewaldeten Bergen umschlossenen Moldauthale. Von dieser Mühle erzählt sich das Volk folgendes.

Der frühere Besitzer derselben war ein ungerechter hartherziger Mann, welcher die Mahlgäste auf jede mögliche Art bestal und daher bei dem Landvolke in einem üblen Rufe stand. Die Leute verfluchten den Müller und wünschten er möge bestraft werden, daß er das Geld wieder so verliere, wie er dazu gekommen. Bald darauf war das Gerücht allgemein, daß es in der Mühle spuke. Jeder der nur konnte vermied die Mühle und fuhr das Getreide lieber um einige

Stunden weiter. Sobald es nur zu dämmern anfieng, eilte alles aus der Mühle in das auf dem Berge liegende Dorf. Der Müller sah dieses als eine Strafe Gottes an und bereute seinen Fehltritt; indessen war es zu spät. So oft er auch die Leute bat, sie möchten ihm sagen wie er dieses Gespenst losbringen könne, niemand gab ihm Aufschluß. Der Müller beschloß daher die Mühle zu verlassen. Den letzten Tag vor seiner Abreise kam in die Mühle ein Komödiant mit einigen Affen, Papagaien und andern Thieren, und bat den Müller, welcher eben im Begriffe war die Mühle zu verlassen, er möge ihn hier übernachten lassen. Ich rathe es euch nicht Freund, antwortete der Müller, denn es könnte euch das Leben kosten. Ein Gespenst treibt hier in der Nacht wilden Unfug. Keiner konnte es bis jetzt vertreiben, trotzdem daß ich einem solchen die Hälfte meines Reichtums versprach. Der Komödiant erwiederte darauf: Lasst mich nur hier übernachten, ich will das Gespenst schon zum Teufel jagen. Ihr müßt aber euer Versprechen halten. Gebt mir nur jetzt Licht, dann etwas zu essen und zu trinken. Für das übrige werde ich sorgen. Der Müller brachte das verlangte in das Gesindezimmer (šalanda), wohin sich auch der Komödiant mit seinen Thieren begab, und gieng fort. Um eilf Uhr fielen durch die Decke des Zimmers zwei menschliche Füße auf den Boden. Das Geräusch weckte den bereits eingeschlafenen. Er blieb nun wach und erwartete, was weiter geschehen werde. Als die Uhr ein Viertel auf zwölf zeigte, fiel eine Hand, um halb die zweite und um drei Viertel der Leib. Um die zwölfte Stunde blieben die Räder stehn, das Wasser rauschte viel stärker und mit großem Geräusche fiel ein Kopf mit langen grünen Haaren herab, und die Theile vereinigten sich zu dem Hastrmann, der nun in dem Zimmer einige Zeit herumsprang, dann vor dem Komödianten stehen blieb und ihm drohte. Derselbe ließ sich jedoch nicht schrecken und schickte einen Affen nach dem andern auf den Hastrmann. Jetzt entstand ein blutiger Kampf, der zur Folge hatte, daß der Wassermann ganz mit Blut bedeckt entfloh. In der Früh

kam der Müller, und als er vom Komödianten gehört wie die Geschichte geendet habe, gab er ihm das versprochene Geld, mit dem sich derselbe fort machte. Der Müller zog nun in die Mühle ein und wurde ein ganz anderer Mensch. Eines Abends klopfte jemand an das Fenster und fragte: Hast du noch die Katze? — Der Müller erschrack, da er die Stimme des Hastrmannes erkannte und sagte: Ja ich habe sie noch und 6 Junge dazu, die sie unlängst geworfen hat. Da komme ich nimmermehr in deine Mühle, antwortete der Hastrmann und eilte in's Wasser.[1])

13.

Der letzte Zug, daß der Wassergeist die „Katze" fürchtet, findet sich auch zu Einoth in Mähren.

Zu einem Müller kam jeden Abend ein Wassermann, vertrieb die Bewohner und kochte sich Fische. Lange hatte der Müller auf ein Mittel gesonnen, den lästigen Gast zu entfernen. Da kam eines Tages ein Mann, der einen Tanzbären führte. Während nun der Wassermann sein Mahl bereitete, ließen sie den Bären los. Der tanzte vor dem Wassermann; als dieser aber mit dem Knüttel drauf schlagen wollte, mishandelte ihn der Bär so jämmerlich, daß er davon lief und nicht wieder kam. Als der Müller einige Tage später am Graben spazierte, saß der Wassermann am Ufer und fragte: Müller, hast du noch die große Katze? Die habe ich noch, entgegnete der Müller, und gebe sie auch nicht weg. Da sagte der Wassermann: Dann komme ich nicht mehr zu dir. Wirklich ließ sich der Wassermann nicht mehr sehen, obgleich der Tanzbär längst fort war.

---

[1]) Alle Überlieferungen aus Moldautein sind mir vom Herrn Karl Procháska erzählt.

14.

Vor kurzem lebte in Leitmeritz ein armer Fischer, der bemerkte oft am Einflusse der Eger in die Elbe ein kleines graues Männchen mit einem großen Barte, finsterm Gesichte und abstoßendem Äußern. Es trug gewöhnlich einen grauen Rock und rothe Hosen. Seine Beschäftigung war, Weidenruthen abzuschneiden und sie in Büschel zu binden. Sobald sich aber der Fischer ihm näherte, tauchte es eiligst unter und nur von Zeit zu Zeit erhob es sich über das Wasser, wo es dann gewöhnlich dreimal mit den Händen klatschte, aber augenblicklich unter den Wellen wieder verschwand. Sobald das Männchen dem Fischer sich zeigte, kehrte dieser eiligst mit seinem Kahne um und begab sich nach Hause.

15.

Durch Jägerndorf in Schlesien fließt die Oppa, welche zum Betriebe vieler Mühlen benützt wird. Bei einer Wehre hatte ein Wassermann seine Wohnung aufgeschlagen; er hatte zwei Töchter, die oft in die Stadt giengen, um dort mit den jungen Burschen zu tanzen, und die Musik anhören. [1]) Man erkannte sie daran, daß der Saum ihrer Kleider beständig von Wasser troff.

Am Abend giengen sie immer ganz allein fort, und wiesen jede Begleitung zurück. Doch einmal ließ sich ein junger Bursche nicht abhalten und wollte sie durchaus bis vor ihre Wohnung begleiten. Als sie nun an den von Weiden umgebenen Bach kamen, zog das eine Mädchen eine Ruthe hervor, mit der sie auf das Wasser schlug; sogleich zeigte sich eine Treppe. Die drei stiegen nun hinunter und kamen in die Wohnung des Wassermannes, worauf sich über ihnen das Wasser wieder schloß.

---

[1]) Vergl. Grimm Myth. 460.

Der Wassermann war anfangs sehr erzürnt, doch ließ er sich besänftigen, und fand zuletzt Wohlgefallen an dem schmucken Burschen. Er bewirtete ihn freundlich und gab ihm beim Abschiede ein Häuflein Kehricht, der in der Ecke lag.

Der Bursch wunderte sich über die sonderbare Gabe, indes nahm er sie in sein Sacktuch, und entfernte sich dankend. Draußen angekommen schüttete er das Kehricht weg; doch blieb ein wenig an dem Tuche hängen. Als er zu Hause das Tuch hervorzog, fiel eine Silbermünze heraus, und er sah nun wohl, wie unklug er gehandelt, da er den Schatz wegschüttete.

Ein andermal gieng eine Frau über den Steg, der über das Flüßchen führt, und sah auf der Wehre ein Kind sitzen. Wie sie nun voll Schrecken hinsah, fürchtend das Kind würde in's Wasser fallen, gewarte sie einen Mann aus dem Wasser auftauchen, der eine rothe Mütze auf hatte, und das Kind zu sich hinab in die Fluten riß. Die Frau versicherte, das habe der Wassermann gethan.

16.

In Schidrowitz (Mähren) lebte ein armer Fischer, der seinen Lebensbedarf nicht erschwingen konnte. Rathlos saß er einst in einer stürmischen Nacht in seinem Kahne, allein er fieng nichts, und wollte fluchend dem Ufer zu steuern, als ihm der Wassermann, ein kurzer, breitschulteriger Mann, mit steifen Haaren und weißen Augen, den Weg versperrte, und zu ihm sprach: Was fluchst du denn so? warum hast du mich nicht gerufen, der ich doch alle Schätze des Wassers kenne? Herr, sagte der Fischer, es ist die Noth, die mich dazu zwingt; Weib und Kinder wollen Brot und Kleider, und ich kann ihnen weder das eine, noch das andere geben. Gut, sagte der Wassermann, ich will dir einen Schatz zeigen, wenn du mir versprichst denselben redlich mit mir zu theilen.

Das will ich, sprach der Fischer. — Da stieg der Wassermann in den Kahn des Fischers, ergriff das Ruder und steuerte

durch Schilf und Rohr hindurch, auf einen dem Schiffer ganz unbekannten Platz zu. Hier, sprach der Wassermann, hier fische! Nach diesen Worten verschwand er. Der Fischer that was ihm befohlen. Nach einer kurzen Zeit zog er sein Netz mit einem großen Fische heraus, doch kaum legte er ihn in den Kahn, als der Fisch in Rauch aufgieng, und an seiner Stelle lag ein Klumpen Silber. Freudig schleppte der Fischer denselben zum Richter, und — da ihm dieser das Silber nicht abnahm — zum Grafen, der zahlte ihm eine große Summe Goldes aus. Sogleich gieng der Fischer an die Theilung, um dem Wassermanne seinen Antheil zu bringen. Aber es blieb ein Pfennig übrig. Schnell entschlossen nahm er seine Hacke und schlug denselben entzwei, legte die eine Hälfte zu seinem, die andere Hälfte zum Geldhaufen des Wassermannes.

In der Nacht darauf begab er sich an jene Stelle, wo ihm der Wassermann erschienen war, und rief demselben. Hier, sagte der Fischer, hast du deinen Antheil. Hast du auch ehrlich gezählt? fragt der Wassermann, und fängt selbst an das Geld zu zählen. Wie er aber den halben Pfennig sieht, läst er das Geld liegen und verschwindet.

17.

In der Rusawa (unweit Kremsier) halten sich gefährliche Wassermänner auf, die den Pferden auf der Hutweide nachstellen. Am Philippus- und Jakobustage lassen deshalb die Hirten eine Erlenrinde weihen und wickeln sie dann um das Leitseil einer Halfter, damit die Wassergeister ihren Pferden nicht schaden können. Der Wassermann erscheint in der Gestalt eines Pferdes, welches ein Maul von Holz hat, und das ist das Kennzeichen für die Hirten. [1])

---

[1]) Vergl. Grimm M. 458. Kuhn und Schwarz Nordd. Sag. Nr. 61 und S. 476. Auch hier zeigt sich die Übereinstimmung der wahrscheinlich slawischen Mythe mit der germanischen.

Wenn man nun einen solchen Wassermann antrifft, und man wirft das mit der geweihten Erlenrinde überzogene Leitseil über das Pferd, so ist es in der Gewalt des Menschen, es kann ihm nichts anhaben, und verrichtet alles das, was ein gewöhnliches Pferd im Stande ist. In einer Nacht zwischen 11 und 12 Uhr gieng der Pferdehirt Franz Opřsab am Ufer des Flusses auf und ab. Seine mit geweihter Erlenrinde überzogene Halfter trug er bei sich. Unterdessen saß der andere Wächter bei einem Feuer und rauchte. Da kam ihm ein schöner Fuchs entgegen, der vom Hufe an bis an's Knie weiß war. Der Hirt wollte ihn zu den andern Pferden jagen, weil er glaubte, es sei ein Pferd von der Herde; allein er lief immer zum Wasser zurück. Als er ihn aber fieng, und ihm arglos an den Mund griff, machte er die schreckliche Entdeckung, daß das Pferd ein Wassermann war. Er faßte aber sogleich Muth, warf dem Fuchs die geweihte Halfter um, und nun war er in seiner Gewalt. Er setzte sich sogleich auf, und sprengte mit ihm bis um 3 Uhr früh herum. Als er ihn dann wieder ausließ, verwandelte sich das Pferd plötzlich in einen Menschen, welcher dem Pferdehirten in einem Tone durch die Nase [1]) zurief: Dir hat es der Teufel in die Nase gesteckt. Darauf sprang er in das Wasser und ließ sich nie wieder sehen.

Auch ein Knecht erwischte einmal statt seines Pferdes einen Wassermann, der seinem Pferde ganz ähnlich war. Um aber zu sehn wie es ausfalle, nahm er ihn zum ackern. Er hätte nun im Anfange und am Ende des ackerns das Kreuz machen sollen; weil er aber das nicht that, so war am andern Tage, als er den Acker ansah, gar nichts gemacht, sondern es war alles so wie früher.

In dem Dorfe Brawčič lebte ein Viertellehner, welcher zwei schöne Pferde besaß. Er hatte sie so zahm gemacht, daß er, wenn er sie von der Weide nach Hause holte, nur einen

---

[1]) Das hält man auch für ein Kennzeichen.

Pfiff zu thun brauchte, und seine Pferde sprangen sogleich auf ihn zu. Einst gieng er auf die Weide um die Pferde zu holen. Er that einen Pfiff, und es kamen Pferde dahergesprengt. Das äußere derselben war dem der seinigen ganz ähnlich, allein sie hatten das bekannte Merkmahl eines Wassermannes, nämlich der Unterkiefer war von Holz. Jedoch der Bauer, Namens Hlubil, fasste sich sogleich und warf den beiden Pferden die Erlenhalfter um, welche den Wassermann unschädlich macht.

So ritt er mit ihnen nach Hause und stellte sie in den Pferdestall. Jeder Bauer weiß sich in solchen Fällen zu helfen. Es ist nämlich von Alters her im Dorfe Gebrauch, solchen Pferden Steine statt des Hafers zu geben. Da Hlubil gerade Arbeit hatte, so benützte er die mit Steinen gefütterten Wassermänner und strengte ihre Kräfte beim ackern an. Nachdem er sie wieder freigelassen hatte, schrien sie ihm zu: Dir hat es der Teufel in die Nase gesteckt, daß du uns Steine zu fressen gabst, sonst hätten wir dir alles zusammengeschlagen.

18.

a. Die Umgegend von Hradisch (an der March in Mähren) ist der Lieblingsaufenthalt des in ganz Mähren bekannten Wassermanns; denn in keiner Gegend wird von ihm so viel erzählt als dort. Man sieht ihn oft bei den Krümmungen bald als Jäger mit grünen Kleidern angethan, bald als Fischer mit einem Netze, die vorübergehenden um Hilfe rufend, als ob ihm ein Unglück geschehn wäre. Dieß thut er, um desto sicherer einen Fang zu machen. Es sind auch Fälle vorgekommen, daß er sich in einen seltsamen Fisch verwandelt und wie leblos im seichten Wasser sich ausgestreckt hat, um die Menschen so an sich zu locken. Einst geschah es, daß zwei Färbergesellen nicht weit von einer Wasserkrümmung badeten. Der Wassermann lag dort in der Gestalt eines seltsamen Fisches. Als die Gesellen ihn fangen wollten, schnellte

plötzlich der scheintote Fisch in die Höhe und verwandelte sich in einen Menschen. Der Schrecken der badenden war so groß, daß sie beinahe besinnungslos aus dem Wasser entflohen.

Wenn er als Jäger zu sehen war, so hat man ganz genau bemerkt, daß ihm aus jeder Tasche das Wasser rann. Einst soll er in dieser Kleidung in einer Schenke der Vorstadt von Hradisch erschienen sein. Er ließ sich eine halbe Maß Bier einschenken, und trank; allein auf einmal bemerkten die übrigen Gäste eine immer größer und größer werdende Lacke Wassers, welche gerade unter ihm war. Als sie ihn daran erkannten und ihn fangen wollten, sprang er zum Fenster hinaus und verschwand in den Fluten der March.

Er lockt besonders die Kinder an sich, indem er verschiedene Sachen, als schöne Bänder und Ringe, an den äußersten Rand des Ufers legt. Einst giengen zwei Mädchen am Marchufer spazieren, und bemerkten schöne rothe Bänder. Sogleich blieben sie stehen; die eine griff freudig nach dem Funde, wurde aber vom Wassermanne mit in die Fluten gerissen. — Einmal eilte ein rüstiger Bauer aus einer Schenke nach Hause, in das 1½ Stunde von Hradisch entfernte Dorf Kunowitz. Während des Aufenthaltes in der Schenke hatte er bei der Erzählung vom Wassermanne geschworen, den Wassermann niederzuhauen, sobald er ihn erblicke. Seine Bekannten machten ihn aufmerksam, er werde den Wassermann gewis sehen, wenn er den Steg betrete, welcher über einen kleinen Arm der March führe, denn dieß sei sein Nachtaufenthalt. Der lustige Bauer aber lächelte und begab sich auf den Weg. Kaum war er in die Nähe des Steges gekommen, da stellte sich ihm eine grün gekleidete Zwerggestalt mit einem Beile in der Hand entgegen, und wehrte ihm den Übergang. Der Bauer erinnerte sich dessen, was ihm seine Bekannten erzählt hatten, und nahm nun seinen Stock zu Hilfe. Allein je mehr er mit dem Stocke herumhieb, desto größere Sprünge machte der Wassermann; schon war seine Waffe zerbrochen, und das Ungethüm war noch unversehrt. Erzürnt über die

Keckheit, riß der Bauer ein nahe stehendes Bäumchen aus der Erde, und schon war er im Begriffe auf den Steg zu springen, da drehte auf einmal der Wassermann den Steg um, und der Bauer lag im Wasser. Er kam jedoch glücklich heraus, und eilte in die Schenke. Als mehrere zu Hilfe kamen, war vom Wassermanne nichts mehr zu sehen.

b. Sehr oft sieht man den Wassermann in der March bei mährisch Ostra.

Einst gieng an einem späten Herbstabende eine Bäuerin in den Garten, bei dem die March vorüberfloß, um ein verlornes Huhn zu suchen. Sie geht im Garten hin und her; plötzlich erblickt sie ein schönes Huhn von ungewöhnlicher Größe und von prächtigem Gefieder. Sie eilt hinzu um es zu fangen, und bald erwischt sie es auch. Voll Freude eilt sie nach Hause, um es ihren Hausleuten zu zeigen, und diese verwundern sich alle über seine Schönheit. Sie that es dann unter ein Sieb und beschwerte dieses mit Blöcken von Holz, auf daß ihr der Findling nicht entwische. Unterdessen besorgte sie das Nachtessen, und als nach diesem ihre Nachbarin auf Besuch kam, und die Wirtin ihr dieses Wunderhuhn zeigen wollte, war es verschwunden. Ganz bestürzt machten sich nun die Nachbarin und Wirtin auf, um das verlorne Huhn zu suchen. Wie sie in dem Garten ankamen, erblickten sie es, und sie musten es mehrere Stunden herumjagen. Als sie endlich ganz müde waren, eilte das Huhn der March zu, flog in die Höhe und verschwand als Mann mit Gelächter in der March. Dieses Huhn soll der Wassermann gewesen sein.

c. Verläßt man mährisch Ostra, so führt ein Weg, der March entlang nach Hradisch.

Einst gieng ein Mann spät am Abend diese Straße, und dachte über verschiedene Geschichten vom Wassermanne nach. Als er eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist, kommt er auf eine Stelle, wo am nahen Ufer ein ganz kleiner grün gekleideter Mann mit einer kleinen Schusterwerkstätte sehr be-

schäftigt ist. Ganz verwundert steht er still und wird so ängstlich, daß er sich nicht trauet vorüber zu gehen; er kehrt daher eilends nach Hause zurück. Seinen Nachbaren erzählte er diese sonderbare Erscheinung, und diese rieten ihm, er solle etwas geweihtes hin werfen. Er nahm daher einen Rosenkranz und gieng Tags darauf um dieselbe Stunde die Straße nach Hradisch. Als er jener Stelle nahe kam, sah er wieder den kleinen Mann, der sehr fleißig arbeitete. Muthig warf er seinen Rosenkranz auf die Werkstätte, und plötzlich fuhr die Werkstätte sammt dem Meister in die Höhe und verschwand in den Fluten der March. An jener Stelle aber blieb ein Stiefel zurück; den behielt der arme Mann als Belohnung für die Angst, und zeigte viele Jahre hindurch den sonderbaren Stiefel, der vom Wassermanne geschustert sei. Und als er starb, befahl er, daß man ihm diesen Stiefel mit in's Grab gebe, und sein Weib erfüllte auch diesen Wunsch.

In der Umgegend Ostras soll der Wassermann Kinder besitzen, die ganz weiß gekleidet sind und besonders an warmen Sommerabenden erscheinen und manchem an dem Marchufer gehenden durch ihr herumhüpfen auffallen. Werden sie mit etwas geschreckt, so verschwinden sie in der March; sie thun aber niemandem etwas zu leide.

19.

Ein Mann von Jaroschau, etwa eine Stunde von Hradisch, hatte die Gewohnheit, alle Sonntage dem Segen in Hradisch beizuwohnen; nie gieng er ohne Rosenkranz, den er auf dem Wege betete. Nach dem Segen besuchte er gewöhnlich das Schauspielhaus und gieng dann im finstern nach Hause. Der Fußweg von Hradisch nach Jaroschau führt hart an der March durch Gebüsche. Eines Sonntags gieng er etwas später nach Hause, auch hatte er den Rosenkranz vergessen. Er war nicht lange auf dem Fußwege gegangen, da sah er auf einmal einen K n a b e n, der ganz grün gekleidet

war, und sein grünes Hütchen schief aufgesetzt hatte. Der Knabe sprang bald vor bald hinter ihn. Dieß gieng so lange fort, bis der Mann auf einem schmalen Stege über den Fluß gehen wollte. Hier redete er den Knaben an und sagte ihm, er müsse entweder vor oder hinter ihm bleiben und nicht so herumspringen. Der Knabe aber gab keine Antwort, sondern blieb hinter dem Manne. Dieser gieng langsam über den Steg, mit dem Stocke immer nach rückwärts schlagend und fleißig betend. So kam er glücklich auf das andere Ufer; hier sprang der Knabe wie zuvor, bald war er vor, bald hinter ihm. Endlich gelangte der Mann, immer betend und sich bekreuzend dort an, wo die March sich von Jaroschau gegen links wendet. Er schlug den Fußweg nach Jaroschau ein und hörte auf einmal ein Geräusch, als wenn sich jemand in's Wasser stürzte, untermischt mit Pferdegewieher, [1]) das aus dem Wasser zu kommen schien. Dann war alles ruhig. Der Mann glaubte, dieser Knabe sei niemand anderer als der Wassermann gewesen. Er brauchte einige Tage, bis er sich von dem Schrecken erholen konnte und nahm sich vor, nimmer den Rosenkranz zu vergessen.

20.

Bei Seestadtl, einer kleinen Stadt am Fuße des Erzgebirges, liegt an der Straße ein großer Teich, welcher durch einen breiten mit Gebüsch bewachsenen Damm eingeschlossen ist, und „der Steinteich" genannt wird. In diesem Teiche soll sich ein Wassermann öfter am Ufer sehen lassen. Gewöhnlich flickt er dann seine Kleider. Nach dem Glauben der Landleute steigt er immer nur während des Mittagläutens an's Ufer, setzt sich am Fuße des Dammes hart am Wasser nieder und flickt. Wer ihn verspottet, der wird von ihm in's Wasser hinabgezogen; bloß demjenigen, welcher des Morgens vor dem

[1]) Vergl. Gr. M. 458 und die Zitate Kuhns S. 476 (61).

ausgehen gebackene Semmelschnitten verzehrt, kann er nichts anhaben. Hat einer den Wassermann beleidigt und keine Schnitten gegessen, so nutzt ihm selbst das Hersagen des Spruches nicht mehr:

„Wassermann plump,
Zieh mich nich in Tump,
Zieh mich nich ze tief nei',
Dos ich nich stecken blei'."

Der Wassermann ist immer schlecht gekleidet. Sein alter zerdrückter Hut ist voll großer Löcher, durch welche oft Büschel struppiger grüner Haare herausragen. Sein Gesicht ist mit einem starken Barte bewachsen, und wenn er seinen Mund öffnet, erblickt man seine großen, grünen Zähne. Sein Rock so wie seine Hose sind immer zerrissen und kothig, und er flickt daran, so oft er an's Ufer steigt. Hat er jemandem nachgestellt und ihn unter's Wasser gezogen, so läßt er sich lange nicht sehen.

Eines Morgens trug ein Bauernmädchen Gemüse hinauf nach Eisenberg, und nahm, um zuzustrecken, ihre Richtung über den Damm. Sie war fast hinüber, als sie unten am Damme einen alten Mann sitzen sah, der an einem zerrissenen Rock flickte und ihr zunickte. Das Bauernmädchen, welche eben nicht an den Wassermann dachte, gab ihm einen Schimpfnamen, worauf sich der Wassermann erhob und seinen Mund öffnete. Die Bäuerin erschrack, und lief, so schnell es ihre schwere Last erlaubte, über den Damm hin; der Wassermann hinter ihr drein. Trotz ihres Schreiens sprang er auf den Korb, den sie auf dem Rücken trug und faßte sie beim Halse. Vor Todesschrecken schrie sie: „Jesus, Maria!" Und sogleich war der Wassermann verschwunden. Das Mädchen kam halbtot im Schlosse an, und wurde noch dazu ausgelacht, als sie vom Wassermann erzählte. Nach 3 Tagen starb sie und alle Leute waren fest überzeugt, daß daran nur die Berührung des Wassermannes schuld sei.

21.

Bei Plumenau (Mähren) ist ein Teich, an dessen Ufer ein Wassermann erschien, der immer größer und größer ward. Eines Abends erschien er einem Manne, und als dieser sich zur Wehre setzte, wollte er ihn in's Wasser ziehen. Der Bauer bat um Schonung, und der Wassermann sagte: Gut, ich schenke dir das Leben, wenn du mir alle drei Monden ein Kalb zum Teiche bringst, das weiß und schwarz gefleckt ist. Dann gab er ihm ein Pfeifchen, mit welchem er ihm jedesmal rufen solle. Zweimal gelang es dem Bauern ein solches Kalb aufzutreiben, aber beim dritten Male strich er einem weißen Kalbe schwarze Flecken an und brachte es. Der Wassermann betastete das Thier, allein das aus seinen Fingerspitzen tropfende Wasser tilgte die schwarzen Flecken. Der Wassermann sah sich betrogen und zog den Bauern mit sich in die Tiefe.

22.

Hinter dem Dorfe Blaschdorf (Österr. Schlesien) fließt die Wag in einem seichten Bette. Nur eine einzige tiefe Stelle findet sich in dem Flusse, und hier hält sich der Wassermann auf. Deshalb fürchten sich alle Leute über den in der Nähe befindlichen Steg zu gehen. Früh in der sechsten, zu Mittag, Abends in der sechsten Stunde und um Mitternacht kann man den Wassermann sehen. Er ist klein, hat den Kopf verkehrt auf dem Rumpfe sitzen, seine Hände sind wie die Füße eines Frosches beschaffen, und grüne Kleider bedecken den Körper. In der linken Hand trägt er immer einen hohen Stock. Er bietet jedem vorübergehenden seine bunten Bänder zum Kaufe an. Als einmal ein Bauer aus dem Dorfe Brosdorf nach Blaschdorf gieng, und den genannten Steg betrat, sah er am Ufer den Wassermann von allerlei Bändern umgeben. Der Wassermann bot die Bänder dem Bauer zum Kaufe an; dieser aber sagte, daß er sie nicht brauchen könne. Darauf

faßte der Wassermann den Bauern bei der Hand und in demselben Augenblicke waren beide im Wasser. Unter demselben war ein großes Zimmer, und in diesem befanden sich viele Fässer, welche mit Wasser gefüllt waren. Der Wassermann ließ den Bauer das Wasser kosten und dieser fand, daß in jedem Fasse ein anderes Wasser enthalten war. Er bemerkte auch das Geld, welches der Wassermann für die verkauften Bänder erhalten hatte. Ferner befanden sich dort die mit Eis überzogenen Leichen jener Menschen, welche in diesem Flusse ertrunken waren. Der Bauer mußte sein ganzes Geld hergeben und versprechen erst nach neun Jahren zu erzählen, was er jetzt gesehen habe. Dafür bekam der Bauer einige Bänder, und dann stieg er wieder mit dem Wassermanne zum festen Lande empor. Als der Bauer nach Hause kam, sah er, daß er statt der Bänder Wasser im Rocke hatte. Die Stelle, wo ihn der Wassermann gehalten hatte, war grün und zeigte den Abdruck eines Froschfußes. Nach einigen Tagen schon erzählte der Bauer, daß er bei dem Wassermanne gewesen sei, und was er dort alles gesehen habe. Ein Jahr später kam er wieder in die Nähe des Wassermanns. Plötzlich wurde er von einer unsichtbaren Kraft dem Flusse immer näher getrieben und in das Wasser geschleudert. Er ertrank, und bezahlte so seinen Wortbruch mit dem Leben.

23.

In Wessely an der March ist der Wassermann in verschiedenen Gestalten gesehn worden, als Knabe, Jägerbursch, Krämer rc. Als Kennzeichen desselben führen jedoch alle an, daß ihm aus seinem linken Rockschößchen stets Wasser tröpfle.

Einst lebte in Wessely ein reicher Fleischhauer, zu welchem täglich ein schön gekleideter Herr in die Fleischbank kam, und immer eine beträchtliche Menge Fleisch kaufte, und dann wieder fortgieng, ohne daß ihm jemand folgen konnte. Da dieses dem Fleischhauer auffiel, so erzählte er es in Gesellschaften. Hier fragte man ihn, ob er an dem Herrn ein besonderes

Kennzeichen bemerkt habe oder nicht, worauf er antwortete: O ja, es tröpfelt ihm immer Wasser aus seinem linken Rockschößel. Darauf gab man dem Fleischhauer den Rath, dem Herrn, welcher kein anderer als ein Wassermann sei, die Hand abzuhauen. Dieß that auch der Fleischer, doch kaum hatte er dem Wassermanne die Hand weggehauen, so hob sie dieser auf, steckte sie zu sich, drohte ihm mit der andern Hand und verschwand. Einige Wochen später muste der Fleischer über einen seichten Bach; doch kaum war er auf dem Stege, als auch schon der Wassermann erschien, und ihn in das Wasser zog.

Dasselbe erzählt man im Dorfe Dwory (in Westgalizien) und anderwärts. Siehe Grimm Sag. Nr. 53.

24.

Ein Bauer, der an der March (bei Wessely) eine große Wiese hatte, machte aus dem Heu mehrere Haufen. So oft er nun hin kam, fand er immer, daß dieselben zum Theil zerstreut waren. Darum beschloß er sich auf die Lauer zu stellen. Und als er bei der Nacht hinter einem Gebüsche verborgen auf den nächtlichen Unhold wartete, sah er um Mitternacht bei dem Scheine des Mondes aus der March einen kleinen Jungen steigen, welcher verschiedene Schuhmacherwerkzeuge hatte, auf einen der Haufen sprang, und daselbst fleißig zu arbeiten anfieng. Der Bauer beobachtete ihn einige Zeit, und sah, daß der Junge einen Stiefel fertig machte, und in die Sohle mehrere Stifte einschlug. Als er aber am Ende sprach: So, jetzt hier noch einen, und dort auch noch einen, dann bin ich fertig, schlich sich der Bauer zu dem Haufen, und schlug den Jungen, der ein Wassermann war, so heftig auf das Genick, daß dieser den fertigen Stiefel zurücklassend eilig in die March entfloh. Der zurückgelassene Stiefel war so gut gemacht, daß der Bauer zwölf andere, die er sich zu demselben machen ließ, zerriß, ohne daß der vom Wassermanne verfertigte schadhaft wurde.

Die Landleute von Maltschitz verkaufen nach Krumau Milch und Schmalz. Auf dem Wege gibt es Teiche, in welchem sich der Wassermann aufhält. Als einst ein Weib Schmalz nach Krumau trug, saß ein grünes Männlein, welchem aus dem linken Rockschoße Wasser troff, auf dem Damm und kämmte sich seine Haare. Als der kleine das Weib bemerkte, sprang er in's Wasser, kam aber alsbald wieder zum Vorschein, jedoch ganz anders gekleidet und größer als vorher. Er bat das Weib, sie möge ihm ihr Schmalz verkaufen, und auf dem Rückwege hier wieder vorbei kommen. Erschrocken ließ sie das Schmalz zurück. Auf dem Rückwege fand sie das Gefäß sammt vielem Gelde auf dem Damme.

25.

Weibliche Wassergeister kommen in Österreich verhältnismäßig wenig vor. Folgende Sagen mögen hier Platz finden.

Unweit Nepomuk befindet sich ein kleiner See, der mit Erlengebüschen bewachsen ist, und von einem Wasserfräulein bewohnt ist. Ein Bauernbursche gieng in einer mondhellen Nacht am See vorüber und sah das Weibchen, wie es auf zwei Schwanen saß mit einem sehr langen Schilfrohr in der Hand, langen herabwallenden Haaren, mit weißem Kleide und einem Blumenkranz auf dem Haupte. So schwamm es nahe am Ufer. Als es den Burschen erblickte, brach es einen Erlenzweig und warf ihn an's Ufer. Der Bursche staunte über die schöne Gestalt, nahm den Zweig und eilte nach Hause, ohne jemand etwas davon zu sagen. Am andern Morgen fand er, daß der Erlenzweig von besonderer Schönheit war und wie Silber glänzte. Um seine Verlobte endlich als Braut heimzuführen, verkaufte er den Zweig. Am Hochzeitstage aber trat das weiß gekleidete Weibchen mit einem zwergartigen Knappen zur Thür herein, schritt feierlich auf die Braut zu, nahm eine Perlenschnur vom Halse und hängte sie der Braut um. Dann entfernte sich das Weibchen wieder, die

Perlen und die Wasserspuren ihres Kleides zurücklassend. Da nun unter dem Bauernvolke der Glaube herrscht, Perlen bedeuten Tränen, so wurden die Perlen sogleich dem Muttergottesbilde der Kapelle am See geopfert.

26.

Geht man von Eisenberg (am Erzgebirge) auf dem Fußwege nach der Hütt' und nach dem Dorfe Kunersdorf, so kommt man aus dem Walde auf die Heide, die sich von Eisenberg bis gegen Kunersdorf, und vom alten Seeberg bis hinab an die Straße ausbreitet. Der untere Theil besteht aus schönem Wiesengrunde, den man nur die „Hoderwies'" nennt. Neben dem Eisenberger Walde liegt ein kleiner stark mit Schilf bewachsener Teich der „Hoderwiesteich" genannt. Gegenüber demselben einige hundert Schritte aufwärts quillt aus steinichtem Boden ein Bächlein. Diese Quelle hält sehr gutes Wasser, welches immer rein und kühl ist, und heißt das „Quackbrünnl." [1])

Vor Zeiten kam oft die Seebergjungfer herab, um sich in dem Teiche zu baden. Die Hütbuben, welche das Vieh auf der Haderwiese weideten, sahen sie oft dahin kommen. Sie war halb Fisch und halb Mensch. Einstmals war nur ein Junge auf der Wiese. Da stund auf einmal die Seebergjungfer vor ihm und fragte, ob er sie wohl erlösen möchte, sie wolle ihm so viel Geld geben, daß er die Haderwiese kaufen könne. Der Junge war damit zufrieden. Hierauf sagte sie ihm, er solle sich jetzt vom Teiche entfernen, und nicht eher kommen, als bis sie ihm winken würde. Wenn er ohne Erlaubnis komme, so werde es ihm nicht gut gehen. Der Hütjunge lief eiligst weg, und während er nach seinem Vieh sah, badete sich die Seebergjungfer in dem Teiche. Als sie fertig war, winkte sie dem Hütjungen. Der kam und schimpfte

---

[1]) Was man in Niedersachsen Quickborn nennt.

und warf mit Steinen nach ihr. Weinend kehrte sie nach dem Seeberge zurück und in der folgenden Nacht hörte man sie bis hinab nach Barthelsdorf weinen und jammern. Lange Zeit kam sie nicht mehr um zu baden.

Auch erschien sie den Leuten oft in Gestalt eines alten Weibes.

Eines Tages gieng ein Weib von Eisenberg in den „Busch," um Holz einzuführen. Als sie am Seeberge ankam, ihre Huck (ein Bündel Äste) niedersetzte und Holzstücke „aufklaubte," sah sie ein altes Weib, welches ihrer Arbeit mit Aufmerksamkeit zusah. „Wohin geht Ihr?" fragte das Eisenberger Weib. „In's Gebarch'sche!" [1]) antwortete die Alte und verschwand vor den Augen des Holzweibes. Diese hatte aber gesehen, daß sie hinter sich einen Fetzen von ihrem Kleide nachschleppte; es war also die Seebergjungfer gewesen.

27.

In der Zeit der Heuärnte sah man im Böhmerwalde neben einem Teiche unter Gesträuch und Laub versteckt eine Schar tanzender und arbeitender Weiber. Sie wuschen dort leinene Kleidungsstücke. Obwohl dieser Anzug sehr schadhaft war, so verwandten sie doch alle Sorgfalt darauf.

Während so einige beschäftigt waren ihre Kleidung zu reinigen, spielten die andern, trieben sich im Kreise herum, plätscherten im Wasser und pflogen allerlei Kurzweil.

Von einiger Entfernung durfte man ihrem Treiben zusehen; wenn man ihnen aber zu nahe kam, so erhoben sie ein großes Geschrei, rafften ihre Fetzen zusammen, stürzten sich in's Wasser, und kamen erst nach langer Zeit, gewöhnlich erst im folgenden Jahre, wieder zum Vorschein.

Ein Bauer, welchem es noch nie gelungen war, die Waschweibchen in der Nähe zu sehen, weil er durch nahekom-

[1]) In's Gebarch'sche, d. h. in's Gebirg'sche, über's Gebirg.

men sie immer vertrieben hatte, dachte auf ein Mittel, sich ein Wasserweibchen so recht nahe zu betrachten. Er legte eine Schlinge und nach einigem warten fieng er wirklich eines, welches zu seiner grösten Freude sich ganz geduldig in ihr Schicksal fügte. Diese Wasserfrau war ungefähr zwei Fuß hoch, mit Linnen bedeckt; ihre blonden langen Haare wallten über ihren Nacken herab. Besondere Freude gewährte es den Bauersleuten, daß sie sich sogleich anschickte, die Stühle zurecht zu stellen, die Fenster und das Geschirr zu putzen, daß sie auskehrte und alle Geschäfte der Hauswirtschaft verrichtete. Sie behandelte alles, als wäre sie schon lange da gewesen. Sie munterte durch ihre Thätigkeit auch die Landleute auf, sich ihr Brot zu verdienen und nicht mürrisch bei der Arbeit zu sein. Sie selbst arbeitete vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, ohne erst irgend einen Befehl abzuwarten.

So gieng es gut, den ganzen Sommer und Herbst hindurch. Der Winter nahete mit all seinen Schrecken. Die Leute, welche sich des kleinen Wesens erbarmten, wollten ihm Kleider und Schuhe machen, jedoch es weigerte sich und wollte sich nicht das Maß nehmen lassen. Die Leute dachten, wenn es keine Kleider wolle, so müsse man ihm doch wenigstens Schuhe geben. Sie bestrichen deshalb den Boden mit weichem Lehm, damit es so eine Spur von seinen Füßen zurücklasse, um darnach das Maß nehmen zu können. Wirklich gelang ihnen diese List, und dem Waschweibchen wurden die Schuhe eines Morgens vorgestellt. Als sie dieselben sah, fieng sie an zu jammern und zu weinen, und sagte, daß sie nicht belohnt sein wolle für das was sie thue. Schnell packte sie ihre Sachen zusammen, und lief zur Thüre hinaus. Und niemand hat sie je wieder gesehen.

28.

In Mähren liegt wenige Stunden von der Hauptstadt des Landes das Städtchen Rossitz. Es ist umgeben von Wal-

dungen, durch welche sich die Verritz schlängelt, die etwa eine halbe Stunde von Rossitz sich in einen großen Teich ergießt. Dieser wird der Jungfrauenteich genannt, und man glaubt, er sei nicht zu ergründen. Es hat einmal ein Fischer drei Fahrbäume (Ruderstangen) an einander gebunden und dennoch keinen Grund finden können; ja er kaufte sich sogar ein großes Knäul Bindfaden und festigte an das eine Ende eine Bleikugel. Diese nun ließ er hinab, aber das Knäul lief zu Ende und noch war kein Grund gefunden. Einige Schritte von dem Teiche entfernt steht ein Felsen und an dessen kegelförmiger Spitze befindet sich eine Öffnung, das Blutloch genannt. Nicht weit von diesem entfernt liegt ein Berg, der s. g. Zwergenberg. Auf dessen Spitze ist ein menschenähnlicher Felsen, der Zwergstein, mit beinahe ganz ausgebildeten Formen, besonders den Händen und dem Kopfe.

In dem Teiche — so erzählt man — lebten einst mehrere Wasserjungfern. Diese warfen oft den Schiffern die Kähne um, oder umgaben sie plötzlich mit einem dichten Nebel, so daß sie aus dem Teiche, welcher damals einem kleinen See glich, nicht im Stande waren das Ufer zu finden, bis der Nebel sie wieder verließ. Wenn die Jungfrauen in ihrer natürlichen Gestalt waren, so hatten sie einen meergrünen Körper und eben solche Zähne, zuweilen einen Schlangenleib. Die Wasserjungfrauen vermochten sich aber auch in menschliche Gestalten zu verwandeln. Eine derselben umgab sich mit dichtem Nebel und gieng nach dem Zwergenberge, um sich mit den Zwergen zu belustigen, denn sie hatte das unterirdische Treiben derselben mit ihren scharfen Augen entdeckt. Es wagte keiner der Bewohner den Berg zu betreten, aus Furcht ergriffen und in die unterirdischen Höhlungen geschleppt zu werden. Viele der dortigen Bauern halten es auch jetzt noch nicht für gerathen den Berg zu besteigen. Die Zwerge nahmen jene Wasserjungfrau gütig auf, und jedesmal wurde sie von zwei Zwergen bis an das Ufer des Teiches begleitet. Dieser Besuch geschah jedoch ohne Mitwissen der Schwestern im Teiche. Als sie es

erfuhren, beschlossen sie sich für diese Zurücksetzung an der einen zu rächen. Als sich diese einst wieder zu ihren Freunden, den Zwergen, begeben hatte, lauerten ihr die Schwestern an dem Rande des Teiches hinter einem Felsstücke verborgen auf. Sie wusten die Stunde ihres kommens, denn sie hatten es von einem treulosen Zwerge erfahren. Als nun die Wasserjungfrau anlangte, da stürzten ihre Schwestern aus dem Versteck hervor und zogen die beiden Zwerge sammt ihr in die unergründlichen Tiefen des Teiches. Am andern Tage sahen Schiffer an der Öffnung des Felsens drei große Blasen, welche blutroth gefärbt waren, und jetzt noch behaupten die Leute, daß immer nach zwanzig Jahren dieselben wieder erscheinen. Die kreisförmige Öffnung nennen sie das Blutloch. Die drei Blasen sollen die Seelen der beiden Zwerge und der Wasserjungfrau sein. Jener Zwerg aber, welcher die Wasserjungfrau und seine Brüder auf eine solche Art dem Tode preisgegeben hatte, entgieng der Strafe nicht. Er ward versteinert und steht so da als ewiges Warnungszeichen.

Von den Wasserjungfrauen hört man seit jener Zeit nichts mehr, sie sollen sich in die Sazawa begeben haben. Um das Blutloch wächst alle Jahre ein bläulich grünes Kraut mit rothen Blüten. Ein Theil des früher so großen Teiches ist verödet und wird der rothe Moor genannt. In der umliegenden Gegend gilt er als Wetterprofet.

Die Zwerge begaben sich in das naheliegende Polauer-Gebirge, wo sie sich heute noch aufhalten. Der mit Laub- und Nadelholz bedeckte Zwergenberg soll jetzt hohl und mit Wasser gefüllt sein. Wer auf seinem Gipfel sich auf den Boden legt, und das Ohr an die Erde hält, der hört ein rauschen im Innern des Berges. Von ihm geht die Sage, daß er einst seinen Schoß öffnen und mit einer Sündflut alles umliegende Land überschwemmen werde.

29.

Unweit der Ruine Alttitschein befindet sich das Schloß Leschna, bei welchem früher im Garten ein Teich war. Von diesem Teiche wird folgendes erzählt [1]):

Ein Besitzer dieses Schlosses Leschna gieng Abends immer in seinem Garten spazieren, und unterhielt sich oft, indem er auf einem Kahne umherschiffte. Einmal gieng er am Ufer dieses kleinen Teiches spazieren, und hörte eine sehr angenehme Stimme singen. Darauf erschien eine schöne Gestalt, die sich lange Zeit im Kahne umherschiffend unterhielt. Er gieng jeden Abend in seinen Garten, besonders gern beim Vollmonde, wo er mit der wunderschönen Gestalt sprechen konnte. Als die Jungfrau wieder erschien, bat er sie um ihre Liebe. Sie sagte ihm dieselbe zu, jedoch mit der Bedingung, er dürfe sie nie fragen, wer sie sei, und woher sie gekommen. Er versprach dieses, und bald wurde die Hochzeit gehalten. Es vergiengen mehrere Monate, der Herr blieb seiner Liebe gegen die reizend schöne Frau treu, und erfüllte auch alle ihre Wünsche. Aber ihre Dienerin war ein sehr böses und neidisches Geschöpf. Diese hat, wie einige erzählen, auf anstiften der Schwester des Baron verschiedenes über sie erzählen wollen, allein er gab ihr kein Gehör. Einmal brachte sie vor, die Frau sei immer unten am Kleide naß und kalt. Später bemerkte die Dienerin auch, daß die Frau keinen vollständigen Menschenleib habe, sondern vom Kopfe bis unter die Brust Mensch, vom Bauche an ein Fisch sei. Das erregte nun doch die Neugier des Baron. Zur Zeit des Vollmonds pflegte sie immer ein Bad zu nehmen, wo niemand Zutritt hatte. Der Baron ließ sich aber zum Badzimmer auch einen Schlüssel machen, und drang in's Zim-

---

[1]) Aus Alttitschein (im nordöstl. Mähren), von einer alten Frau im slaw. Dialekte erzählt.

mer, als sie gerade im Wasser war. Sie sprang auf, ganz nackt wie sie war, drohte sie ihm, und machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß er sie nicht in ihrer früheren Wohnung (im Teiche) gelassen habe, wo sie ewig glücklich gewesen sei, jetzt aber müsse sie sterben. Als sie im Badzimmer das Wasser verließ, war sie nackt, aber in einigen Augenblicken hatte sie bereits ein weißes Kleid angezogen, lief blitzschnell die Treppe hinab, und verschwand in einem im Hofe befindlichen tiefen Brunnen. Der Herr lief ihr nach, wollte sie fangen, allein sie war verschwunden, und ihm blieb nichts als die nasse Hand. Sehr oft gieng er Abends beim Vollmonde spazieren, hörte aber nie singen, sondern bitterlich weinen.

Hier haben wir also aus slawischem Gebiete Anklänge an die bekannte Sage vom Schwanritter u. a. (Grimm deutsche Sagen Nr. 538.)

30.

In Röhrawiesen (Nied. Österr.) befindet sich ein kleiner Teich von dem die Leute behaupten, daß er der Aufenthalt eines Wassermanns (Wässamandls) sei. Dieser Wassermann soll schon sehr alt und daher für die Menschen nicht mehr gefährlich sein. Er soll ferner nur sehr selten sich zeigen, gewöhnlich aber dann, wenn ein Unglück im Anzuge ist. Ehemals war dieser Wassermann sehr gefürchtet, denn jeder, der bei dem Teiche vorbeigieng, wurde von ihm in das Wasser gezogen und muste in demselben ertrinken. Diejenigen, welche ihn gesehen haben, stellen ihn als ein kleines Männchen mit langen Haaren und langem weißen Barte dar. Aus den Haaren soll fortwährend Wasser fließen.

Eine Magd, welche in dem Teiche Windeln waschen (schwab'n) muste, sah den Wassermann am Rande des Teiches sitzen und mit einem großen Kamme sich die Haare kämmen. Die Magd erschrack bei seinem Anblicke und wollte zurücklaufen. Da rief ihr der Wassermann zu, sie solle bleiben, es werde ihr nichts

geschehen. Die Magd aber lief nur desto schneller. Da drohte ihr der Wassermann, er wolle sie ersäufen, wenn sie nicht augenblicklich still stehe. Die Magd kehrte um, und fragte den Wassermann, was er von ihr wolle. Ich verlange nicht viel von dir, sagte er, und du sollst für den Dienst den du mir leisten wirst, recht gut bezahlt werden.

Die Magd wollte wissen, was denn das für ein Dienst wäre, und da sagte der Wassermann, sie solle mit ihm gehen, er werde ihr schon zeigen, was sie thun müsse. Die Magd ließ sich herbei, mitzugehen. Da nahm sie der Wassermann bei der Hand, und führte sie in das Wasser. Dieses wich bei jedem Schritte immer mehr und mehr zurück, und als sie unter der Oberfläche desselben waren, zeigte sich ein langer Gang, durch welchen der Wassermann die Magd in eine geräumige Stube führte. Hier war ein Bett, in welchem ein kleines Weibchen lag. Siehst du, sagte jetzt der Wassermann, dieß ist mein Weib, und da sie krank ist, so brauche ich jemanden, der mir die Wirtschaft besorgen kann; und das sollst du thun. Er befahl ihr zuerst etwas zu kochen, was die Magd auch that. Alsdann muste sie die Stube reinigen, die Schlafstätten herrichten, und alle häusliche Arbeit besorgen.

Von der Stube gieng man durch ein enges Pförtchen in einen kleinen Garten, in welchem die schönsten Bäume mit den köstlichsten Früchten stunden. Unter diesen war auch ein Baum, welcher lauter gelbe Blätter hatte.

Als die Magd schon drei Tage bei dem Wassermanne war, wollte sie fortgehen, und er hinderte es nicht. Zum Lohne, sagte er, kannst du dir von dem Baume mit den gelben Blättern eine Hand voll derselben nehmen. Die Magd war erstaunt und fieng laut zu lachen an. Der Wassermann aber sagte, wenn sie die Blätter nicht wolle, könne sie auch leer fortgehen. Dieß wollte die Magd doch nicht, gieng daher in den Garten und nahm sich eine Schürze voll von den gelben Blättern, worauf sie der Wassermann wieder an die Oberfläche des Wassers führte.

Hier suchte sie gleich nach ihren Windeln, die sie am Teiche zurückgelassen hatte; sie war aber nicht wenig erstaunt, als sie dieselben nicht mehr fand. Sie gieng daher nach Hause und fragte, wer die Windeln genommen habe. Niemand aber kannte sie, und erst nach langem Nachdenken fiel es ihnen ein, daß vor drei Jahren sich die Magd entfernt habe, und nicht mehr zurückgekommen sei. Sie muste nun gleich ihre Geschichte erzählen und setzte sich auf einen Stuhl. Dabei fiel ihr etwas aus der Schürze. Jetzt dachte sie erst an die gelben Blätter, und war voll Freude, als sie statt dieser eine Schürze voll Goldstücke hatte.

Wir beschließen diesen Abschnitt mit einem Kinderliedchen aus Böhmen:

Hastrmane, tatrmane
dei kůži na buben,
mi ti budem bubnowati
aš budeš z wodi wen.

d. h.

Hastrmann, Tatrmann
gib die Haut her auf die Trommel,
wir werden dir trommeln
bis du wirst aus dem Wasser herauskommen.

Das Wort Tatermann (worüber Grimm Myth. 470 nachzusehen ist) wird hier mit dem Wassergeiste zusammengestellt, während sonst Kobolt und Tatermann zusammen genannt werden; bei Renner 10843 abgote unde taterman. Ich halte das Wort für ein deutsches; Götzen, Puppen wurden so benannt, die in den Volksspielen wahrscheinlich zu Gaukeleien benutzt wurden. Das bairische (Schmell. 1, 462) tattern heißt zittern, Tattermann ist eine im Winde zitternde Vogelscheuche. Im Sinne von zittern kommt es in der österr. Mundart (dått'rn) noch überall vor; im schwäb. Idiot. v. Schmid: es dottert ihm (ihm ist bange). Vergl. auch Wolfs myth. Zeitschrift III. 2, 206.

II. Zwerge.

Die Zwerge, ein uraltes Geschlecht, „wohnten in der Erde und im Gestein" (Gylfaginning 14). Die von Grimm (Myth. 414) aufgestellte Trilogie findet in Österreich ihre Bestätigung (s. unten Nr. 44, wo weiße, braune und schwarze Zwerge unterschieden werden), aber dadurch wird der Dualismus nicht aufgehoben; nur die schwarzen fürchtet man (s. auch Nr. 37).

Außer den gewöhnlichen Benennungen finden wir in den nördlich deutschen Kronländern auch: Querxe, Fenesleute, Trollen, Gangerl. Die letztern Ausdrücke gehen schon über die elbische Natur hinaus. Ob die rein slawischen Landestheile Österreichs Zwerge haben im Sinne der unsrigen, scheint zweifelhaft (vergl. Hanusch 327).

31.

In Nied. Österreich liegt am Fuße des Schneeberges ein kleines Thal, das Buchbergerthal genannt. Auf einer Voralpe des Schneeberges, dem Hengst, liegt ein großer Fels, genannt der Zwergelstein. Darüber geht folgende Sage.

In einer sehr stürmischen Christnacht saß beim Scheine der Kienfackel jung und alt beisammen, und horchte den Er-

zählungen des Großvaters. Da klopfte es mit einem Male an die Thür, und ein kleines ganz mit Schnee bedecktes Männlein trat herein, und bat um ein Nachtlager. Es war eine kaum zwei Fuß hohe Gestalt, welche ganz in grauen Loden [1]) gekleidet war, und an einem dicken knotigen Stock ein Ränzel über den Rücken hängen hatte. Unter einer hohen, spitzen Filzmütze blitzten aus einem von der Kälte geröteten Gesichte zwei kleine graue Äuglein freundlich hervor. Nachdem er sich gewärmt hatte, erzählte er, er sei aus einem benachbarten Dorfe, und habe noch diese Nacht nach Guttenstein hinüber wollen, sei aber in dem Schneegestöber von dem Wege abgekommen, und habe endlich dieses Haus bemerkt, in welchem er so freundlich aufgenommen sei.

Des andern Morgens bevor er Abschied nahm, kramte er noch lange in seinem Ränzel herum, und zog endlich aus demselben zwei schöne Äpfel hervor, die er dem jüngsten Kinde in die Wiege legte. Dann trat er hinaus in den Schnee, und der nachsehende Großvater glaubte zu bemerken, wie sich der spitze Filzhut in eine goldene Krone umwandle, wie überhaupt die ganze Gestalt zu einer riesigen Größe anwachse und endlich in Nebel aufgelöst an dem Absturze des Schneeberges hinanschwebe [2]). In die Stube zurückgekehrt, hörte der Großvater etwas auf der Erde poltern, und bemerkte, daß die beiden Äpfel, welche der Fremde in die Wiege gelegt hatte, aus derselben herausgefallen waren. Er hob sie auf, und blieb sprachlos vor Erstaunen stehen, denn die Äpfel waren eitel Gold. [3]) — Der Zwergenkönig hatte bei ihm übernachtet.

Von nun an traten die Zwerge mit den Thalbewohnern in einen näheren Verkehr, halfen bald hier bald dort, und waren allgemein beliebt. Doch einst erstieg ein vorwitziger Schäfer den Schneeberg, und wollte die Wohnung der Zwerge

---

[1]) Ein grobes, dickes, haariges Tuch.

[2]) Über die Beziehung Odins zu den Zwergen s. Gr. M. 432.

[3]) Vergl. Kuhn nordd. Sag. Nr. 292.

sehen. Was er dort erblickte, weiß niemand. Eilendes Laufes floh er den Berg hinab, ein furchtbares Gewitter zog sich zusammen, Schlag folgte auf Schlag, und die Blitze zuckten nach allen Richtungen. Da pfiff es durch die Luft, und gleich darauf legte sich das Gewitter. Die ergrimmten Zwerge hatten jenen ungeheuren Felsblock von der Kuppe des Schneeberges auf den verwegenen hinuntergeschleudert, unter welchem er bis auf den heutigen Tag zerschmettert liegt. Die Zwerge haben sich nie mehr sehen lassen. Von dieser Begebenheit leiten die Thalbewohner den Namen dieses Felsen her; und jeder vorübergehende macht ein Kreuz und sagt ein kurzes Gebet für die arme Seele des unglücklichen Schäfers.

32.

Unweit der Stadt Krems (Nied. Österr.) liegt das Dorf Senftenberg und in dessen Nähe die Ruine gleiches Namens. In alter Zeit war die Burg von einem Ritter bewohnt, der seine Unterthanen sehr hart behandelte. Der Weg, der zum Schlosse führte, war schlecht und steinicht, so daß man kaum mit einem Pferde zum Thore des Schlosses gelangen konnte.

Des Ritters Gemalin war längst gestorben, und er hatte nur eine Tochter, die wegen ihrer Schönheit weit und breit bekannt war. Viele junge Ritter aus den naheliegenden Schlössern hielten um die Hand der Tochter bei dem Vater an, aber alle wies er zurück, indem er jedem Freier eine Aufgabe zur Bedingung machte, die zu lösen war. So vergiengen Jahre, und die Tochter blieb daheim.

Eines Morgens saß der Alte bei dem großen Bogenfenster seines Sales, und besah sich die schöne Gegend. Da erblickte er einen jungen Ritter zu Pferde, der sich dem Schlosse näherte. Mit vieler Mühe konnte der Fremde auf dem schlechten Wege zum Thore der Burg gelangen. Als man ihn eingelassen hatte, begab er sich zum Herrn des Schlosses.

Euer Schloß ist sehr hübsch, begann der fremde Ritter, aber der Weg, der heraufführt, ist sehr schlecht und steinicht.

Anstatt einer Antwort fragte der alte den fremden, was er von ihm wünsche. Und er äußerte den Wunsch, sich mit dem Burgfräulein zu verehlichen. Das dachte ich mir gleich, erwiederte mürrisch der alte Ritter; es geht aber mit der Sache nicht so schnell. Ihr wisst, daß ich die Gewohnheit habe, jedem Freier, der um die Hand meiner Tochter anhält, eine kleine Aufgabe zu geben. Nun bei euch will ich auch keine Ausnahme machen, und ich werde euch etwas zu thun geben. Seid ihr so glücklich es zu vollbringen, so sollt ihr mein Schwiegersohn werden.

Da ihr zuvor von dem schlechten Wege gesprochen habt, der zu meinem Schlosse führt, so gebe ich euch die Aufgabe vom Fuße des Berges, auf welchem mein Schloß steht, bis zum Thore des Schlosses eine Straße bauen, welche so breit sein muß, daß vier Wagen nebeneinander fahren können. Dieß müßt ihr in zwölf Stunden fertig haben, ihr könnt heute Abends um sechs Uhr anfangen, und morgen um sechs Uhr früh muß die Straße gemacht sein.

Nachdenkend verließ der Ritter das Schloß, und erzählte zu Hause alles seinem Diener. Der meinte, das ließe sich schon machen. Ihr wisst, sagte er, daß in den Bergen, wo sich euer Eisenbergwerk befindet, Zwerge hausen. Von diesen erhieltet ihr ja schon oft Anträge, das Bergwerk aufzugeben, damit sie nicht immer in ihrer Ruhe gestört würden, wofür sie euch reichlich zu belohnen versprachen. Die Zwerge sind geschickte Bergleute, und ihr könnt euch in den zwölf Stunden die Straße bauen lassen, dafür versprechet ihr ihnen, nicht mehr im Bergwerke arbeiten zu lassen.

Nun begab sich der Diener schnell zum Könige der Zwerge. Diesem brachte er sein Verlangen vor, und versprach ihm die Arbeiten im Bergwerke gänzlich aufzugeben, wenn die Straße beim ersten Hahnenrufe fertig sei; wäre dieß nicht der Fall, so würden die Arbeiten in dem Bergwerke in der Folge um so mehr betrieben werden.

Der Zwergenkönig gieng auf den Vorschlag ein, und versprach, die Straße in der angegebenen Frist zu vollenden. Mittlerweile war die Nacht eingebrochen, und die Zwerge machten sich an die Arbeit. Unaufhörlich arbeiteten sie die ganze Nacht, und als der Tag zu grauen begann, war der Bau der Straße bis auf weniges beendet. Da ertönte vom Schlosse her ein starker Hahnenruf, und klagend und jammernd verschwanden die Zwerge sammt ihrem Gebieter. Nun kam der Ritter und sein Diener mit einer Menge Bergknappen herbei und vollendeten das Werk. Der Hahnenruf aber, der vom Schlosse ertönte, war kein natürlicher, sondern der Diener konnte Thierstimmen nachahmen, und er that den Hahnenruf, bevor der Bau der Straße völlig beendet war, damit die Zwerge nicht ihren Lohn erhielten.

Punkt sechs Uhr sah der alte Ritter bei dem Bogenfenster hinunter, und erstaunte sehr, als er die große, breite Straße erblickte. Er muste nun, da er es versprochen hatte, dem Ritter seine Tochter zur Gemalin geben. [1]).

33.

Ein armer Bauer befand sich einst am Untersberge [2]) um Holz zu fällen. Plötzlich erblickte er neben sich ein eisgraues Männchen, welches ihn fragte, wie er heiße. Der Bauer nannte ihm seinen Namen und arbeitete ruhig weiter. Kaum aber hatte das Männchen denselben gehört, so beschrieb es mit seinem Stäbchen allerlei Zeichen in der Luft und that drei Pfiffe. Auf dieses Zeichen erschienen plötzlich hunderte von Zwergen, welche alle neugierig den Bauer betrachteten. Diesem aber ward unheimlich zu Muthe. Das Männchen fragte

---

[1]) Daß Zwerge solche Arbeiten verrichten, ist ein in der Volkssage sehr seltener Zug; hier haben sie offenbar das Geschäft des Teufels übernommen.

[2]) Was mir hier von Landleuten über die Untersberger Zwerge erzählt ist, habe ich in den zu Salzburg und Brixen gedruckten Volksbüchlein nicht gefunden. Einige Züge machen es mittheilenswert.

ihn, ob er den Zwergen einen Dienst erweisen wolle, und als er es bejahte, so befahl es ihm mit ihnen zu gehen. Eine geraume Zeit giengen sie fort, bis sie an einen Felsen kamen. Einer der Zwerge that nun drei Schläge an denselben, er öffnete sich und ein langer Gang wurde sichtbar. Sie schritten vorwärts, bis sie an eine eiserne Thür kamen, die von selbst aufgieng und welche in einen Sal führte, der von tausend Kerzen erleuchtet war. Die Wände bestunden aus Marmor und der Boden war mit Silberplatten belegt. In der Mitte des Sales stund ein Tron aus Gold verfertigt und mit den kostbarsten Edelsteinen verziert. Auf diesem saß der König der Zwerge, umgeben von zwölf Zwergen, welche eigentümlich geformte Waffen trugen. Als der Bauer hier ankam, traute er sich nicht weiter, bis ihm der König ein Zeichen gab. Nun schritt er vorwärts bis zum Trone, blieb hier stehen und erwartete was mit ihm geschehen würde. Der König fragte ihn nun, ob er bereit sei, den berühmten Zwergenstein zu holen; dieser Stein habe nämlich die Eigenschaft, daß alle Zwerge, welche ihn besäßen, in Menschen verwandelt würden. Er sagte ihm auch wo dieser Stein vergraben sei, rieth ihm aber, ihn so bebutsam als möglich aus der Erde zu holen, da ein Riese ihn bewache. Überdieß müsse er in drei Tagen zurück sein und dürfe während dieser Zeit kein Wort reden. Gelänge es ihm, alle diese Bedingungen zu erfüllen, so würde er der reichste Mann der ganzen Welt werden. Der Bauer versprach alles zu thun, und machte sich auf den Weg. Er kam bald an die bezeichnete Stelle und fieng die Ausgrabung an. Er hatte schon eine tiefe Grube gemacht, als plötzlich aus derselben drei Zwerge herausstiegen und ihn fragten, was er hier mache. Er wollte ihnen schon antworten, da erinnerte er sich, daß er nicht sprechen dürfe. Die Zwerge fragten und neckten immerfort, bis endlich der Bauer zornig wurde und alle niederschlug. So stellten sich ihm eine Menge Schwierigkeiten entgegen, die er aber glücklich überwand. Dann gieng er mit dem Steine zu den Zwergen zurück. Diese riefen ihm

schon von ferne zu ob er den Stein mitbringe. Ja, rief er laut, ohne an das Verbot zu denken. Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, so krachte ein furchtbarer Donnerschlag, der Zwergenstein entfiel seiner Hand und fiel bis in die Mitte des Untersberges, wo er stecken blieb und heutiges Tages noch stecken soll. Als nach einiger Zeit Leute den Berg bestiegen, fanden sie den Bauern als Leiche.

34.

Bei Franzensbad erhebt sich ein Hügel, der Kammerbühl. An demselben ist eine breite Öffnung, das s. g. Zwergenloch. Seit undenklichen Zeiten sollen hier kleine schwarze [1]) Männchen hausen, deren erscheinen meist unglückbringend ist. Einst kam zu einem jungen Bauern in Reisig ein Männlein, kaum 1 ½ Schuh hoch; es trug einen schwarzen Hut mit Feder und einen Mantel. Der Fremde bat um ein Nachtlager, und das ward ihm auch gern bewilligt. Am andern Morgen fand der Bauer das Bett leer, aber eine Menge Geldes hatte der Zwerg zurückgelassen.

Bei Eger lebte ein Förster, der sehr hartherzig war. Südlich vom Kammerbühl hatte er mehrere Gründe gekauft und ließ daselbst einen Meierhof bauen. Die Zwerge zerstörten ihm aber einen Theil des Baues. Da beschloß er sie zu belauern, und er sah in einer Nacht, wie die Zwerge aus der Öffnung des Kammerbühls hervorkamen mit Hämmern und Hacken, mit Sägen und Beilen. Nachdem sie alles zerstört hatten, kehrten sie in ihre unterirdische Behausung zurück. Der Förster fühlte sich die ganze Zeit hindurch wie festgebannt und erst nach dem Abzug der Zwerge konnte er aufstehen. Nun sann er auf neue Mittel, das Völklein zu strafen. Er wuste, daß die Zwerge nur ihre Wohnungen verlassen, wenn das erste

[1]) Also eine Spur von Schwarzelben, nach Snorri identisch mit Zwergen (svartâlfar und dvergar), vergl. Gr. M. 414 und 415.

Viertel in den Vollmond übergeht. Um diese Zeit richtete er einen Balken auf und hängte an denselben eine ziemlich große Glocke. Das Volk glaubt nämlich, daß der Schall einer Glocke die Zwerge in ihre unterirdischen Wohnungen banne. Um Mitternacht fieng er an stark zu läuten, da entstand ein Getöse, blaue Flammen stiegen aus der Öffnung, und als er immer stärker läutete, knarrte das Gerüste des Baues und plötzlich war alles verschwunden. Weder von dem Baue noch von dem Förster hat man je wieder eine Spur gesehen.

35.

Bei dem Dorfe Gurwitz in Mähren ist ein Steinbruch, in dessen Nähe ein Bauer einen Erbsenacker hat. Als dieselben zu reifen anfiengen, bemerkte er, daß sie immer weniger wurden und er nahm sich vor einmal bei Nacht auf dem Acker zu bleiben, um zu sehen wer ihm die Erbsen stele. [1]) Da sah er um Mitternacht aus dem benachbarten Brunnen zwei Männlein heraussteigen und gerades Wegs auf den Acker losgehen. Leise kroch er neben dem Acker hin und erwischte eines. Er nahm es mit nach Hause, nach einigen Tagen war es aber verschwunden.

36.

In der Dürrenbachau bei der Burg Neukirchen (Pinzgau) sollen Schätze vergraben sein, die ein kleines, braunes Männchen bewacht, das man für einen verwandelten Ritter (von Neukirchen) hält. Es wird vom Volke Putz genannt, der äfft die Durchreisenden und führt sie irre. Bald hüpft er als eine Flamme vor, bald erscheint er in seiner eigentümlichen Gestalt als ein drei Spannen hohes Männchen, mit langem weißem Barte, brauner Kutte, einen Fichtenzweig in der Hand, mit dem es beständig die Erde peitscht.

---

[1]) Erbsen sind eine Lieblingsspeise der Zwerge. Vergl. Kuhn norddt. Sagen, Seite 12 und 468, 224 244. Rochholz, aarg. Sag. S. 227, 228.

Viele Jahre hörte man nichts mehr von dem Zwerge; da gieng einst ein Bauer aus Neukirchen in den Wald um Holz zu fällen. Als er in den Wald kam, hörte er eine Stimme, die ihm zurief: „geh' nur zu!" Dem Holzhauer kam dieß sonderbar vor; er gieng weiter und kam an einen freien Platz der rings von Fichten umgeben war. Hier rief ihm wieder eine Stimme zu: „hier schlag Holz!" Der Holzhauer sah sich um und gewarte hoch auf einer Fichte einen Zwerg, den er sogleich für den Putz erkannte, von dem man ihm in seiner Kindheit so oft erzählt hatte. Der Holzhauer wollte fliehen, doch Putz hielt ihn davon ab und sprach: da ich dein Taufpathe bin, so will ich dir einen Platz zum Holzfällen zeigen, der dir sehr einträglich sein wird. Also wähle einen von diesen Bäumen, jedoch geschickt.

Der Holzhauer nahm seine Achst vom Rücken und gieng auf den Baum zu, auf dem der Zwerg saß; er gedachte ihn zu fällen, weil er glaubte der Zwerg könne nicht herunter. Er besah sich den Baum vnd sprach: He Pathe, wenn ich dir von da oben herunter helfe, so ist das eine tüchtige Arbeit und einen guten Schluck Wein wert. Der Zwerg machte aber ein sehr bedenkliches Gesicht, so daß dem Holzhauer alle Gedanken zum spassen wohl vergiengen und er sich nicht getraute die Achst an den Baum zu legen, aus Furcht den unrechten gewählt zu haben. Doch fasste er sich ein Herz und fällte die Fichte, die schon beim dritten Streich fiel. Der Stamm war hohl und voll Dukaten. Nimm! schrie der Zwerg und lief in wilder Hast dem Dorfe zu. Der Holzhauer füllte seine Taschen mit Dukaten und gieng dann daran, den gefällten Baum zu zerspalten, um Holz zum heizen zu haben. Da ihm aber die Menge des Goldes hinderlich war, so legte er alles auf die Erde und überließ seinem Hunde die Bewachung desselben. Als er am Abende mit dem Holzspalten fertig war, füllte er seine Taschen mit Dukaten an und gieng freudig nach Hause. Allein hier schüttelte er Haselnüsse statt Dukaten auf den Tisch, und fand dabei einen Zettel, auf dem folgende Worte geschrieben

stunden: „Die Erde verschlingt die Menschen wie auch das Erz, und Menschen und Erz bilden den Samen, aus dem eine Fichte wachsen wird, die in ihren Zweigen ein Kreuz befestigt hat; wenn sich nun die Fichte im Wuchse so gedreht haben wird, daß das Kreuzbild gerade nach der Kirche sieht, dann hat erst die Stunde meiner Erlösung geschlagen.“ Hätte der Bauer das Gold nicht auf die Erde gelegt, so wäre die Erlösung geschehen. Nachdem der Holzhauer den Zettel gelesen hatte, fiel er um und war tot.

Am Fußwege nach Neukirchen steht rechts eine Fichte, als an der Stelle wo der Bauer das Gold niedergelegt hatte. Diese Fichte hat in ihren Zweigen ein Kreuz. Alte Leute wissen sich noch zu erinnern, wie das Kreuzbild einst gerade über den Flußsteig hinsah und nun hat sich die Fichte im Wuchse so gedreht, daß das Kreuzbild nach den Schlosse Neukirchen hinsieht. Also hat es sich schon etwas gedreht.

37.

Als die erste Glocke zu Warnsdorf geläutet wurde, da packten die kleinen Querxe ihre Habe zusammen und wandten sich östlich gegen Hörnitz bei Zittau und schlugen in dem sogenannten „breiten Berge,“ über welchen heutzutage die sächsische Heerstraße führt, ihr Lager auf. Als endlich die Glocken überall ertönten, ließen sich die kleinen Leute gar nicht mehr sehen, und man vermutet nur, daß sie sich tief in die Berge verkrochen haben.

Zu Heinewalde, welches am Fuße des breiten Berges liegt, lebt jetzt noch ein Mann; welcher vor 12 Jahren um Mittag einen Spaziergang nach dem Berge machte. Es war ganz menschenleer und ganz stille auf demselben, und als er sich eben an der herrlichen Aussicht erfreute, da fühlte er sich leise an seinem Rockschoße gezupft. Er drehte sich erschrocken um, und erblickte zu seinen Füßen ein kleines Männchen mit erdfahlem Gesicht und grauem Barte, welches mit den Augen ängstlich zwinkerte und blinzelte, und ihm zu verstehen gab,

daß er ihm folgen möge. Der Mann, welcher sich eines heimlichen Grauens nicht erwehren konnte, gieng endlich doch mit ihm, und der Querx führte ihn durch Gänge und Schluchten ein und aus, bis sie endlich an einer finstern Höhle angelangten, welche sich allmählich bis zu einem geheimnisvollen Halbdunkel erhellte. Keine Seele war zu erblicken, und selbst der kleine Führer war verschwunden, welcher ihn bis hierher geleitet hatte.

Es zogen nun — so erzählt dieser Mann — vor seinen Blicken all die Revolutionsereignisse des Jahres 1848 in verwischten Bildern vorüber. Nachdem sich das frühere Dunkel wieder eingestellt hatte, fühlte der halbtrunkene Mann sich wieder am Rockzipfel gefaßt, der Querx trat zu ihm, und führte ihn wieder hinauf auf den Berg in's Freie, wo er ihn verließ, nachdem er zu ihm die Worte gesagt hatte: „Geh und erzähle dem undankbaren Menschenvolke, welches uns mit seinem Glockengewinsel vertrieb, was du gesehen hast, und was bald über sie hereinbrechen werde." —

38.

In den Erzählungen der Bewohner von Warnsdorf und Umgegend spielen die Querxlein eine große Rolle. Insbesondere hatten sich die Querxe auf einem Berge gegen Schönau und Zittau eingenistet, wo man noch jetzt das Querxenloch sieht. Den Dorfbewohnern wurden sie besonders dadurch lästig, da sie, obwohl unsichtbar, ihnen Brot und andere Speisen aus den Häusern nahmen. Zum Glücke fand man endlich ein Mittel gegen diese Brotdiebe. Man wuste, daß sie ein Brot, worin einige Kümmelkörner mit eingebacken waren, nicht anrührten, denn der Kümmel war ihnen zuwider. [1])

Einst kamen die Querxe scharenweise aus dem Querxloche hervor und trieben ihre Kurzweil in den Sträuchern an jenem Berge. Bei dieser Gelegenheit hörten sie von ungefähr,

[1]) Dieß stimmt mit norddeut. Sagen, s. Kuhn Nr. 189. 248, 2.

daß ein Bauer aus Wettig, der nicht weit von ihnen sein Feld bearbeitete, von seiner Frau nach Hause gerufen wurde, um zu einer Hochzeit sich bereit zu machen. Da nahmen sich die Querxe vor, denselben zu besuchen und sich einmal einen recht guten Tag zu machen.

Vor ihrer Abreise erinnerte einer den andern das Nebelkäppchen nicht zu vergessen. Dieß hörte ein Wettiger, der ebenfalls auf dem Felde arbeitete, und halb im Spaß, halb in Ernst, rief er den Querxen zu, sie möchten auch ihm eine Nebelkappe mitbringen. Die Querxe brachten ihm wirklich eine mit und erlaubten ihm, mit zu jener Hochzeit zu gehen, jedoch bei Tische von den Speisen ja nichts zu sich zu stecken, oder sonst von den Überbleibseln nichts mit sich zu nehmen, wenn er sich nicht ihren Zorn zuziehen wolle.

Mittlerweile hatten sich die Querxe versammelt und der Zug gieng nun in Gesellschaft jenes Landmannes auf Wettig zu. Als sie zum Dorfe kamen, warf auf ein gegebenes Zeichen jedes Querxlein sein Nebelkäppchen über, desgleichen auch der Landmann that. Auf einmal waren sie nun vor den Augen aller Sterblichen verdeckt, und unbemerkt konnten sie sichern Einzug in das Hochzeitshaus halten. Sie nahmen, obwol als uneingeladene Gäste, Platz und zwar so, daß sich allemal zwischen zwei Hochzeitsgäste ein Querx setzte. Und nun gieng's an's schmausen, und auch der Landmann that das seinige. Doch der hochzeitliche Tisch bot zu viel des Guten dar, als daß er nicht gewünscht hätte, von der Fülle dieses Überflusses etwas für Weib und Kind mitzunehmen. Und das that er auch.

Doch in demselben Augenblicke war auch die ihn deckende Nebelkappe, das Geschenk der Querxe, verschwunden, und mit einem Male saß er nun sichtbar vor den Augen der Gäste da. Diese, besonders seine Nachbarn zur Linken und Rechten, staunten nicht wenig, so plötzlich einen ungeladenen Gast und zwar in einem nicht hochzeitlichen Kleide zwischen sich sitzen zu sehen. Frage folgte auf Frage, und der neue sichtbare Gast war bestürzt und beschämt und wuste nicht, was er zuerst antworten sollte.

Endlich erzählte er haarklein den ganzen Hergang der Sache und die Gäste waren erstaunt als sie hören musten, daß zwischen ihnen Querxlein säßen, und manchem ward es unheimlich.

Nun erst konnten sie es sich erklären, woher es gekommen, daß die Speisen aus den Schüsseln so schnell verschwunden waren.

Froh durch den Gast Aufschluß darüber erhalten zu haben, behielt man ihn gern da, und man erbat sich auch seine Gegenwart für den andern Hochzeitstag. Diese Einladung nahm er mit Vergnügen an, und erschien am nächsten Tage so festlich gekleidet wie die andern Gäste. Aber auch die Querxe waren sonder Zweifel am andern Tag wieder gegenwärtig, obgleich sie niemand gebeten hatte; denn auch dießmal bemerkte man deutlich ein abnehmen und verschwinden der Speisen aus den stets voll aufgetragenen Schüsseln.

So trieben die Querxe ihr Unwesen in dieser Gegend, bis auf den Dörfern die Glocken eingeführt wurden.

Die, welche auf oder in dem Berge hausten, mieteten aus dem nahen Dorfe Dittersbach einen Bauern mit ein Paar Wagen und ließen sich fortführen in die Lausitz. Den Bauern, der diese Fuhr übernahm, belohnten sie sehr reichlich, so daß er dadurch zu einem reichen Manne wurde, und alle seine Nachkommen sich des Glückes noch lange erfreuen konnten.

Bei ihrem Abschiede sagten sie: Nur dann würden sie wieder kommen, wenn die Glocken wieder abgeschafft wären und

„wann Sachsenland
wieder käm an Böhmerland;"

dann meinten sie, würden auch bessere Zeiten sein.

39.

In Dittersbach (bei Friedland in Böhmen) erzählt man sich, daß die Querxe häufig Taufemähler und Wöchnerinnen besuchen. Der Wöchnerin allein sichtbar halten sie ihr Mahl unter dem Ofen oder unter dem Bette, und dann bringen sie der Wöchnerin immer ein Stück Zwieback oder dergleichen zum Bette.

Eine Wöchnerin, die noch das Bett hütete und allein in der Stube war, hörte einmal ein ungewöhnliches Geräusch in ihrem Zimmer. Zu ihrem erstaunen sieht sie, daß in der Gegend des Ofens unten an der Wand eine kleine Öffnung ist und daß daraus ein kleines graues Männchen hervorkommt, und mit vielen Grüßen ihrem Bette sich naht. Es redet sie mit Höflichkeit an und erbittet sich die Erlaubnis, ob nicht eine Gesellschaft ein Gastmahl in dieser Stube halten dürfe, man wolle dafür erkenntlich sein.

Die Wöchnerin, äußerst neugierig auf diese Gesellschaft, ertheilt die Erlaubnis und das Männchen entfernt sich. Bald darauf hört die Wöchnerin ein neues noch größeres Geräusch, und das kleine graue Männchen erscheint wieder an der Spitze vieler kleiner Wesen, die wie geschäftige Ameisen kleine Tische und Stühle und ganze Körbe voll köstlicher Eßwaaren und Speisen durch jene Wandöffnung hereinbringen und die Tische damit besetzen. Dann erschallen Töne aus der Ferne, sie nähern sich allmählich und es treten nun ebenfalls durch jene Öffnung mehrere Spieler mit Saiten- und Blasinstrumenten ein, und ein langer bunter Zug von lauter solchen Querren schließt sich an. Die Gesellschaft nimmt Platz an den Tischen und hält ein lebhaftes, vergnügtes Mahl unter der angenehmsten Tischmusik. Nach aufgehobener Tafel ertönt eine muntere Tanzmusik und schon fangen die kleinen Leutchen an, bunt untereinander sich zu drehen und zu schwenken, als plötzlich ein neues Zwerglein in's Zimmer gestürzt kommt, die Hände über dem Kopf zusammenschlägt und voller Betrübnis ausruft:

„O große Noth, o große Noth!
Die alte Mutter Pump [1]) ist tot!" —

Wie ein Donnerschlag tönt dieß den kleinen Gästen in die Ohren; so schnell als möglich nimmt jeder die Flucht, alles was von Sachen da ist, wird eiligst hinweggeschafft und

---

[1]) S. Grimms Myth. 422 Anm. und Kuhn Nd. Sag. Nr. 189, 1.

zwar alles zu der Öffnung wieder hinaus, wo es hereingekommen war.

Die Stube war nun wieder leer und einsam, nur jenes kleine Wesen, das früher um die Erlaubnis gebeten hatte, war noch zu sehen; es kam auf die Wöchnerin zu, erzählte ihr, daß der plötzliche Tod der Ahnfrau ihres Stammes sie in Schreck und große Betrübnis versetzt habe; und daß sie nun sehr unglücklich werden könnten. Es bedankte sich dann höflich für den erlaubten Zutritt in der Wochenstube, und schenkte der Wöchnerin im Namen der ganzen Gesellschaft zum Danke dafür drei Gaben, nämlich: einen goldenen Ring, einen silbernen Becher und ein Weizenbrötchen. Die drei Dinge, sagte das Männchen, seien von großer Wichtigkeit, denn so lange sie alle drei vereint in der Familie blieben, würde sie immer größer, angesehener und reicher werden. Es müßten daher alle drei als ein Heiligtum betrachtet und sorgfältig aufbewart werden; der Ring aber solle allemal im Geschlechte des ältesten Sohnes verbleiben und von dessen Gemalin getragen werden. Hierauf empfahl sich das Männchen höflichst wieder und verschwand durch die Öffnung und diese mit ihm.

Der Wöchnerin war es, als ob sie aus einem Traume erwache, und sie würde auch alles wirklich für Traum gehalten haben, wenn nicht die drei Geschenke ihr so in die Augen geglänzt hätten.

Es ward nun die ganze Familie, der ein solcher Glücksstern aufgegangen war, zusammenberufen, ihr der ganze Vorfall erzählt und endlich ward gemeinschaftlich beratschlagt, wie man jene drei Geschenke als Unterpfänder eines ununterbrochenen künftigen Glückes des Geschlechts sich am besten sichern könne. Man faßte den Entschluß, einen festen steinernen Turm zu erbauen und den silbernen Becher und das Weizenbrötchen tief in seinem Innersten zu verwaren, so daß niemand im Stande wäre, diese heilbringenden Gaben dem Stamme zu entwenden. Den Ring aber trug die, der er geschenkt worden war, unablässig an ihrer Hand. Nach ihrem

Tode erbte er sich der Vorschrift gemäß, von Glied zu Glied fort, und das Geschlecht war seit dem Besitze dieser Zaubergaben immer größer, reicher und angesehener geworden.

Wie aber der Mensch nur allzu oft an seinem Unglücke selbst schuld ist, so gieng es auch hier. Es war einst eine Besitzerin dieses Ringes so unvorsichtig ihn zu verlieren, und alles nachsuchens ungeachtet war er nicht zu finden. Trostlos brach die Familie in Klagen aus und fürchtete nun den Zorn jener Wesen, deren Huld sie sich bisher zu erfreuen hatten. Und dieß nicht ohne Grund; denn ein heftiges Ungewitter erhob sich bald über jenem alten Turme, der als Schutzwehr dieser Geschenke gleichsam der Stammhalter des ganzen Geschlechtes gewesen war, spaltete ihn mit einem furchtbaren Blitz und Gekrach von oben bis unten, und verschlang in Nu die verehrten Heiligtümer. Die Verheißung des Überbringers jener Geschenke traf leider ein; denn so sehr dieses Geschlecht während des ungestörten Besitzes begünstigt gewesen war; so verlassen ward es, als die Güter ihm verloren giengen. Der Wohlstand der Familie verminderte sich von Jahr zu Jahr.

40.

In den südlichen Ausläufern des Sudetengebirges befindet sich bei dem Dorfe Raase (in österr. Schlesien) eine 10 bis 12 Schuh breite und 3 bis 4 Schuh hohe Höhle, in deren Hintergrunde zwei fortlaufende Gänge noch deutlich zu bemerken sind. Von jener Höhle geht die Sage, daß sie vor langer langer Zeit einem winzig kleinen Völkchen, den Zwergen, zum Aufenthalte gedient habe.

Es hütete einst ein Mädchen einsam und allein ihrer Eltern einzige Habe, eine Kuh, an den grasreichen Bergabhängen jener Gegend, und durch Zufall, was sonst nie geschah, hatte sie ihre braune aus dem Auge verloren. Ängstlich rennt sie hin und wieder, durchläuft die ganze Gegend, und nirgend will sich die verirrte Kuh zeigen. Der Tag naht schon seinem Ende, weinend machte sie nochmals die Runde und gelangt an

den gefürchteten Ort wo die Zwerge hausen. Plötzlich steht ein graues Männchen vor ihr, fragt sie warum sie weine, und heißt sie ihm folgen. Zitternd geht sie ihrem kleinen Führer nach und sie betreten ein hellerleuchtetes Gemach, worin unzählige kleine Gestalten ihr Wesen treiben. Beim Anblick des seltsamen Gastes drängen sie sich neugierig heran, betasten und zupfen das Mädchen, so daß es ihm angst wurde. Ihr Begleiter spricht ihr Muth zu, und als er dem Oberhaupte Kunde gebracht, sucht man sie anstatt zu necken auf alle mögliche Weise zu erheitern. Man bringt ihr tausenderlei Sachen, die Zwerge hüpfen um sie herum, so daß sie nicht merkt, wie ein köstliches Mal bereitet wird. Jauchzend eilt das Völkchen zur Tafel hin, und zieht die Fremde mit. Doch kaum hat sie den Sitz eingenommen, so merkt sie neben sich ihren Führer, der ihr in's Ohr raunt: „Mädchen! nimm, doch nimmer iss, daheim der Eltern nicht vergiss!" Sie langte zu, doch nicht ein Bissen kam über ihre Lippen, und was sie nahm, barg sie sicher in ihrer Schürze. Als das Mahl beendet war, überfiel ein Schlaf ihre Augen, und als sie erwachte, däuchte ihr dieß alles nur ein Traum; denn sie lag im frischen Grase jener Gegend, wo sie mit der braunen sich aufgehalten hatte. Die braune weidete wohlgemuth neben ihr. Sie sprang auf, warf den Inhalt der Schürze bei Seite, und lief schnurstracks nach Hause um zu sehen, was Vater und Mutter machten, und ob sie selbst nur geschlafen habe. Mit offenen Armen eilt man ihr entgegen, und sagt ihr, schon drei Tage sei sie samt der braunen nicht zu finden gewesen. Darauf eilen sie die braune heim zu holen, und schon von ferne sehen sie im Grase etwas funkeln. Sie betrachten es näher und siehe da, es ist lauter Gold.

41.

In Brür (am Erzgebirge in Böhmen) lebte einst ein alter Bergmann Namens Sepp. Dieser führte mit seiner Frau

Margarethe ein fast dürftiges Leben. Eines Tages sprach die Frau: Ich weiß, mein lieber, was uns fehlt. Ich auch — erwiederte Sepp — uns fehlt nichts als Geld. Ach! rief Margarethe, Geld macht uns nicht allein glücklich, denn ich habe heute Nacht geträumt, daß wir durch Kinder glücklich werden und darum laß uns den lieben Gott bitten, daß er uns bald einen Sohn schenke. Auch sagte meine Großmutter immer, daß Kinder Segen in's Haus bringen. Sepp fand in dieser Rede etwas wahres und schloß nun seinen Wunsch stets in das Abendgebet ein. Seit dieser Zeit wurde er auch heiterer, und weil er nun mit Freuden arbeitete, so gieng ihm daher auch die Arbeit besser von der Hand. Eines Tages gieng er vergnügter als je aus seiner alten kleinen Hütte, wanderte getrost dem Silberschachte zu und fuhr den dunklen Schacht hinab, um sein mühevolles Tagewerk zu beginnen. Als er nun mit seinem Fäustel frisch und kräftig auf das harte Gestein loshämmerte, trat plötzlich vor ihn ein kleiner brauner Berggeist und sprach zu ihm: Sepp, in einem Jahre wirst du mehr haben, als ihr euch beide gewünscht habet! Sepp war ganz überrascht und in demselben Augenblicke war das Männchen verschwunden. Als Sepp nun nach Hause kam und das Begegnis erzählte, sagte ihm seine Magarethe, daß sie im Bodenthale gewesen und daß ihr dort ebenfalls ein Zwerglein erschienen sei und ihr dasselbe gesagt habe. Die beiden Leute waren nun sehr vergnügt, obgleich sie die Worte nicht recht verstunden, welche ihnen so geheimnisvoll mitgeteilt waren. Das Jahr war noch nicht ganz vergangen, als Sepp von einem Marsche über das Erzgebirge zurückkam und das Bodenthal betrat. Es fieng schon an zu dämmern, als er plötzlich einen dumpfen Fall in ein nahes Wasser vernahm und gleich darauf eine kindliche Stimme hörte, welche um Hilfe flehte. Er sprang über einige Felstrümmer und erblickte in der Dunkelheit die Umrisse eines kleinen Weihers, und als er näher hinzutrat, sah er einen etwa sechs Jahre alten Knaben mit den Wellen kämpfend. Sepp zog das Kind aus dem Wasser und fragte es dann, wohin es gehöre. Das Kind erzählte

nun vieles von einem reichen Herrn, von goldenen Kleidern und von vielen Dienern, aber Sepp konnte aus dieser verworrenen Erzählung nicht klug werden und indem er vor sich hin murmelte: Vielleicht bist du das kleine Söhnchen, welches mich glücklich machen soll — nahm er das Kind auf seine Arme und beschloß es seiner Margarethe zu bringen. Eiliger als früher wanderte er nun heimwärts und langte in tiefer Nacht bei seiner Hütte an. Er trat hinein und malte sich schon im Stillen die Freude aus, die seine Frau haben würde, wenn er ihr das eben erlebte erzählte. Aber wie erstaunte er als er in dem Stübchen alles in gröster Geschäftigkeit fand. Gott hatte die Bitten der beiden frommen Leute erhört und sie während Sepps Abwesenheit mit zwei Knaben auf einmal beschenkt. Die fröhliche Mutter war nun aber in großer Noth, denn sie wußte nicht was sie mit den beiden Knaben anfangen sollte. Sie hatte nur ein Hemdchen; das zog sie dem einen Knäbchen an, und legte das andere nackt in das Bett. Sepp war in einiger Verlegenheit, indem er dachte, daß er mit einem dritten Kinde hier wahrscheinlich nicht gelegen komme. Margarethe betrachtete den Knaben, welchen der Vater mitbrachte, mit großen Augen; sie fand das Gesicht des sechsjährigen Knaben sehr alt und als sie ihn längere Zeit mit ängstlichen Blicken betrachtet hatte, stieß sie plötzlich einen Schrei aus und drängte zugleich ihren Mann mit dem vermeintlichen sechsjährigen Kinde der Thüre zu, indem sie rief: Fort! fort! ein Zwerg! fort mit dem Zwerge! — Dann sprang sie hurtig zu den beiden Söhnchen und beugte sich über dieselben hin, gleichsam um sie zu schützen. Sepp stand verwundert an der Thür, sah seinen Findling genau an und merkte bald, daß der Knabe wirklich kein Kind von sechs Jahren sein könne. Im Nu sprang der Zwerg dem Sepp vom Arme, ließ ein Päckchen fallen und schlüpfte zur Thür hinaus.

Margaretha immer noch ängstlich bat ihren Mann hinaus zu sehen ob der Zwerg wirklich verschwunden sei. Als Sepp sie beruhigt hatte, rief sie ihn zu dem Bette und sprach: Sieh doch die kleinen Bausbacken! Gott gab uns zwei Söhnchen

statt eines, aber das eine muste ich leider nackt in's Bett legen und dennoch gebe ich keines von beiden wieder her und wenn wir auch die ganze Nacht hindurch für unsere Kinder arbeiten müssen. Dann setzte sie hinzu: Es ist nur gut, daß der Zwerg fort ist; aber warum lieber Sepp, brachtest du ihn herein, indem du ja weist, daß die Zwerge die kleinen Kinder stehlen und dafür elende, gebrechliche Wesen in das Bett legen. — Da sieh nur unsere lieben Bübchen; wenn der Zwerg eines genommen hätte, ich wäre trostlos! Sprich nur gleich die Taufworte über sie aus, dann können ihnen die Zwerge nichts böses mehr thun. Sepp erfüllte den Wunsch der besorgten Mutter und taufte die Kinder. Jetzt erst war es ihm möglich zu erzählen, wie er zu dem Zwerge gekommen sei. Als Margaretha endlich alles wuste, meinte sie: Ja wenn sich die Sachen so verhalten, wie du mir eben erzählt hast, so hätte uns freilich der Zwerg nichts gethan, auch sah er braun aus und braune und weiße Zwerge thun dem Menschen kein Leid an, aber die schwarzen [1]) — vor denen fürchte ich mich! Du must auch nicht so ängstlich sein, antwortete Sepp und hob dabei ein Päckchen auf, das in der Stube am Boden lag. Was ist das? fragte er, und indem er es öffnete, fand er in dem Päckchen sechs Hemdchen, sechs weiße Tücher, sechs Röckchen und zwei Perlenschnüre, an welchen ein Kräutlein hing. Das hat der Zwerg gebracht, rief Sepp, und Margarethe dankte dem guten Zwerge, dem sie unrecht gethan habe. Dann rief sie freudig: Auch das Kraut Orant! und nahm schnell die Perlenschnüre und hing sie ihren Kindern um den Hals, indem sie leise für sich sprach: Da, ihr geliebten Buben, nun thut euch kein schwarzer Zwerg etwas, denn das Kraut Orant, welches an den schönen Perlenschnüren hängt, schützt euch, bis der Pfarrer kommt und euch ordentlich tauft. [2])

[1]) Vergl. Grimm Myth. 414.

[2]) Kuhn, nordd. Sag. S. 431 (266), Sag. Anm. 106. Gr. Myth. 1164.

Nach acht Tagen sollte der Pfarrer zur Taufe kommen und drei Bergleute, die in der Nähe wohnten sollten zu Gevatter stehen. Sepp wuste aber noch nicht, woher er Speisen nehmen sollte, um seine Gäste nach der Taufe bewirten zu können. Sepp sprach daher zu seinem Weibe: Wenn ich nur den Zwerg wieder erwischen könnte, der würde uns gewis helfen; aber es wird vergebens sein ihn zu suchen, denn die Zwerge sind nur sichtbar, wenn sie ihre Hütchen oder Nebelkappen verloren haben. Sepp wollte weiter sprechen, aber plötzlich that sich die Thür auf und in das Stübchen flogen sieben Brote, Fleisch und zwei große Säcke, und dann schlug die Thür wieder von selbst zu. Nun war ihnen geholfen. Auch in den folgenden Jahren wurden sie und ihre Kinder von unsichtbarer Hand oft beschenkt.

42.

Unweit Grein am Glomerbache lebte eine kranke Mutter mit ihrer Tochter; in der Nähe wohnten mehrere wohlhabende aber geizige Bauern. Zu einem solchen kam eines Abends, als es draußen stürmte und wetterte, ein bucklichtes Männlein, das einen ungeheuer großen Kopf hatte und kleine grüne Gänseaugen. Es bat um Unterstand, allein der Bauer wies ihn mit harten Worten ab. So ergieng es ihm noch vor andern Häusern. Nur in der Hütte der kranken Frau ward er von der Tochter freundlich aufgenommen und bewirtet. Beim Abschiede nahm er aus seinem Bündel einen frischen Blumenstrauß und überreichte ihn der Tochter mit den Worten: Bereite von diesen Blumen täglich einen Thee, gib ihn der Mutter zu trinken und sie wird bald gesund werden. Am ersten Ostertage aber beim Ave-läuten komm auf die Glomerhöhe, dort wirst du in der Nähe des Brachfelsens, wo rechts das Nadelholzwäldchen steht, einen Platz finden, der mit solchen Blumen überfüllt ist.

Darauf verschwand die Ungestalt und das Mädchen befolgte alles genau. Auch auf die bezeichnete Höhe wanderte sie und

brachte eine Zeit lang in der Zwergenhöle zu. In der ersten Nacht, die auf den Ostertag folgte, rollten große Steine von der Glomerhöhe und zerschmetterten die Häuser der reichen Bauern, nur die Hütte blieb verschont. Das Wasser strömte herab und dadurch entstand das Flußbett des Glomerbaches.

43.

In Altstadt im nördlichen Mähren heißen die Bergmännchen Trollen. Das nordische Wort troll, tröll, wird von Riesen, Elben und zauberhaften Wesen gebraucht. (Gr. M. 493, 956, 993.) Im mhd. trolle (masc.), in Altstadt „der Trollen." Meines Wissens kommt der Name in deutschen Sagen sonst nicht vor. Daß die Trollen in der folgenden Erzählung sich vor dem donnerähnlichen Geräusche fürchten, beweist ihre riesische Natur; die übrigen Züge sind mehr elbisch. In Altstadt erzählt man:

Das Bergvolk hat große Furcht vor dem donnern, so wie auch vor dem trommeln, weil es dem donnern gleicht. Wenn sie sehen, daß sich die Wolken zum Ungewitter zusammenziehen, so eilen sie gleich in ihre „Bergeln."

In der Nähe von Altstadt in Mähren lebte ein reicher Pächter, auf dessen Gut ein Bergerl war, in dem ein Trollen wohnte. Als nun einmal dem Pächter ein Kind getauft wurde, war er in großer Verlegenheit, da er den Trollen einladen muste, wenn er von ihm ein Taufgeschenk haben wollte. Und dieß hätte er doch gern gehabt. Da fiel ihm ein, daß der Knabe, der seine Schweine hütete, sehr pfiffig war, und er übertrug dem Knaben das Geschäft. In der Nacht um zwölf Uhr gieng der Bursche zum Hügel und klopfte an. Da wurde ihm geöffnet und er lud den Trollen zur Taufe ein. Dann muß ich wohl, sprach dieser, auch einen großen Taufschatz hergeben. Er öffnete seine Goldkiste, befahl dem Burschen, den Sack zu halten und warf das Gold hinein. Ist das genug? sprach er, als er schon viel hineingeworfen hatte. Der Knabe antwortete: Viele geben mehr, wenige geben

weniger. Das Männchen warf noch mehr hinein. Ist's genug? fragte es. Der Bursche sah hinein, hob auf, ob er noch mehr tragen könne und sprach: Das geben die meisten. Da leerte der Trollen die ganze Kiste und der Bursche sprach: Keiner gibt mehr, viele geben weniger. Da sprach der Trollen: Was für Gäste werden dort sein und was für eine Musik? Der Knabe entgegnete: Als Gäste sind drei Priester geladen, ein Bischof, St. Peter, St. Paul und die heil. Maria. Bei der Musik wird getrommelt. Getrommelt? erwiederte erschrocken der Trollen. O! dann komme ich nicht; einst gieng ich bei einem trommelnden vorbei, da warf er mir das Trommelholz auf den Fuß, daß ich heut' noch hinke..

Der Bursche bedankte sich und gieng heim. So war der Pächter von diesem Gaste befreit und hatte doch den Taufschatz.

44.

Im nördlichen Schlesien, bei dem Dorfe Heinzendorf, ist ein Berg, auf dessen Gipfel sich das s. g. Feneslodh befindet. Dort im Innern des Berges wohnten vor langer Zeit die Fenesleute; sie waren nicht größer als ein fünf oder sechsjähriges Kind, aber ihr Kopf, den sie mit einem großen, breitkrämpigen Hute bedeckten, war von unförmlicher Größe, und ihre Züge waren unschön.

Sie thaten den Menschen nichts zu leide, wenn sie nicht gereizt wurden, im Gegentheile, so mancher ist von ihnen bereichert, der sich ihnen freundlich erwies und ihnen Dienste leistete. Man erzählt sich von ihnen folgende Geschichten:

a. Ein armer Bauer aus Heinzendorf gieng in den Wald Holz zu sammeln. Auf dem Rückwege sah er einen Fenesmann mühsam mit einer Last von Säcken einherkeichen. Mitleidig nahm der Bauer dem Männlein die Last ab und trug sie bis an den Fuß des Berges, auf dem die Fenesleute wohnten. Beim Abschied gab er dem Bauern einen Sack zum Lohne.

Der Bauer dankte und entfernte sich. Anfangs fand er den Sack federleicht, doch wurde er mit jedem Augenblicke schwerer und zuletzt konnte er denselben kaum mehr weiter schleppen. Als er ihn nun zu Hause öffnete, war er ganz voll Silbermünzen, so daß er von der Stunde an ein reicher Mann war.

b. Ein Bauer befand sich einst auf dem Felde und ackerte. Da sah er aus dem Fenesloche auf dem Berge Rauch aufsteigen, was immer ein Zeichen war, daß die Männchen ihre Mahlzeit bereiteten. „Ihr Fenesleute," rief der Mann spöttisch (er wollte nämlich nie glauben, daß es Fenesleute gebe) „seid so gut und kocht für mich auch einen Krautplatz mit!" (eine Art Kuchen, der mit Kraut gefüllt ist). Nach einer Weile trat zu seinem großen Erstaunen ein ungestalter Fenesmann zu ihm und brachte ihm einen schönen Krautkuchen. Er dankte und der Fenesmann entfernte sich wieder.

Der Mann kehrte nun seinen Pflug um, so daß ihm das Pflugeisen als Tisch diente, und machte Anstalten den Kuchen zu verzehren; doch wie er denselben zerbrach, zerfiel er unter seinen Händen in Staub und Unrath. Das war die Strafe dafür, daß er die Fenesleute verspottet und nicht an ihr Dasein geglaubt hatte.

c. Es waren einmal zwei alte Bauersleute, ein Mann und eine Frau, denen gieng es sehr schlecht, denn sie waren schon zu schwach um nur das tägliche Brot zu verdienen. Wohl hatten sie einen Sohn, aber der war noch zu jung. Dem gieng die Noth seiner Eltern so zu Herzen, daß er beschloß ihnen zu helfen. Er trat vor sie hin und sprach: „Gute Eltern, ich kann euren Kummer nicht mehr ansehen, ich will fortziehen und mein Glück in der Welt versuchen. In ein paar Jahren komme ich dann als reicher Mann wieder und alle unsere Noth hat ein Ende." Lange wollten es die Eltern nicht zugeben, doch endlich, da der Sohn mit Bitten gar nicht nachließ, gaben sie ihre Einwilligung. Die

Mutter packte weinend sein bischen Habe in das Ränzel, und gab ihm eine Flasche Wein und ein Stück Brot. Dazu fügte sie die Ermahnung, daß er gottesfürchtig und fromm bleiben, und keinen Nothleidenden ungetröstet lassen solle.

Weinend schieden sie, doch bald wurde der Bursch in der freien Natur aufgeheitert, und ein lustiges Liedchen singend schritt er munter durch den grünen Wald. Da gewarte er unter einem großen Baume ein kleines Männlein, dessen unförmlichen Kopf eine kleine, goldene Krone zierte. Das war der König der Fenesleute; der rief den Burschen an: „O gib mir eine kleine Labung, guter Knabe, ich verschmachte fast vor Hunger und Durst." Schon wollte der Bursche vorübereilen, da fiel ihm die Ermahnung seiner Mutter ein, und er reichte dem Fenesmann Wein und sein letztes Stücklein Brot. Als der Feneskönig gegessen und getrunken hatte, sprach er zu dem Burschen: „Ich bin so schwach, daß ich nicht gehen kann, sei so gut und trage mich." Da nahm er den Feneskönig auf die Schulter und trug ihn bis an den Fenesberg, an den Eingang einer Höhle. Nun dankte der Feneskönig dem Jüngling, und sagte er solle nach vier Jahren wieder an dieselbe Stelle zurückkommen, dann werde er ihn belohnen.

Das Männchen gieng in die Höhle; der Bursche hinaus in die Fremde. —

Nach vier Jahren kam er wieder zurück, aber nicht als reicher Mann, wie er gewollt, sondern wo möglich noch ärmer als er fortgezogen. Das Glück war ihm nicht günstig gewesen, und traurig und düster schritt er durch den Wald. Da dachte er an das Versprechen des Feneskönigs. Und siehe da, er stund an dem Felsen, bei welchem er ihn verlassen hatte. Der Felsen that sich auf, der Feneskönig trat heraus und winkte dem Burschen. Der folgte ihm getrost in den Berg hinein, und wurde von den Fenesleuten trefflich bewirtet; überdieß gab ihm der König am andern Morgen sein Felleisen gefüllt zurück, mit dem Auftrage es erst zu Hause zu öffnen.

Dankend gieng der Bursch weiter und gelangte Abends vor seiner Eltern Haus. Erwartungsvoll öffnete er das Felleisen und sah lauter Eicheln darinnen. Ärgerlich ergriff er nun das Felleisen und begann die Eicheln in den Bach zu schütten. Da sah er es plötzlich im Mondschein blinken und flimmern; heftig klappte er das Felleisen zu, und fand zu seiner großen Freude Goldmünzen in dem Ranzen. Den grösten Theil hatte er freilich schon verschüttet, aber selbst der Rest genügte, um sich und seine Eltern für ihr ganzes Leben reich zu machen.

d. Die Fenesleute lieben die schönen Menschenkinder; und so geschah es oft, daß sie ein am Felde liegendes Kind mit sich in ihren Berg nahmen, und ein Feneskind dafür hinlegten. Darüber wurden aber die Bauern böse und beschlossen die Fenesleute zu vertreiben; sie warfen zu diesem Behufe Steine in das Fenesloch, und lauerten den Männchen überall auf. Endlich fanden es diese gerathen lieber freiwillig zu gehen. Einer von ihnen schlich sich in's Dorf und bot einem Bauer eine Menge Geld, wenn er eine Fuhre übernehmen wollte. Der Bauer willigte ein und fuhr mit seinem Wagen hinaus zum Fenesloch. Da war plötzlich der ganze Wagen voll Rindsblasen; der Bauer wunderte sich über die seltsame Last, noch mehr erstaunte er, als er seine Pferde von Schweiß triefen sah, und diese den Wagen kaum fortziehen konnten. So führte er sie bis über die Gränze.

Der Feneskönig belohnte ihn reichlich und sprach: „Nun sollst du auch sehen, was du gefahren hast.“ Jetzt kroch aus jeder Rindsblase ein Fenesmann mit Sack und Pack hervor, die nun alle rüstig weiterschritten. Seit der Zeit hat man keine mehr gesehen.

Jetzt wird das Fenesloch nur noch benützt um die Steine der nahe gelegenen Äcker hineinzuwerfen, aber im Munde des Volkes leben die Sagen von den Fenesleuten fort.

45.

Der Berggeist von Schemnitz wird geschildert als ein kaum drei Schuh hohes Männchen mit grauem Rocke und grauer Kappe, mit langem weißem Barte und einem goldenen Gürtel um den Leib.

In Gutwasser bei Budweis erzählt man von einem Berggeist Gangerl. Er brachte oft ein heftiges sausen und rauschen hervor, so daß ganze Felsstücke herabrollten. Frommen und fleißigen Bergknappen zeigte er sich günstig. Manchem hat Gangerl zu Reichtum verholfen.

In Kärnten soll der Teufel „das Gangerle" heißen. Vergl. Schmeller bair. Wörtb. 2, 55. Ein nordischer Beiname Odins war Gangleri d. i. der wandernde. (s. jüngere Edda: Gylfaginning; ferner Gr. M. 148, 301.) Gan-hart (Teufel) Gr. Gramm. 2, 340.

46.

In der Nähe von Ödenburg hatte eine Bäuerin ein Kind in der Wiege liegen, und eine Nachbarin kam und verwunderte sich über den großen Kopf des Kindes. Ist das euer Kind? fragte sie. Ich glaube wohl, antwortete die Bäuerin, aber ich muß gestehen, daß ich schon Bedenken gehabt habe, und zwar aus folgendem Grunde. Gleich nach der Geburt des Kindes überfiel mich ein Schlummer. Da war mir plötzlich, als ob sich leise die Thüre öffnete, und ein Mann mit aufgestülpten Hemdärmeln und scharlachrother Weste hereinkäme. Schnurgerade gieng derselbe auf mein Bett los, und nahm mir mein Kind, während er ein anderes an dessen Stelle hinlegte. Bald darauf erwachte ich und hielt alles für einen Traum, da mein Kind neben mir im Bette lag. Die Nacharin sagte: Wahrheit ist es und kein Traum! Habt ihr denn niemals von dem Kinderwechsler gehört! Ihr könnt aber euer Kind wieder zurückerhalten, wenn ihr meinen Rath befolgt. Schichtet Holz aufeinander, und stellt einen Kessel mit

Wasser darüber. Abends, wenn das Avemariaglöckchen ertönt, zündet das Holz an, und macht ein so großes Feuer, daß das Wasser noch während des Avemarialäutens zu sieden anfängt. Dann thut als wenn ihr das Kind in das siedende Wasser werfen wolltet. Thut ihm aber nichts zu leide; denn wie ihr das Kind des Kinderwechslers haltet, so wird das eurige von ihm gehalten. Der Kinderwechsler weiß sehr genau wie es seinen Kindern geht, und liebt sie auch sehr. Wenn er nun sehen wird, daß ihr sein Kind in das siedende Wasser werfen wollt, so wird er kommen, um sein Kind zu retten, und mit sich zu nehmen, und wird euch dafür das eurige bringen. Des andern Tages abends richtete die Bäuerin das Holz her, und stellte den Wasserkessel darüber. Als nun das Avemariaglöckchen ertönte, machte sie ein so großes Feuer, daß binnen wenigen Minuten das Wasser zu sieden anfieng. Nun wollte sie das Kind in denselben werfen. Kaum hatte sie das Kind in den Händen, als die Thür heftig aufgerissen wurde, und ein großer Mann mit aufgestülpten Hemdärmeln und scharlachrother Weste stürzte, ein Kind auf den Armen, herein. Schnell riß er der Bäuerin das Kind aus den Händen, und eilte mit ihm davon. Die Bäuerin lief ihm nach; als sie aber vor die Thüre kam, war er bereits verschwunden und nichts war mehr von ihm zu sehn. Die Bäuerin kehrte nun in die Küche zurück und fand dort das Kind, welches der Kinderwechsler gebracht hatte. Die Ähnlichkeit, welche dieses Kind mit der Bäuerin hatte, und der Umstand, daß das Kind am Arme ein Muttermahl hatte, das mit einem der Bäuerin ganz gleich war; machte, daß die Bäuerin das zurückgelassene Kind als ihre Tochter erkannte.

Die Kinder des Kinderwechslers sind bei dem Volke unter dem Namen „Wechselbälge" bekannt. Sie zeichnen sich durch einen ungestalten Körperbau und besonders durch einen großen Kopf aus.

Daß gerade „Unterirdische" (Grimm Myth. 437; Kuhn Nd. Sag. Nr. 36) die Kinder stelen, scheint in Österreich nicht Volksglaube zu sein. An manchen Orten schreibt man es dem Teufel zu, und zwar geschieht es meist in den „Rauhnächten." Der Teufel muß das rechte Kind wieder zurückbringen, wenn man den Wechselbalg auf die Thürstufe legt und dreimal hinüber steigt.

In Nied. Österreich (Wultendorf) glaubt das Volk, die Kinder werden vom „Klagemütterl" (vergl. oben III, Nr. 28) umgetauscht oder auch von ihrem Sohne, der in Jägerkleidung kommt. Die Wechselbälge haben einen ungeheuer großen Kopf, lernen nie sprechen und sterben früh oder entlaufen. Bringt das Klagemütterl das rechte Kind zurück, so ist es um kein Haar gewachsen.

In Böhmen werden die Kinder von den wilden Frauen gestolen (s. weiter unten Nr. 55).

III. Hausgeister.

47.

Bei Dittersbach im nördlichen Böhmen liegt in einem Walde eine einsame Mühle. Sie wurde nur von dem Müller bewohnt, der die wenigen Mahlgäste selbst bediente; sein Hauswesen besorgte ein Kobold, der die Stube reinigte und andere kleine Geschäfte verrichtete. Dafür erhielt er Speise und Trank. Beides wurde an einen besonderen Ort hingestellt, und er nahm es noch vor gethaner Arbeit zu sich.

Einst kam spät abends ein Handwerksbursche in die Mühle und bat um Nahrung und Obdach. Der Müller wies ihm eine Schlafstätte an; aber Speise und Trank vermochte er ihm nicht zu geben, weil das, was er noch hatte, für den Kobold bestimmt war, der sich seinen Verdienst nicht nehmen ließ. Der Müller ersuchte daher den Gast bis kommenden Morgen auszuharren, aber ja nicht die Speisen des Koboldes anzurühren, da er sonst dessen Rache zu fürchten habe. Mit diesen Worten begab er sich zur Ruhe.

Der Handwerksbursche suchte nun seine Lagerstätte auf und verfiel in einen leichten Schlummer. Der Hunger aber weckte ihn, und um diesen zu stillen vergaß er das Verbot des Müllers, aß die Speisen des Kobolds, und gesättigt schlief er bald ein.

Als die Wanduhr Mitternacht verkündete, öffnete sich die Thüre, und es trat ein unförmliches Wesen ein. Sein großer Kopf mit stark vorspringender Nase saß tief zwischen den Schultern, an denen lange dünne Arme hiengen; die Beine waren säbelförmig gebogen, so daß es schien, als ob sie den plumpen Körper nicht zu tragen vermöchten und zusammenbrechen wollten. Das struppige rothe Haar bedeckte beinahe ganz die grauen, kleinen Augen. Er gieng sogleich zu jener Stelle, wo er seine Nahrung zu finden hoffte; als er sie aber nicht mehr fand, schweiften seine Blicke in der Stube umher, und ein schadenfrohes lächeln zeigte an, daß er den Räuber seiner Sachen gefunden habe. Dennoch machte er sich an die Arbeit, kehrte die Stube aus, stellte die verschobenen Sachen an ihren Ort und reinigte sie sodann vom Staube. Er kam nun auch zu der Schlafstätte des Wanderburschen, um sich zu rächen. Er ergriff ihn beim Beine und zog ihn von seiner Schlafstätte, so daß er auf den Boden fiel. Der erwachte Bursche nahm seinen Stock zur Hand und drang damit auf seinen Ruhestörer ein. Allein, sobald er ihn in eine Ecke gedrängt hatte und nun mit dem Stocke furchtbar drein schlug, überzeugte ihn ein spöttisches lächeln aus der andern Ecke, daß sein Widersacher entwischt sei. Lief er nun dorthin, so ergieng es ihm ebenso. Trotz seiner Wuth erkannte er bald, daß er es mit einem mächtigeren zu thun habe. Er legte sich wieder und suchte einzuschlafen; allein der Kobold ließ ihm keine Ruhe. Der Bursche widersetzte sich, aber es half nichts; er muste alles geduldig über sich ergehen lassen. Erst nach Verlauf der Geisterstunde wurde er von seinem Plagegeiste befreit. Totenbleich erwartete er den Morgen. Der Müller, dem er sein Leid klagte, fühlte Mitleid mit dem zerschlagenen Burschen, und gab ihm Speise, Zehrgeld und gute Lehren mit auf den Weg.

48.

Die Nächte von Weihnachten bis zum heil. Dreikönigstage werden in Böhmen und andern Theilen Österreichs die

„Unternächte" genannt. In dieser Zeit machen sich die Hausgeister besonders bemerkbar. Nicht weit von Saaz lebte eine Bürgerfamilie, deren Hausmutter in der Zeit der Unternächte, wie gebräuchlich, ihre Dienstmagd wechselte. Als das Mädchen den ersten Tag im Dienste zubrachte und früh morgens sehr zeitlich aufstand um seine Arbeiten so bald als möglich fertig zu haben, fand es zu seinem großen erstaunen bereits Zimmer und Küche blank gescheuert, alle Geräte geputzt, kurz alles war bereits in Ordnung. Das Mädchen, in der Meinung, die Frau müsse es gethan haben, war erstaunt darüber, daß diese schon so früh aufgestanden sein sollte und nahm sich vor, am folgenden Tage noch zeitlicher aufzustehen. Als die Frau erwachte, hatte sie große Freude über den Fleiß ihres Dienstboten, denn sie glaubte diese habe alles gemacht und nahm sich im stillen vor, das Mädchen dafür zu belohnen. Des andern Tages steht das Mädchen noch früher auf, findet jedoch abermals alles ganz so, wie sie es am Morgen zuvor gefunden hatte. Auch am dritten Tage kam sie nicht zu dem erwünschten Aufschlusse. Als nun an diesem Tage die Frau abermals so freundlich und zuvorkommend mit ihr war, und ihren Fleiß lobte, sagte sie ihr endlich, daß es sie außerordentlich kränke, wenn die Frau alle Arbeiten selbst mache. Diese fragte befremdet, wie sie das meine. Beide kamen nun überein mehrere Nächte abwechselnd zu wachen, damit sie dann sicher den räthselhaften Helfer entdecken könnten. Schon in der ersten Nacht zwischen 12—1 Uhr sahen sie zwei winzige Hauskobolde, in der Gestalt eines Knaben und Mädchens hereinkommen. Beide arbeiteten mit einer solchen Schnelligkeit, daß in kurzer Zeit alles in Ordnung war. Verwundert beschlossen sie auch in der folgenden Nacht zu wachen und sie gewarten das gleiche. Die Kobolde erschienen, arbeiteten fleißig und giengen wieder ihres Weges. Besonders auffallend schien es ihnen, daß die armen Geister ganz nackt kamen. Mitleidig beschloß die Frau ihnen eine Freude zu machen und legte ihnen in der folgenden Nacht 2 ganze vollständige Kleidungen

zurecht. Als sie kamen und die Kleider sahen, fingen sie überlaut zu weinen an und der Kobold sagte zu seiner Gefährtin: Nun werden wir auch hier bezahlt und dürfen nichts mehr arbeiten; wo werden wir nun wieder eine gesittete Familie finden? Klagend packten sie dann ihre Geschenke zusammen, giengen ohne etwas zu arbeiten fort und kehrten nicht mehr wieder.

49.

Als Hausgeister der slawischen Mythologie (vergl. Hanusch, slaw. Mythus 350) sind bekannt die Didken in Galizien (bei den Boiken, Huzulen und Goralen). [1]) „Die kleinen Elementargeister nennt der Boike Didky, verwandt dem slowakischen und russischen Dédusko dem böhmischen Diblik, Diablik, Teufelchen. Sie scheiden sich in zwei Klassen, jene welche mit den Menschen verkehren, und die wilden. Erstere gehen mit den Hauswirten Verträge ein, und erhalten für ihre Dienste alte Fetzen zur Bekleidung, einen leeren Winkel als Bettstätte und Speisen, die jedoch ungesalzen sein müssen. Ihr gewöhnliches Plätzchen ist der Ofen und ihre Thätigkeit bezieht sich auf die Hauswirtschaft. Erfüllt der Hauswirt sein Versprechen, so nehmen sie sich sorgsam seiner Habe an, weiden und hüten das Vieh, bewachen die Felder und wenn er Bienenzüchter, Fischer und Jäger ist, so sammeln sie Bienenschwärme, fangen die Fische und jagen das Wild. Nach dem Tode des Hauswirtes dienen die Didky seinen Erben Anfangs ohne Vertrag, wenn dieser aber ihre Dienste nicht anerkennt und annimmt, so machen sie Nachts in seinem Hause so lange einen unerträglichen Lärm, bis er seine Wohnung auf eine andere Stelle überträgt. Darauf verläßt der Didko seinen einstürzenden Ofen nnd siedelt in Sümpfe über. Die in solchem

---

[1]) Das folgende nach einer Mittheilung in der Austria 1857 S. 316. Zur Vergleichung mag sie hier Platz finden. Die slaw. Hausgeister sind auch dienstfertig, aber eigennützig (Hanusch 330).

Zustande verwilderten Didky sind äußerst bösartig, bieten sich aber noch immer den Leuten gerne zum Dienste an. Wer einen Didko in Dienst zu nehmen wünscht, muß vor allem am Vorabend des heil. Georg neun ungesalzene Brotlaibe backen und hierauf sich vor Mitternacht auf einen Kreuzweg begeben und durch gewisse Formeln die Didky zum Genusse einladen. Auf dieß tritt ihr Ältester hervor und fragt, zu welchen Diensten er einen Diener brauche. Auf die Antwort, daß er ihn zu diesem und jenem Dienste benöthige, tritt ein dienstbereiter Didko vor und läßt sich dingen. So leicht der Hauswirt einen Didko sich verschafft hat, ebenso leicht kann er sich seiner entledigen. Dieß geschieht sehr häufig, vorzüglich deshalb, weil in solcher Gesellschaft zu sterben für eine große Sünde gehalten wird. Am leichtesten entledigt man sich des Didko durch Verkauf. Der Besitzer kann ihn in einem Span, Fläschchen und sonst in einem andern Gegenstand einem Nachbar um beliebiges Geld abtreten. Überdieß kann er ihn in irgend einem Gegenstand auf eine öffentlich zugängliche Stelle hinauswerfen oder endlich beim sterben seinem Erben hinterlassen, wenn ihn dieser gerne annimmt. Man kann einen Didko überdieß aus einem unreifen Ei aufziehen, das man unter die Schwelle des Vorhofes vergräbt und aus welchem nach neun Jahren ein Didko ausgebrütet wird. Die eigentliche Gestalt des Didko ist die eines Stutzers, mit Frack, engen Beinkleidern und hohem Hute, doch nehmen sie auch die Gestalt von Katzen, Hunden, Mäusen 2c. an und zeichnen sich stets durch grünglänzende Augen aus. Die Didky leben so lange, bis der Blitz oder die schnelle Handbewegung eines Mannes von rechts nach links sie tötet, und haben demnach beschränktes Leben. Die wilden Didky leben unter sich in einer gewissen Verbindung, sie feiern Hochzeiten und Geburten lustig und lärmend; um diese Zeit beleuchten sie ihre Sumpfpaläste glänzend, Tanz und fröhliche Musik bewegt die ganze zahlreiche Versammlung. Einst kam es vor, daß auch die Menschen zu ihren Festlichkeiten als Musiker geladen wurden, aber Speise und Geld,

das man ihnen als Entgelt gegeben, verwandelte sich häufig in Kehricht und Scherben. Auch jetzt noch hört man hie und da von den nächtlichen Arbeiten der Kobolde erzählen, welche diese mit großem Lärm verrichten, und mancher Boike und Huzule kauft sich noch heute einen Didko als Schutzgeist des Hauses. Die meisten Erinnerungen aber erhalten sich bloß in der Volkssage. Verwandt mit den Didky sind die Jazie, welche immer als feindselige, bösartige Wesen auftreten. Sie sollen in unzugänglichen Waldgegenden wohnen, wo sie Haus und Hof haben. Umgeben von einem Kreise schöner den Menschen gestolener Mädchen locken sie die Jünglinge zu sich, erschlagen sie hierauf, und pflanzen ihre Köpfe auf die Pfähle ihres Hofes. Ihre Nahrung besteht aus Menschenfleisch, namentlich lieben sie das Fleisch kleiner Kinder, ihr Getränk ist warmes Blut. Selten ereignet es sich, daß sie irgend ein Held im Kampfe, noch seltner durch List überwindet, indem sie mit Gewalt auch Zauber verbinden. In der jetzigen Zeit leben derlei Ungethüme, welche sich leicht als eine Personifizierung der in den Karpathenwäldern sehr zahlreich vorkommenden Raubthiere erkennen lassen, nur noch in den Volkssagen. Doch nennt der Boike und Gorale noch heutzutage ein böses, zänkisches Weib Jazia."

In südslawischen Landestheilen, namentlich in Krain, erzählt man vom Škrat. Dieser Name stimmt zu dem deutschen Schrat (Gr. M. 448). Ein Ort in Nied. Österr. bei Retz heißt Schrattenthal.

Die Schluchten auf dem Karst (um Sessana) werden Jama (Grube) genannt. Tief unten in der Jama hauset der Škrat; er hat lange Arme, eine grüne Jacke und eine rothe Mütze mit einer weit herunterhängenden Quaste. Da unten sitzt er und ißt seinen Heidesterz aus einer irdenen Schüssel. Wirft nun jemand einen Stein in die Jama, und trifft er die Schüssel, so wird er vom Škrat geholt.

IV. Waldgeister.

50.

Zu den mythischen Personifikazionen gehört auch der in Österreich hie und da vorkommende Hehmann (vergl. Panzer, bair. Sag. 2, 81: Helmann, Hetzmann). An der Krems gleicht er einem Hausgeiste, indem man von ihm erzählt, daß er gern in Stall und Küche arbeite. Einmal kam ein Geistlicher, um ihn zu erlösen, weil er durch sein necken und spotten den Leuten verleidet war. Der Hehmann sagte aber zum Pfarrer: Du hast deiner Mutter einmal ein Ei gestolen, du Dieb! Seit jener Zeit hauste der Hehmann als Quälgeist immer ärger, insbesondere im nahen Walde, wo er die Leute irre führte. Seitdem aber dieser Hehmann das Haus des Bauern verlassen, hatte dieser kein Glück mehr.

In Policzka (Böhmen) wird ein Waldgeist von seinem Rufe he, he! so genannt. Wer ihn verspottet, dem huckelt er auf, und er muß die schwere Last tragen. Man schildert ihn als großen Mann mit schwarzem Mantel.

In der Umgebung von Semlovitz (im Pilsner Kreise) ist ein Wald, in welchem „Hehmänner" sein sollen. Diese verwunschenen Menschen schreien, wenn jemand in ihre Nähe kommt: Heh, wo geb' ich's hin? Eines Tages gieng ein

Mann durch diesen Wald. Da hörte er den Hehmann rufen. Er glaubte es mache sich jemand einen Spaß, und rief: gib's nur dorthin, wo du es genommen hast. Dadurch ward der Hehmann erlöst; aber von dieser Stunde an hörte und sah man nichts mehr von dem Manne, und die Leute sagten, er müsse nun statt des erlösten Hehmannes schreien.

51.

Das Buschweibchen wohnt im tiefsten Walde und nur alle hundert Jahre läst es sich einmal sehen.

Ein altes Weib (aus Warnsdorf) wollte es gesehen haben und erzählte folgendes:

Als ich noch eine flinke Dirne war, trieb ich oft des Pfarrers Kühe auf die Weide. Die Weide aber war eine Waldwiese, weit vom Dorfe entfernt. Eines Tages saß ich ganz einsam da; nur die Kühe grasten in meiner Nähe. Ich hatte die Spindel in der Hand und spann und war so ganz in Gedanken versunken. Da raschelte es im Laube und hervor trat ein altes Weib, deren Anblick mich nicht wenig erschreckte. Ich war bald fest überzeugt, es müsse das Buschweibchen sein; denn es sah gerade so aus, wie es mir meine Großmutter beschrieben hatte.

Es war ein steinaltes, tiefgebücktes Mütterchen. Seine Haare waren lang und schneeweiß, und hingen ihm in wilder Unordnung um den Kopf. In der Hand hielt es einen knotigen Stock; die Schürze hatte es heraufgebunden, als trüge es etwas darin, und auf den Füßen wuchs ihm Mos.

Das Mütterchen wankte heran zu mir und fragte mich: „Mäd'l, willst mir die Haare ordnen?" — Mich schauderte; trotzdem machte ich mich daran, ihre Haare in Ordnung zu bringen. Aber ihr Kopf war eiskalt und auch meine Hände erstarrten. Mich befiel ein zittern, ich muste mich niedersetzen, und sagte: Ich kann nicht mehr! Das Buschweibchen trat vor mich hin und schüttete mir schweigend eine Menge gelber Blätter in den Schoß. Dann wandte sie sich, wankte von

dannen, bog um eine Waldecke und war in kurzer Zeit verschwunden.

Ich sprang auf, warf das welke Laub weg, trieb die Kühe zusammen und eilte mit ihnen dem Dorfe zu. Keichend und zitternd kam ich im Pfarrhofe an und brachte die Kühe in den Stall. Als ich ihnen den Trank reichen wollte, muste ich mir die Schürze fester binden. Ich löste das Band und — klirr — fiel etwas zu Boden. Ich bückte mich, hob es auf und siehe, es war ein Goldstück. Nun ward mir's klar. Eines jener Laubblätter, die mir das Buschweibchen geschenkt und die ich später weggeschüttet hatte, war vom Schürzenbändchen festgehalten und zum Dukaten geworden. Später erzählte ich dem Pfarrer mein Erlebnis; er schüttelte den Kopf und sprach: Sieh, Mädl, du hättest leichtlich dein Glück gegründet! — Nie habe ich das Buschweibchen wiedergesehen.

Die Leute um Warnsdorf im nördlichen Böhmen glauben fest an das Dasein des Buschweibchens. Wenn im Frühlinge und Herbste zerrissenes Nebelgewölk vom Gebirge aufsteigt, wenn „der Wald raucht," so pflegt man zu sagen: „Das Buschweibchen kocht!" — Jene Nebelstreifen werden als der Rauch von seinem Herde bezeichnet.

Wenn im Aprill ein Hagelschauer naht und die Gipfel der Berge verschleiert, so ruft man: „Seht, das Buschweibchen steigt über das Gebirge!" [1])

52.

In den abgelegenen Schluchten und Nebenthälern des Iselthales im östlichen Tirol erzählt man sich viel von den sogenannten salig'n Leut'n. [2]) Nach dem Glauben der Alten

---

[1]) Das Buschweibchen ist demnach Wald- und Luftgeist. Vergl. Gr. M. 452.

[2]) Zingerle hat zwei Märchen von den „Salinger Fräulein" S. 54 (I). Unsere Überlieferung hat mir ein Lehrer aus Schlaiten im Iselthale erzählt. Vergl. Schmell. 3, 223. Gr. Myth. 817 ff. Pfeiffers Seelentrost (Fromm. Zeitschr. f. Mundart. 1, 170) Nr. 4. 5.

waren sie Kinder Adams, die er schon vor dem Sündenfalle gezeugt hatte, daher sie auch der traurigen Erbschaft nicht theilhaftig wurden, und für sie blieb die Erde noch Paradies, während sie für die Kinder der Sünde zum Jammerthal wurde. Jedoch hatte Gott auch für sie, als er nach der Sünde Gericht hielt, ein besonderes Urtheil gesprochen, welches auf ihr Dasein und auf ihre eigentümliche Lebensweise Bezug hatte.

In der alten Zeit verkehrten sie zwar mit der noch unverdorbenen Menschheit, als aber diese allmählich entartete, musten sich die frommen und friedlichen Salig'n in einsame Höhlen und Wälder zurückziehen, wo sie sich aus Wurzeln und Kräutern schmackhafte Speisen zu bereiten wissen. Die Gemse, ihr Hausthier, ist für sie ganz zahm und gibt ihnen Milch; gegen Kälte und Hitze, sowie gegen andere Unbequemlichkeiten sind sie unempfindlich.

Vor nicht gar langer Zeit gab es in den Hochthälern Tirols noch viele, und sie ließen sich auch öfter sehen, aber immer nur bei einfältigen, frommen Leuten, denen sie für manche kleine Gabe Glück und Segen in das Haus brachten. Bald wurden jedoch auch diese „zu gescheid," und die guten, lieben Salig'n lassen sich nun auch bei den Tirolern nicht mehr sehen.

Meine Mutter erzählte mir folgendes: Unweit von meinem Geburtsorte (Schlaiten im Iselthale) hoch auf einem Berge, ganz nahe der Alpenregion lebt ein Bauer Namens Griedling. Zu diesem kam alle Sonntag eine Salige, während alle Hausgenossen in der fernen Kirche waren, und nur die Magd oder die Bäuerin zu Hause das Mittagsmahl bereitete. Sie streckte dann immer die Hand durch ein offenes Fenster in die Küche, und die daheimgebliebene Person gab ihr von den schon bereiteten Speisen, worauf sie sich dann mit dem Wunsche, daß über diesem Hause der Segen Gottes ruhen möge, in den nahen Wald zurück begab. Sie war schön, ihr Aussehen ließ auf ein Alter von 30 Jahren schließen. Sie blieb sich durch viele

Jahre immer gleich; ihre Haare trug sie aufgelöst, die Kleidung war die gewöhnliche Landestracht.

Einst hatte jener Bauer eine geizige und neidische Magd, die lieber daheim blieb, als in die Kirche gieng. Diese verdroß es, der Saligen immer die schon bereitete Speise zu geben, und als dieselbe wie gewöhnlich ihre Hand durch das Fenster steckte, nahm sie ein scharfes Beil und hieb ihr den Arm weg. Die so mishandelte Salige entfernte sich ruhig mit dem Bedeuten, daß der Segen Gottes nun von diesem Hause weichen werde. Nebstdem solle sich immer eine kranke oder bresthafte Person in der Familie befinden, so lange das Haus stehe.

Diesen Wunsch findet der Aberglaube seit langem bestätigt; denn der Bauer hält zwar einen großen Viehstand, jedoch ist alles nicht hinreichend ihn von seinen Schulden zu befreien. Zu den bresthaften wird gegenwärtig eine Tochter vom Hause gerechnet, deren ganzer Rücken mit Schweinsborsten bewachsen ist; daher zeigt sich auch kein Freier und die unglückliche in ihrem unfreiwilligen Altjungfernstande muß die Sünde der neidischen Magd büßen.

53.

Am linken Ufer der Isel etwa 4 Stunden von Lienz aufwärts gegen Windischmatrey öffnet sich das Kalserthal, in dessen Hintergrunde der Großglockner steht, als riesiger Grenzstein Tirol von Kärnten und Salzburg scheidend. Das Thal bildet einen rundlichen ziemlich weiten Kessel, auf dessem Grunde ein großes Dorf steht mit hölzernen rabenschwarzen Häusern, eng aneinander gebaut. Es ist Kals, auch Großdorf genannt, und gehört in den Bezirk Windischmatrey. Die Einwohner sollen, nach der Sage, als riesig starke Räuber weit von Osten kommend über die Tauern gestiegen sein, hier sich niedergelassen, und von diesem abgeschlossenen sicheren Verstecke aus ihre Raubzüge nach Süden unternommen haben.

Ganz zu hinterst im Thale an einem steilen Abhange des Großglockners findet man ein Bauernhaus, zum Spöttling genannt. Vor nicht gar langer Zeit war ein junger, schöner Mann Besitzer dieses Hauses. Weil er sehr jähzornig war, und den Brantwein liebte, so hielt es ihm schwer eine ordentliche Braut zu bekommen. Er hatte sich endlich vorgenommen gar nicht zu heiraten. Da kam einmal ein Mädchen zu ihm, und fragte, ob sie nicht als „Dirn" (Dienstmagd) da bleiben dürfe. Sie war schön, groß und stark, und niemand wuste wer sie sei, und woher sie komme. Sie gefiel dem Bauern und er behielt sie. Es zeigte sich bald, daß sie sehr fleißig und geschickt war zu allen Arbeiten; dabei war sie immer lustig und guter Dinge. Der Bauer übertrug ihr endlich die ganze Hauswirtschaft und trug ihr auch seine Liebe an. Sie schien darüber erfreut zu sein, und erwiederte sehr ernst, daß sie ihm eine Bedingung machen müsse, nämlich: er solle sie nie schlagen. Wenn es aber einmal dazu käme, so solle er es nie mit geballter Faust, sondern mit der flachen Hand thun. Der Bauer dachte nicht entfernt an die Möglichkeit, daß solches je einmal geschehen könne, und meinte daher, diese Bedingung sei durchaus kein Hindernis.

Mehrere Jahre verstrichen in friedlicher Ehe und schon war die Unbekannte Mutter von zwei Töchterlein geworden. Aber nach und nach verlor sich bei dem Bauern das Andenken an die geheimnisvolle Herkunft seines Weibes, und an die räthselhafte Bedingung.

Als er einmal etwas benebelt vom Wirtshaus heim gieng, dachte er darüber nach, was denn wohl geschehen möge, wenn er sein Weib schlüge. Als er nach Hause kam, wollte er Streit mit ihr anfangen, und da sie ihm auszuweichen suchte, ward er zornig, und versetzte ihr einen derben Schlag mit der Faust auf den Rücken. Da hüllte das Weib ihr Gesicht in die Schürze nnd gieng fort. Als der Bauer des andern Tages seinen Rausch ausgeschlafen hatte, suchte er überall sein Weib, fand es aber nirgends. Als der nächste Samstag kam,

und man schon Feierabend machte, da giengen die beiden Töchterlein, die erst 4—5 Jahre alt waren, in den nahen Wald hinaus. Am Abend kamen sie wieder zurück, und waren sauber gewaschen, gekämmt und ihre Haare in Zöpfe geflochten. Als man sie fragte, wer sie gewaschen und gezopft habe, da anworteten sie: die liebe Mutter habe es ihnen gethan, die im Walde draußen sei. So geschah es alle Samstage, bis die Kinder erwachsen waren und sich selber waschen und zopfen konnten. Der Bauer aber bekam seitdem das stottern und das gieng auf alle spätern Besitzer des Hauses über. Allgemein meint man, jene Frau sei eine „Salige" gewesen.

54.

Etwa 3 Stunden von dem Dorfe Hirschbergen entfernt ist der Plöckenstein. Dieser Berg wird durch mehrere Felsen gebildet, die verschiedene Höhe haben. Am Fuße des grösten dieser Felsen befindet sich der schwarze See, auf den man von einer Platte über demselben bequem herabsehen kann. Dieser Felsen so wie auch der See sind von vielen Geistern bewohnt. Den See bewohnen namentlich die wilden Frauen (diwoky ženy), welche die Leute in die Nähe locken, und sie dann hineinziehen. Das Aussehen derselben ist sehr wild; ihre langen Haare flattern verworren im Winde, und nur ein kleines rothes Käppchen bedeckt den Scheitel des Kopfes. Sie nähren sich von einer Wurzel (Sladyčka), welche auch Zauberkraft besitzt, und am Boden des Sees wächst. Am meisten befassen sich die wilden Frauen mit stelen und verwechseln neugeborner Kinder. Man glaubt auch, daß sie Schuld daran sind, wenn ein Kind tot zur Welt kommt. Wenn ein solcher Fall vorkommt, so schneidet der Vater des Kindes einem neugeborenen Kalbe den Kopf ab, stellt sich mit diesem auf eine Brücke, und wirft den Kalbskopf über den seinen hinweg in das Wasser, und eilt dann ohne sich umzusehen nach Hause. Die Kinder, welche von den wilden Frauen umgetauscht werden, sind sehr hässlich, und schreien den ganzen Tag hindurch. Um

sich solcher Kinder zu entledigen, muß man im Besitze der Sladyčka sein. Man bindet nämlich dem Kinde mit dieser Wurzel Hände und Füße zusammen, streicht es mit Ruthen [1]) und spricht: „Nimm dir das deine und bring mir das meine." Von dem heftigen schreien des Kindes wird die Mutter desselben gerührt und sie bringt das gestolene Kind zurück.

55.

Die wilden Weiber (böhm. divé ženy) in der Umgegend von Moldautein sind groß und Furcht einflößend, das Gesicht ist mit Borsten bewachsenen Warzen bedeckt und der Mund breit. Das rechte Auge ist schwarz und liegt tiefer als das linke, welches blau ist. Die rothen Haare hängen ungekämmt bis zur Mitte des Körpers herab.

Die Wohnung der wilden Weiber ist eine unterirdische, vielfach verzweigte Höhle, welche nur durch eine Öhllampe matt erleuchtet wird und in die eine einzige Fallthüre führt, mit Mos und Steinen bedeckt und so verzaubert, daß kein Mensch dieselbe zu finden im Stande ist.

Die wilden Weiber sind böse Geister, welche den Menschen jeden nur möglichen Schaden verursachen; sie rauben den Hirten oft ein Stück Vieh von der Herde, die auf der Wiese weidet und stelen Garben vom Felde oder Früchte von den Bäumen und schleppen hierauf die Beute in ihre Höhle. Das Getraide wird zermalmt und aus dem Mehle verstehen sie auch Brot zu backen. Der Ofen befindet sich unweit der Fallthüre. Ist es ihnen unmöglich diese Nahrungsmittel zu bekommen, so erjagen sie sich einiges Wild oder fangen Frösche.

Die wilden Weiber verstehen es, giftige Schlangen zahm und unschädlich zu machen; sie kennen überhaupt die geheimen Kräfte der Natur; so bereiten sie aus den verschiedenartigsten Kräutern und Wurzeln eine Salbe, mit der sie ihren Körper

[1]) Vgl. Kuhn, nordd. Sag. Nr. 36. Grimm, deutsche Sag. Nr. 87.

einschmieren, bevor sie aus der Höhle in's Freie fliegen, um so den Körper leichter zum Fluge zu machen. Flügel jedoch haben sie keine.

Die wilden Weiber lieben Musik und Tanz, der von ihnen bei einem heftigen Sturme mit der ausgelassensten Wildheit in der Luft ausgeführt wird.

Auf Nahrungsraub gehen sie in der Nacht aus und wählen dazu meist finstere, stürmische Nächte. Die wilden Weiber sind unverheiratet; da sie aber doch Kinder haben wollen, so stelen sie diese den Menschen. Auf diese Weise pflanzen sie ihr Geschlecht fort. [1]) Um Kinder zu rauben, brauchen die wilden Weiber nicht Gewalt, sondern nur List. Bei ihren Raubzügen handhaben sie gewöhnlich lange, dicke Knotenstöcke, welche mit Schlangen umwunden werden, oder sie halten auch wohl nur die Schlange allein in der Hand.

In mondhellen Nächten versammeln sich die wilden Weiber gern an den Ufern der Flüsse oder Teiche, und erfreuen sich da an der glatten von dem Monde beschienenen Wasserfläche und den vielen funkelnden Sternen. Die Weiber thuen dieses darum gerne, weil sie in ihrer Wohnung wenig Licht haben. Auch sitzen sie am Ufer und spinnen Flachs zu Hemden und Röcken.

Über einen Kinderraub der wilden Weiber erzählt man sich folgendes:

Es war einmal ein reicher Gutsbesitzer, welcher eine brave Frau und zwei Kinder hatte. Er bewohnte mit seiner Familie und Dienerschaft ein schönes Schloß, das jedoch in der Gegend ganz allein stund, denn es gab weit und breit in der Umgebung keine menschliche Wohnung. Seine Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, waren klein und konnten noch nicht laufen. Es traf sich, daß Herr und Frau auf Besuch zu ihren Verwandten abreiseten. Die Kinder, ihre einzige Freude, übergaben sie der Obhut der Kindswärterin und befahlen auf die Kinder besonders Acht zu haben. Am zweiten

[1]) Das vermuthet schon Grimm; s. Mythol. 437.

Tage nach der Abreise der Herrschaft befand sich die Wärterin mit den zwei Kindern ganz allein im Schlosse; das übrige Gesinde war auf die Felder gegangen, da die gewöhnliche Schnittzeit war.

Am Nachmittage vernimmt die Wärterin eine liebliche Musik, welche vom Schloßhofe in's Zimmer tönte. Eine Weile horchte sie gespannt zu, aber lange dauerte dieß nicht, denn die Musik wurde immer zarter und angenehmer. Die Wärterin legte die Kinder auf den Tisch und lief hinaus. Als sie draußen war, öffnete sich ein Fenster und zwe wilde Weiber flogen in's Zimmer. Jede derselben packte ein Kind und flog wieder hinaus. So ward die Wärterin von den wilden Weibern überlistet; die Musik, welche sie draußen zu hören glaubte, war nur ein Lockmittel gewesen. Die Musik dauerte so lange, als die Weiber sich im Zimmer aufhielten; nachdem sie verschwunden, so verstummte auch die Musik. Die Wärterin kehrte verwundert in's Zimmer zurück, aber wie erschrack sie, als sie die Kinder nicht mehr auf dem Tische fand. Sie suchte und weinte jedoch vergebens. Das offene Fenster gab ihr endlich Aufschluß darüber, was mit den Kindern geschehen sein mochte.

Jetzt kam das Gesinde nach Hause, obgleich es noch nicht Zeit war, denn ein wüthender Sturm, welcher sich bald nach der Entfernung der wilden Weiber erhob, hatte sie vom Felde verjagt. Die Weiber hatten in der Luft ihre Tänze ausgeführt, weil sie darüber erfreut waren zwei hübsche Kinder zu besitzen.

Die Wärterin erzählte dem Gesinde was geschehen war, und alle überfiel ein Grausen, so daß einige theils aus Furcht vor den wilden Weibern, theils vor der Strafe, die ihr Herr über sie verhängen werde, das Schloß verließen.

In der Nacht, welche auf das traurige Ereignis folgte, verließ die Wärterin das Schloß und eilte über Berg und Thal fort. Sie kam in eine einsame Gegend, wo die Hütte eines Hirten stund. Hier glaubte die Wärterin vor der Ver-

folgung ihres Herrn gesichert zu sein. Sie hatte auch gehört, daß hier in der Nähe die wilden Weiber ihre Höhle hätten und hoffte nun, daß es ihr vielleicht gelingen könne die Kinder wieder zurück zu bekommen. Die Wärterin verdingte sich bei dem Hirten als Hüterin und wurde aus Mitleid aufgenommen.

Bei der Ankunft der Herrschaft waren von dem Gesinde nur wenige treue Diener zurückgeblieben. Diese erzählten das traurige Ereignis. Der Schmerz der Ältern war so groß, daß sie nach kurzem Aufenthalte das Schloß verließen. Sie begaben sich auf Reisen, allein der Schmerz um ihre Kinder war so groß, daß zuerst die Mutter, dann auch der Vater starb.

Mitlerweile brachten die Kinder in der finstern Höhle zu. Hier wuchsen sie in Wildheit auf und erreichten so das siebente Lebensjahr.

Verließen die wilden Weiber ihre unterirdische Höhle, so blieb bei den Kindern ein altes, blindes Weib, die Mutter der wilden Weiber.

Da ereignete es sich zu der Zeit, in welcher die beiden Kinder sieben Jahre alt geworden, daß gerade an jenem Tage, an dem die wilden Weiber Brot buken, im Walde über ihrer Höhle eine große Treibjagd abgehalten wurde. Der Geruch des Brodes drang durch das Erdreich und die Jäger, dadurch aufmerksam gemacht, meldeten es ihrem Fürsten, welcher auf der Stelle nachgraben ließ. Dieß wurde jedoch nicht tief genug fortgesetzt und es blieb daher die Höhle unerforscht; indessen blieb vom graben ein Loch übrig, welches bis in die unterirdische Höhle drang und durch dasselbe fiel das Sonnenlicht ein in die Wohnung der wilden Weiber.

Bald nach diesem Vorfalle, der ihnen unbekannt geblieben war, flogen sie auf Raub aus. Die Kinder liefen ihrer blinden Hüterin fort und trieben sich in den unterirdischen Gängen herum. Als sie nun zu dem leuchtenden Loche kamen, glaubten sie eine Lampe vor sich zu sehen und griffen darnach. Ihre Finger drangen tief in das weiche Erdreich, denn die Nägel

waren zu scharfen Krallen herangewachsen, und siehe da, ein Stück Erde fiel herab; die Kinder gruben wieder und so fort bis eine große Öffnung sich vor ihnen aufthat, durch welche sie in's Freie gelangten. Als sich die Kinder draußen befanden, dauerte es eine Weile, bis sie sich von ihrem Erstaunen erholten und rannten hierauf auf die benachbarte Wiese unter das Vieh, welches ihre ehemalige Wärterin dort hütete. Bei der Annäherung der zwei Kinder zerstreute sich scheu das Vieh und jagte davon. Die Hüterin gieng auf die Wildfänge los, um dieselben zu züchtigen; als sie jedoch näher kam, war es ihr leid die unglücklichen Geschöpfe zu schlagen und zu ihrer grösten Freude erkannte sie an dem Muttermahle ihre verlorenen Kinder. Die Hirtin eilt nun mit ihnen in die Hütte und am andern Tage begibt sie sich auf den Weg, der nach dem Schlosse führt, wo ihre frühere Herrschaft wohnte. Sie findet aber das Schloß unbewohnt und verödet. Die Hüterin sieht sich veranlasst im Schlosse zu übernachten.

Als unterdes die wilden Weiber vom mehrtägigen Raube zurückkehrten, fanden sie keine Kinder in der Höhle. Sie machten sich ungesäumt auf, dieselben aufzusuchen und fanden sie in dem Schlosse. Wüthend zerrissen sie die Wärterin in Stücke, nahmen die Kinder wieder mit sich, und seit der Zeit hat man nichts mehr von ihnen gehört noch gesehen.

Alraun. Trude. Feuermann.

Alraun und Trud oder Drude gehören streng genommen nicht zu den Elementargeistern, obwohl Züge vorkommen, die sie mit den Hausgeistern gemein haben. Wir fügen jene Wesen diesem Abschnitte bei, weil sie als Persönlichkeiten erscheinen (s. Grimm Myth. 1153 Anm.). Man könnte sie Zaubergeister nennen. Es sind poetische, vorübergehende Personifikazionen, ähnlich den Winden, Keren ꝛc. der griechischen Mythologie (s. Welcker griech. Götterlehre 1, 707).

56.

Von dem Alter des Wortes Alraun handelt Grimm in der Myth. 376, 480, 1153. Vergl. Gr. deut. Sagen Nr. 83, 84. Wackernagel Littgesch. 13.

Das alte alrûn galt für die menschlich gestaltete Wurzel der mandragora (off. L. V. 1). Diese Alraunwurzel ist ein bekanntes Zaubermittel; man schnitt Figuren daraus und nannte diese Alraunen, Galgenmännlein, Heinzelmännchen, Pissedieb. Es muß im Mittelalter viel Aberglaube damit getrieben sein. [1]) In H. Bocks Kreuterbuch (Straßb. 1560) S. 329 heißt es:

„Was die Landstreicher Tiriack vnd wurmkrämer von Alraun vnd Mandragora, wie die schwerlich zu bekommen vnd

---

[1]) Im 17. Jahrh. existierte ein Buch: Simplicissimi Galgen-Männlin, oder ausführlicher Bericht, woher man die s. g. Allräungen oder Geldmännlin bekommt und wie man ihrer warten und pflegen soll. Durch J. Fromschmidt von Hugenfelß. 1678 und 1684 (Gödeke, Grundriß 508).

vnder den Galgen mit sorglicher mühe muß außgegraben werden, schwetzen vnd liegen, hat man zwar vor langest auff den märkten vnd dorfkirchweihen von solchen Leutten gehört. Darneben auch gesehen wie sie geschnitzte mennlin und weiblin feil hatten, welche bildtnussen auß der Wurzel Bryonia geschnitten werden, vnd so die selbige bildtnuß in eim heißen sand ein zeitlang verwaret werden, verwelken sie, vberkomen also durch Kunst ein andere gestalt, gleichsam sie also von natur gewachsen waren, darmit werden die einfaltigen menschen vberredet" ꝛc.

Weil die Mandragora selten war, schnitt man (s. Höfer, Wörterb. der österr. Mundart 1, 23) aus der bryonia (Zaunrübe) Männchen, welche verborgene Dinge wissen und dem Besitzer Geld bringen sollten.

Die Alraun galt als Heilkraut. In der frauenlobes leiche (ed. Ettmüller) finden wir zwei Wirkungen: daz mich von senfte der alrûnen wart slafen (Fl. 10, 26); — berlîche bürde weichet (Frl. Ml. 15, 2). In einem Kräuterbuche (Straßburg 1625) heißt es auch: „sie machet den Menschen schlaffen (S. 152); Alraun Rinden für der frawen Gemächt gehalten, bringt ihre Zeit und treibet auß die todte Geburt."

57.

Die Zauberer bedienten sich verschiedener Geräthe und Mittel. Wie man Bilder aus Wachs machte (vergl. Grimm M. 1045), so schnitzte man auch solche aus Wurzeln. Dieß geschah in Nied. Österreich, Schlesien und in Böhmen, wo man solche Männchen Žarodoj heißt. Diese Erd- oder Galgenmännchen waren kleine aus harten Pflanzenwurzeln verfertigte Bilder, einen halben Fuß lang, die irgend einen berühmten Zauberer oder eine Hechse vorstellten und denen man die Macht zuschrieb, das Glück oder Unglück des Menschen in den Händen zu haben. Gewöhnlich gab man ihnen die Form eines Weibes, seltner eines Mannes, kleidete sie sauber und verwarte sie an einem geheimen Platze, wo man sich mit ihnen berathschlagte.

Die Entstehung dieser Erdmännchen leitet der Aberglaube von einer Pflanze her, die nach der Meinung des Volkes (in Nied. Österr. und Böhmen) aus dem Harne empor wächst, den ein unschuldig gehängter unter dem Galgen von sich gelassen. Man glaubte, daß die Wurzel dieser Pflanze der Gestalt eines Menschen vollkommen ähnlich sei. Es galt für sehr gefährlich diese Wurzel aus der Erde herauszureißen, da man wähnte, daß dieselbe, gewaltsam ausgerissen, ein Geschrei ausstoße, an dessen Folgen der herausreißende sterben müsse. Der Aberglaube riet deshalb sich bei einem solchen Geschäfte die Ohren mit Wachs zu verstopfen und die Pflanze an den Schwanz eines schwarzen Hundes zu befestigen. Hält man nun diesem ein Stück Fleisch vor, so gibt er sich Mühe, es zu erhaschen, zieht dadurch die Wurzel aus, wird aber durch das Geschrei, welches sich beim ausreißen erhebt, getötet. [1])

Bei dieser Entstehungsweise waren natürlich die Galgenmännchen sehr selten, und deshalb erfand man noch andere Arten ihres Ursprunges, indessen waren es immer nur Wurzeln, denen man die nöthige Form zu geben suchte. Die Wurzel sollte, wenn man sie glücklich der Erde entrissen hatte, mit rothem Wein abgewaschen, in weiß und rothes Zeug gewickelt und in ein Kästchen gelegt, alle Freitage aber gebadet und bei jedem Neumond mit einem weißen Hemdchen versehen werden.

Dafür verliehen dergleichen Galgenmännchen, wie man glaubte, ihrem Besitzer alle möglichen Güter und schützten ihn vor jeder Gefahr. Insbesondere dienten sie als die kräftigsten Arzneimittel. Man badete sie im Wasser, welches dadurch eine solche Heilkraft bekam, daß es alle Krankheiten bei den Menschen und Thieren hob. Auch die Zukunft durchschauten diese Erdmännchen und verkündigte sie ihren Besitzern entweder durch eine Bewegung des Kopfes oder auf eine andere verständliche

---

[1]) Übereinstimmend mit dem Verfahren in Gr. Myth. 1154.

Weise. Wer ein solches Wesen, häufig in einer blechernen Büchse aufbewart, bei sich trug, dem wurde jeder Richter gewogen, auch wenn er früher noch so sehr gegen ihn eingenommen war. Auch brachte es dem Besitzer Glück und ließ ihn nie verarmen: denn ein jedes Stück Geld, das man dem Galgenmännchen Nachts zulegte, war des Morgens verdoppelt. Wollte man seine Dienste lange genießen und sicher gehen, daß es nicht absterbe, so durfte man es nicht zu sehr anstrengen, und in der Nacht nie über einen Thaler zu ihm legen.

Dieser Aberglaube ward von Betrügern vielfach benützt, um den Verblendeten ihr Geld abzunehmen. Gewöhnlich schnitten sie die Wurzeln der Zaunrübe wie Erdmännchen zu, steckten sie voll Hafer und Hirsekörner, und legten sie dann in warmen Sand. Hier fingen die Körner an zu keimen, und war dieß hinreichend geschehen, so wurden die Wurzeln wieder hervorgezogen, die Keime gleich Haaren zugestutzt und die fertigen Wunderdinge aufgeputzt und für schweres Geld verkauft.

Außer der oben angegebenen Behandlung gab man ihnen bei jeder Mahlzeit zu essen und zu trinken, weil sie, wenn man sie übergieng, wie kleine Kinder schreien, die Hunger und Durst haben.

Die Tracht dieses Wunderdinges bestand aus einfachem Leinengewande mit Metallgürtel, den ein rothes Mieder zusammen hielt.

In Wittingau (südöstl. Böhmen) erzählt man, ein Vorsteher einer Bibliothek habe dort nach der gewöhnlichen Arbeit keine Ruhe gehabt und sei oft mit Gewalt aus dem Zimmer getrieben worden. Besonders war dieß der Fall in jenem Zimmer, in welchem Manuscripte und andere seltene Denkmäler aufbewart waren. Es befanden sich darunter auch zwei Zarodoj mit rothem Scharlach bekleidet, und wie in Totenladen nach ihrer Größe liegend. An denselben befanden sich besondere Zeichen als wenn sie verschiedenes Geschlechtes wären,

und es soll sich Karl der IV. ihrer bedient haben, um künftige Dinge zu erforschen. Unter anderm erzählt man, sie hätten wie kleine Kinder gebadet werden müßen und zwar mit unverfälschtem Weine. Wenn dieß nicht geschah, so erhoben sie ein Geschrei wie neugeborne Kinder, und ließen damit nicht nach, bis ihnen ihre ordentliche Pflege wiederfuhr. Nach dem Tode Karls fand man sie beide tot, und hat sie so auf bewart. Aber auch als tote übten sie eine Macht auf den Menschen aus. Bei einer Feuersbrunst sollen sie verbrannt sein.

58.

Einige Leute in der Umgegend von Feldsberg (Herrnbaumgarten) in Nied. Österr. stehen im Rufe, einen dienstbaren Geist in Form eines kleinen Teufels zu besitzen, durch welchen sie gar manche Vortheile erlangen, indem er sie von allen wichtigen Geheimnissen in Kenntnis setzt, und ihnen in allen Geschäften und Unternehmungen Glück bringt.

Nach der dort allgemein herrschenden Ansicht wird dieser Teufel auf folgende Art erhalten: von einer ganz schwarzen Henne, welche auch nicht das kleinste weiße oder überhaupt lichtgefärbte Federchen an sich haben darf, nimmt man das siebente Ei, welches sie legt und trägt dann dasselbe ununterbrochen sieben Tage unter der linken Achsel. Dadurch wird es ausgebrütet und am siebenten Tage erhält man einen kleinen Teufel, welcher dann sogleich den höflichen Antrag stellt, auf jede Art dienstbar zu sein, nur verlangt er, daß ihm nach dem Tode seines Herrn dessen Seele gehören solle. Nun gilt aber nach der Meinung jener Leute für den Teufel ein ganz besonderes Gesetz; kann nämlich sein einstweiliger Besitzer ihn unbemerkt einem zweiten zubringen, so besteht dann der Vertrag mit diesem, und wenn er der Dienste und Gesellschaft des Teufels überdrüssig wird, so überläßt er denselben wieder einem dritten und sofort bis auf den siebenten. Diesen letzten aber verläßt dann der Teufel unter keiner Bedingung; er wird im Gegentheil immer wilder und verlangt immer

mehr Aufmerksamkeit; sein Herr kann ihn nicht mehr schön genug waschen und kämmen, und statt ihm Dienste zu leisten mishandelt er ihn, indem er ihm in der Nacht das Gesicht durch zerkratzen entstellt. Endlich stirbt der unglückliche siebente Besitzer eines meist geheimnisvollen unnatürlichen Todes und der Teufel macht sich dann mit der Seele auf und davon.

59.

In Nied. Österreich sind die Alraunen oder Araunen, welche vom Volke häufig Uraundln genannt werden, ganz kleine höchstens zwei Zoll große Geschöpfe, welche vom Teufel und einer guten Zauberin Namens Alraune abstammen. Vermöge dieser zweifachen Abstammung ist auch ihre Wirksamkeit eine zweifache, eine gute und eine böse. Da sie den Teufel zum Vater haben, so sind sie einerseits ränkevoll und den Menschen schädlich, sie verstecken allerlei Geräthe und setzen sich auf dieselben, sind aber dabei unsichtbar; wenn man daher etwas nicht findet, so pflegt man zu sagen: „Darauf sitzt gewiß ein Uraundl." Als böse Geschöpfe quälen sie auch das Vieh, machen es krank und verursachen oft, daß die Kühe keine Milch geben. Gegen diese schädlichen Wirkungen helfen nur geweihte Dinge, hauptsächlich Weihwasser.

Weil die Alraunen aber eine gute Zauberin zur Mutter haben, so ist auch ihre Wirksamkeit andererseits eine wohlthätige, und in diesem Sinne nennt sie das Volk „Tragerln," weil sie tragen oder bringen und zwar was ihr Besitzer verlangt, es sei nun Geld oder etwas anderes. Die Tragerln sind auch im Stande die tiefsten Geheimnisse zu erforschen und ihrem Eigentümer mitzutheilen, denn sie sprechen, essen und trinken ganz wie Menschen; die Nahrung muß ihnen der Besitzer geben und zwar von allem was er ißt. Die Tragerln müßen an einem geheimen Ort in einer Schachtel oder Flasche aufbewart werden, denn wenn sie jemand außer dem rechtmäßigen Eigentümer sieht, so wird alles, was sie bisher gebracht haben, zu Wasser. Wenn man ein Tragerl in die

Tasche steckt, so sieht man alles, was man sehen will; man kann sich unsichtbar machen und in einem Augenblicke überall hintragen lassen Wegen dieser vorzüglichen Eigenschaften der Tragerln hat es immer genug Leute gegeben, welche sich bemühten ein solches zu bekommen.

Es gibt (nach dem Volksglauben) eine Pflanze, die man Fonich nennt. Sie kommt sehr selten vor und hat die Eigenschaft, daß sie nur um zwölf Uhr in der Christnacht blüht und ein Samenkorn trägt, welches ein Tragerl ist; um nun dieses zu bekommen, muß man einen Kirchenkelch darunter halten und es darin nach Hause tragen. Einmal faßten in einem Dorfe der Schullehrer, der Küster und ein Bauer den Entschluß ein Tragerl zu suchen und es gemeinschaftlich zu benützen, denn der Bauer war so glücklich gewesen, im Walde eine Fonichpflanze zu entdecken. In der Christnacht stal der Küster den Kelch und die drei Bösewichte machten sich auf, die Pflanze zu suchen. Der Bauer hatte den Weg bezeichnet und sie fanden die Pflanze mit Leichtigkeit; der Schullehrer machte einen Kreis um dieselbe und alle drei stellten sich in denselben; kaum war das geschehen, so kam der Teufel mit bösen Geistern und wollte die drei zerreißen, aber der Kreis hielt ihn zurück; endlich blühte die wunderbare Pflanze und aus der Blüte rollte das Tragerl heraus; der Küster hielt schnell den Kelch unter und fieng es auf. Der Teufel stampfte vor Wuth und verschwand. Nun giengen die drei Abenteurer ganz guter Dinge nach Hause; der Teufel nahm aber die Gestalt des Pfarrers an, begegnete ihnen und sprach: Ich weiß wo ihr waret, wenn ihr mir jetzt das Tragerl nicht auf der Stelle zeigt, so sage ich es dem Richter und ihr hängt morgen alle drei. Die erschrockenen zeigten es dem vermeintlichen Pfarrer, welcher in den Kelch blies, so daß das Tragerl herausflog und unter gräßlichem Gelächter verschwand. Jetzt erst erkannten die geteuschten, daß es der Teufel gewesen, und sie giengen betrübt und ohne Tragerl nach Hause. [1])

[1]) Über die Koboltnatur des alrûn hat auch Kuhn, nordd. Sag. S. 423, eine Mitth.

60.

Nach einer Mittheilung von Chr. Tester in Chur ist das Alräundchen geflügelt und legt goldene Eier. Er schreibt:

„Im nördlichen Theile der Kt. Graubünden ist ein dunkler, dichter Wald am Fuße des Hochwangs (unweit Chur). Dieser Wald birgt in seinem finstern Schoße ein kleines, geflügeltes Wesen, das Alaräundchen, das alle Tage ein kleines goldenes Ei legt. Viele haben ihm schon nachgestellt, mit List und mit Zauber, doch ist es noch keinem gelungen, des schalkhaften Thierchens habhaft zu werden."

61.

An manchen Orten Nieder-Österreichs glaubt man, daß auch die den Uraundln sehr ähnlichen Tragerln fliegen und sich nach belieben unsichtbar machen können. Die Seele eines Menschen, der ein Tragerl in seinem Dienste hat, gehört aber dem Teufel, wenn er nicht im Stande ist, das Tragerl bei Lebzeiten zu verkaufen oder zu verschenken. Wer ein Tragerl hat, darf es niemandem sagen. Diese kleinen Wesen schlafen und sprechen nie, wohl aber essen sie, und zwar muß man ihnen immer eher zu essen geben, als man selbst ißt.

In einem Dorfe fiel einst, vom Frost erstarrt, vor dem Hause eines Bauern, während eines starken Schneegestöbers, ein Hühnchen auf den Boden. Der Bauer erbarmte sich desselben und nahm es zu sich in das Zimmer; kaum war das Hühnchen in der Stube, so stund neben demselben eine große Kufe voll des schönsten Kornes. Der Bauer sah nun, daß dieses Hühnchen ein Tragerl war, stellte es auf eine Ofenschaufel und warf es zum Fenster hinaus, weil man solche Wesen nicht angreifen darf, wenn man sie nicht behalten will. Das Hühnchen verschwand und kam nie wieder.

Wenn man ein Tagerl besitzt, so kann man durch dasselbe alles bekommen, was man nur wünscht. Man darf nur sagen: Tragerl trag! Die Tragerln nehmen aber die Sachen, welche sie bringen, von andern entfernt wohnenden Leuten, so

daß diese dann nicht mehr wissen, wohin sie gekommen sind. Einmal besaß ein Bauer ein Tragerl und war durch dasselbe ungemein reich geworden, deshalb fürchtete er den Verdacht seiner Nachbarn, welche sehr leicht auf den Gedanken kommen konnten, daß er ein Tragerl besitze; darum sagte er zu demselben: „Tragerl trag selten.“ Das Tragerl aber verstand: „Tragerl trag Schwelten,“ welches in der Volkssprache soviel als Pfosten bedeutet. Ein anderer Bauer besaß eine Menge solcher Schwelten. Das Tragerl nahm sie ihm weg und brachte sie seinem Gebieter. Hierdurch ward es verrathen, daß der Bauer ein Tragerl besitze, und deshalb verließ ihn dasselbe, so daß er wieder gänzlich verarmte, und dennoch gehörte seine Seele dem Teufel.

62.

In dem vorhergehenden ist die teuflische Natur des Tragerl schon angedeutet, ebenso dessen Verwandlung in ein Huhn. Dieser mythische Zug läßt sich noch weiter verfolgen.

In Trübau (Mähren) herrscht der Volksglaube, daß sich der Teufel in eine schwarze Henne verwandle und durch diese Henne könne man reich werden. Das Ei, welches die schwarze Henne legt, muß man aber 14 Tage unter der Achsel tragen. Auf diese Art wird das Ei ausgebrütet. Das legt man der Henne unter und man wird täglich einen Thaler haben. Läßt man den Thaler mit dem Ei unter der Henne liegen, so hat mau am andern Tage schon vier u. s. w. Ein armer Mann traf einst eine schwarze Henne an und nahm sie mit sich. Dadurch ward er allmählich so reich, daß er die Henne wieder los zu werden trachtete. Er gab sie einem Freunde, und dieser wieder einem andern. Der dritte Besitzer aber konnte ihrer nicht los werden, denn als er sie in der Thomasnacht an die Stelle brachte, wo sie gefunden war, kehrte sie wieder zurück. Sogar an seinem Grabe blieb sie so lange, bis das viele Geld unter die Armen vertheilt war. [1])

[1]) Zu den Teufels Opfern gehören auch schwarze Hennen: Vergl. Gr. Myth. 961. Kuhn, nordd. Sag. 516. 540.

Eine Bäuerin hatte eine schwarze Henne mit feuerrothen Augen. So oft die Frau auf die Henne klopfte, fiel ein Ei. Ein Knecht kam hinter das Geheimnis und zeigte sie dem Richter an. (Aus Wittingau.)

In Cheynow (Böhmen) herrscht der Glaube, daß vollkommen schwarze Kühe, Hunde, Katzen, Hühner rc. im Dienste des Teufels stehen. Trägt man das frisch gelegte Ei einer schwarzen Henne, die das erste Mal legt, neun Tage lang unter dem linken Arm, ohne sich zu waschen und ohne zu beten, so wird aus dem Ei ein Teufelchen [1]) herausspringen. Das ist dann demselben ganz dienstbar. Ist man des Teufelchens überdrüssig, so kann man seiner um drei Pfennige los werden. Nur um diesen Preis darf man ihn feil bieten, sonst kehrt er wieder zurück. Ist er an den dritten Besitzer gelangt, so kann dieser sich desselben nicht mehr entledigen.

63.

Das aus dem Ei einer schwarzen Henne ausgebrütete Teufelchen heißt in Nieder- und Oberösterreich Spazifankerl oder auch Spirifankerl (vergl. Schmeller I, 543. III, 575 fg.). Wenn ein Mensch recht ausgelassen und überall dabei ist, so sagt man in Nied. Österr. (z. B. Trumau): Dås is do' e rechts Sbirifankerl; statt dessen aber auch Årainl. Wenn einer viel Geld hat und man weiß nicht woher, so sagt man, das Årainl habe es ihm gebracht. Will man einen schlimmen Menschen oder ein ausgelassenes Kind schimpfen, so sagen manche zu ihm: Du bist e rechts Årainl.

Die Dienstzeit eines solchen Teufels dauert nur 7 Jahre. Während dieser Zeit muß man ihn in eine Schachtel oder Flasche sperren. Öffnet man sie, so springt er heraus, und nimmt eine immer größere Gestalt an, so daß man ihn nur mit List wieder hineinbringen kann. Vor Ablauf der 7 Jahre

[1]) Neben diabel, diablíček gebraucht man im böhmischen čert, čertík oder čertíček.

sucht ihn jeder los zu werden und zwar für 3 Pfennige. Geschieht das nicht, so ist der jeweilige Besitzer ein Opfer des Teufels.

Man erzählt sich, daß ein solcher Behälter mit dem Teufelchen an einen zweiten oder dritten verkauft worden, ohne daß es dieser gewußt habe. Ein Käufer ward einmal durch die Worte überrascht: Ich bin dein und du bist mein.

Nach dem Volksglauben in Mährisch-Trübau kann auch ein schwarzer Hahn das Geld vermehren. Gibt man ihm täglich frischen Hafer, so liegt jeden Morgen ein Thaler unter dem Hahn.

Wir haben bei den Schatzsagen einiger abergläubischen Gebräuche Erwähnung gethan, die sich auf Geldgewinnung beziehen z. B. des Christofelsgebets. Schon Wolf (Beitr. I, 99. II, 91) erwähnt des Christofelsgebets, das in Köln im Gebrauch sei. In Österreich ist es noch weit und breit bekannt. Es muß auch anderwärts vorkommen. Vor mir liegt eine „dissertatio theologica casualis de invocatione S. Christophori ad largiendos nummos, vom Christophels-Gebet." Von J. A. Tafinger; Tubingae 1748. Diese Abhandlung ist gegen solchen Aberglauben gerichtet. In der Legende [1]) vom Christträger liegt nichts, was Veranlassung gegeben hätte ihn als Geldspender anzurufen. In dem Gebete (formula ex germanico in latinum idioma fusa) wird Christof vom Knaben Jesus angerufen „Offery." Und nachdem er ihn getauft, spricht er: Non amplius vocabere Offery sed Christophorus, ego te creo thesaurarium tibique do potestatem in omnes thesauros in terra abditos etc; ferner heißt es in der Formel hac nocte nobis afferas 300000 florenos bonae monetae etc. — juva nos et affer genuinum aurum, bonos ducatos etc.

Das Volk beschwört auch einen Geist Astarot („est nomen idoli Syrii;" s. Sam. 7, 3; 1 Buch der Kön. 11, 5. 2 Kön. 23, 13 u. a.); fingunt ejusmodi conjuratores nomina angelorum et geniorum malorum hebraica, arabica etc.

---

[1]) Bei Jac. de Vorag. und Pfeiffers Seelentrost Nr. 94.

Ferner heißt es in der Dissertation: provocare videas ad virunculos sive cobalos et καταχθονίους. Die Berg-Männlein, qui apparere dicuntur in fodinis etc.; — provocatur et ad virunculos mandragoricos aliosque, die Geldmännlein, queis acquiri opes posse credit superstitiosa gens, et albam foeminam, die weiße Frau, per quam magnus aliquando thesaurus detectus esse dicitur. — Es muß im Mittelalter auch die Anna angerufen sein ad numos elargiendos; wenigstens sagt die Dissertation: quod munus aliâs vindicatur Annae, uti olim apud gentiles, Junoni tributum fuit. In der Apolog. Aug. confess. art. 9 heißt es: haeret et hic error apud doctos, quod singulis sanctis certae procurationes commissae sint, ut Anna divitias largiatur etc.

Schließlich sei noch bemerkt, daß manche in Österreich zur heil. Jungfrau Corona beten um „99000 Dukaten gangbarer Münze."

64.

Über die S. 259 erwähnte Pflanze kann ich aus Nied. Österreich noch folgende Mittheilungen machen.

Eine Waldpflanze von 1—2 Fuß Höhe wird von dem Volke Fonich oder Fanicher genannt. Diese Pflanze hat einen dreieckigen Stengel, der bis zur Mitte hinauf blätterlos ist; die Blätter selbst sind gefiedert Es gibt einen weißen und einen schwarzen Fonich; der weiße blüht den ganzen Sommer hindurch; die Blüten sitzen am obersten Theile der Pflanze, sind weiß und bilden eine Dolde; der schwarze Fonich ist etwas höher als der weiße, und der Stengel desselben ist am unteren Ende schwarz. Man sieht ihn nie blühen, weil er der Sage nach nur einmal des Jahres eine Stunde lang blüht. Die Angabe über die Blütezeit ist nicht übereinstimmend; nach den einen blüht er in der Thomasnacht um zwölf Uhr und zwar gelb, nach andern in der Nacht vor dem Pfingstsonntage und zwar während des brennens der Johannisfeuer, welche an diesem Abend angezündet werden. Die Haupt-Eigen-

schaft des Fonichs liegt nach der einen Erzählung in der Blüte, nach der andern im Samen, welcher noch in derselben Mitternachtsstunde reif wird und abfällt. Die rothe Blüte macht den Besitzer derselben unsichtbar; von mehr Wert ist der Same des gelb blühenden, weil derjenige, welcher ein solches Samenkorn bei sich trägt, alle Schätze der Erde sieht.

In Sierndorf (bei Stockerau) erzählt man folgendes. Ein Bauernbursche Namens Hans arbeitete in einem Dorfe bei einem Schneider und muste jeden Abend durch einen Wald nach Hause gehen, denn der Schneider war nicht in demselben Dorfe, in welchem Hans mit seiner Mutter und seinen Schwestern wohnte. Am Abend vor dem Pfingstsonntage muste er einige Stunden länger bei seinem Meister bleiben, um noch einige Sonntagsröcke fertig zu machen. Als er sich endlich auf den Weg nach Hause machte, gieng es schon stark auf zwölf Uhr; deshalb eilte er mehr als sonst. Kaum war Hans etwa zwanzig Schritte waldeinwärts gegangen, so schlug es auf der Turmuhr zwölf; in diesem Augenblicke begann der rothe „Fanicher" zu blühen, und zwar so dicht und mit einem so hell leuchtenden roth, daß Hans meinte der Boden glühe unter seinen Füßen, denn er wuste nichts vom rothen Fanicher. Aus Furcht sich zu verbrennen lief er so schnell er konnte durch den Wald, wobei es geschah, daß er eine solche Blüte abstreifte, so daß sie in den Stiefel des linken Fußes fiel, ohne daß es Hans bemerkte. Als er nach Hause kam, fand er seine Mutter und seine beiden Schwestern noch wachend in der Stube sitzen. Er dachte sogleich, daß sie seinetwegen so lange aufgeblieben seien; als er aber seiner Mutter entgegengieng, um ihr den Grund seines ausbleibens zu sagen, las diese in ihrem Gebetbuche fort, und ließ sich nicht im geringsten irre machen, denn sie sah und hörte Hansen nicht, weil er vermöge der Fanicherblüte unsichtbar war; ebenso gieng es seinen Schwestern, welche zu einander sagten, sie könnten gar nicht begreifen, wo ihr Bruder so lange bleibe. Auch Hans konnte ihr Benehmen nicht begreifen, denn er wuste nicht

daß er unsichtbar war. Sonderbarer Weise fühlte er aber keinen Schlaf, so daß er einen ganzen Monat lang seine Stiefel nicht auszog. Indessen grämten sich seine Mutter und seine Schwestern, denn niemand wuste ihnen Auskunft über Hans zu geben, und so sehr ihnen dieser täglich versicherte, daß er bei ihnen sei, sie möchten nur die Hand nach ihm ausstrecken, sahen und hörten sie ihn doch nicht. Endlich, nach einem Monate, zog er seine Stiefel aus, weil sie zerrissen waren; hierbei fiel die Blüte auf den Boden. Unter furchtbarem Gekrach stieg der Teufel aus der Erde, nahm dieselbe und verschwand wieder. Es war dieß gerade an einem Sonntage, wo alles in der Kirche war. Als Hansens Mutter und Schwestern nach Hause kamen, sahen sie ihn beim Tische sitzen. Kaum trauten sie ihren Augen, und als sie sich überzeugten, daß er es wirklich war, so freuten sie sich unendlich. Durch den Verlust der Fanicherblüte war er nämlich sichtbar geworden und gehörte nun wieder den seinigen. [1])

In Goberling (Eisenburger Com. in Ungarn) wird folgendes erzählt. Den Samen des gelbblühenden Fonichs kann man nur in der Thomasnacht bekommen, in welcher er blüht und reift; und zwar müßen immer drei oder fünf mit einem Kirchenkelche zu einer solchen Pflanze gehen, mit geweihter Kreide einen Kreis um dieselbe ziehen, sich hineinstellen und wenn der Fonichsame herunterfällt, ihn mit dem Kelche auffangen, sonst bekommt ihn der Teufel.

Einmal verbanden sich zwei Bauern mit dem Küster eines Dorfes, um einen solchen Fonichsamen zu bekommen. Die Pflanze ward schon am vorhergehenden Tage aufgesucht. Am entscheidenden Abend nahm der Küster den Kelch heimlich aus der Kirche, und die drei Abenteurer trabten guter Dinge in die Nacht hinaus. Die Pflanze war bald gefunden, sie mach-

[1]) Auch Farnsamen macht unsichtbar, s. Gr. Myth. 1160, wo die westfäl. Sage eine merkwürdige Übereinstimmung mit der unsrigen hat. Vergl. Panzer 2, 73 und 272.

ten einen Kreis um dieselbe, stellten sich hinein und gelobten einander feierlich, daß während der gefahrvollen Stunde keiner den Kreis verlassen, noch ein Wort sprechen wolle, denn sie wusten recht gut, daß der Fehler eines einzigen allen dreien den Tod bringen würde. Die zwölfte Stunde kam und der Fonich fieng an goldgelb zu blühen; als aber die Blüten abfielen und der Same zu reifen begann, donnerte und krachte es in der Erde und eine Schar von Teufeln umlagerte den Kreis. Da fieng einer der beiden Bauern an sich zu fürchten; die Teufel bemerkten das und weil ein Bauer einen rothen Rock an hatte, schrieen die Teufel: „Den mit dem rothen Rock wollen wir haben;“ aber das half nichts, die drei rührten sich nicht. Endlich öffneten sich die Samenhülsen und die Körner rollten in den untergehaltenen Kelch; in diesem Augenblicke donnerte es in der Erde und die Teufel verschwanden, worauf die drei Männer nach Hause giengen. Unterwegs konnte der Küster, welcher den Kelch trug, seinen zwei Freunden nicht genug erzählen von den vielen Schätzen, welche er sehe. Hierauf nahmen die beiden andern den Kelch in die Hand und sahen dasselbe. Als ihn der Rothrock in die Hand bekam, begegnete ihnen der höckerige Schullehrer des Dorfes, welcher um die Sache wuste, weil er ihnen zum Kelche verholfen, und sprach: „Habt ihr ihn schon, laßt ihn einmal sehen.“ Die drei sagten ihm, er solle warten bis sie zu Hause wären. Der Schullehrer aber sagte: „Wenn ihr ihn jetzt nicht sehen laßt, so gehe ich zum Pfarrer.“ Erschrocken hob der Rothrock den Deckel auf; statt aber hineinzuschauen, blies der Höckrige, welcher der Böse war, in den Kelch, daß alle Körner herausflogen. Der Böse verschwand, und jetzt erst sahen die betrogenen, daß es nicht der Schullehrer, sondern der Teufel gewesen war, welcher nur die Gestalt des Schullehrers angenommen hatte, um sie um ihren kostbaren Schatz zu bringen.

65.

Überlieferungen von Truden, die auf Valkyrien zurückweisen (Grimm Myth. 394), wie z. B. die bei Panzer (bair. Sag. 1, 88), scheinen in Österreich nicht mehr vorzukommen. Was sich vorfindet, ist offenbar neueres Ursprungs und hat nahe Verwandtschaft mit dem Hechsenglauben.

Unter den Druden stellt man sich in Nied. Österreich solche Weiber vor, welche sich in ihrem äußeren von den übrigen nicht unterscheiden, und von einer überirdischen Macht gezwungen werden, ihre Mitmenschen dadurch zu quälen, daß sie sich des Nachts mit ihrer ganzen Schwere auf dieselben setzen und sie auf das unbarmherzigste drücken. Die Druden sind in der Zeit, in welcher sie drücken, ganz anders als zur Zeit, in welcher sie unter den Menschen wandeln; sie sind häßlich und alt und haben statt der gewöhnlichen Füße Drudenfüße, das sind solche Füße, welche drei lange Zehen haben, von denen zwei nach vorn gekehrt sind und eine nach rückwärts. Sie sind nicht an irgend einen Eingang gebunden, sondern sie können auch durch das Fenster oder durchs Schlüsselloch in die Zimmer gelangen, und werden nicht durch geweihte Gegenstände zurückgehalten. Derjenige, welcher von einer Drud gedrückt wird, sieht dieselbe kommen, ist aber nicht im Stande, auch nur ein Glied zu bewegen. Die Drud spricht nichts und macht auch kein Geräusch, sondern setzt sich lautlos auf die Brust. In ihren Zügen liegt immer etwas schadenfroh lächelndes, als ob sie sich über die Qual freueten, die sie ihren Mitmenschen bereiten. Die Druden sind gewöhnlich mager und blaß, aber sehr schwer. Die Zeit, in der sie erscheinen, ist die Mitternacht. Über das fortgehen der Druden weiß niemand Bescheid zu geben, denn man sieht sie wohl kommen, aber sie verschwinden allmälich wieder wie ein Traum, an dessen Ende man sich des Morgens nicht mehr erinnern kann. Die Weiber, welche das Schicksal haben, Druden zu sein, wissen es, aber sagen es niemandem. Mit dem sogenannten „drückengehen" der Druden hat es folgende Bewandtnis:

Der Leib der Druden bleibt während des drückens an der Stelle, wo sich dieselben in natürlichem Zustande vor dem drückengehen befanden, und nur der Geist wandelt fort zur quälenden Arbeit; daher wissen die Druden wohl, daß sie drücken gehen müssen, oder daß sie irgend jemanden gedrückt haben, aber wer der unglückliche war, den sie drückten, wissen sie nicht, weil ihr Geist nicht bei dem Körper war.

Eine arme Wäscherin, welche ein altes Pferd hatte, welches sie benützte, um ihre Wäsche hin und her zu tragen, hatte eine Gehülfin, mit welcher sie oft bis tief in die Nacht wusch. Eines Nachts, als es schon stark auf Mitternacht gieng, und die beiden wieder fleißig wuschen, wurde die Magd immer unruhiger, wich aber den wiederholten Fragen über ihre Unruhe jedesmal aus. Endlich, als die Turmuhr zwölf schlug, wurde sie ganz blaß und starr, die Wäsche fiel ihr aus den Händen, und sie blieb wie angewurzelt, mit geschlossenen Augen, wie in einem tiefen Schlafe, vor dem Waschtroge stehen. Die erschrockene Wäscherin wuste sich nicht zu helfen, sie schüttelte und schlug sie, aber alles half nichts, sie kam erst eine Stunde nach Mitternacht wieder zu sich und wusch dann wieder fort wie früher. Die Wäscherin fragte nun, was für eine Bewandtnis es mit jenem seltsamen Schlafe habe. Und diese sagte ihr, daß sie eine Drud sei, und jede Nacht drücken gehen müsse, sie könne aber dadurch erlöst werden, daß ihr jemand freiwillig erlaube, ein Thier, welches ihm sehr nützlich oder sonst sehr wert sei, zu erdrücken. Mit schwerem Herzen erlaubte die Wäscherin der Drud, ihr einziges Pferd zu erdrücken, was diese auch wirklich in der nächsten Nacht that. Durch dieses große Opfer war die Drud erlöst, und brauchte nie mehr drücken zu gehen.

Es gibt Mittel sich der Druden zu entledigen. Wäre man z. B. in demselben Augenblicke, wenn eine Drud in das Schlafgemach kommt, im Stande ihr das Kopfküssen vor die Füße zu werfen, so könnte sie sich nicht von der Stelle bewegen, und man sähe dann des andern Morgens die Drud

in ihrer wahren menschlichen Gestalt; weil man aber in den meisten Fällen durch den Schrecken über das erscheinen der Drud wie gefesselt ist, so gelingt dieses Mittel nie. Ist man im Stande, während man gedrückt wird, zur Drud zu sagen: „Komm morgen um Salz zu mir", so muß dasjenige Weib, welches diese Drud war, des andern Tages kommen und den gedrückten um Salz ersuchen. Kommt dann wirklich durch Zufall jemand aus der Nachbarschaft und bittet um Salz, so sagt man: Das ist eine Drud. Wenn in einem Zimmer drei Lichter brennen, so glaubt man, es könne keine Drud in dasselbe kommen, oder wenn man auf jeden Eingang einen Drudenfuß zeichnet, oder alle Riegel mit Schnüren zubindet, so kann ebenfalls keine Drud in das Gemach gelangen.

66.

In der Nähe des Dorfes Göpfritz in der Wild (Nied. Österr.) befindet sich in einem Walde eine schöne, von vier Dämmen eingeschlossene Wiese. In der Mitte derselben befinden sich drei „Tümpel". [1]) Diese Tümpel sind sehr tief, und wimmeln von Fischen. Betritt man die Wiese, so schwankt der Boden unter den Füßen. Die Leute glauben, daß hier der alte Kaiser mit seinen Soldaten versunken sei. Auf jeder Seite der Wiese liegen zwei ziemlich große, oben abgerundete Steine. Die innere Seite eines jeden Steines ist mit sonderbaren Zeichen bedeckt. Ein solches Zeichen findet sich häufig auf den Thüren der Wandschränke in den Bauernhäusern. Es ist der sternförmige, siebeneckige „Drudenfuß."

Die Leute glauben', daß sich die Druden bei diesen „Drudensteinen" zu versammeln pflegen, [2]) um zu verabreden, welche Menschen von ihnen getreten werden sollen. Wenn nämlich jemand „Alpdrücken" hat, so glauben die Leute, eine Drude trete ihn mit ihren siebeneckigen Füßen. Um sich

---

[1]) Mhd. tümpfel, (gurges): tiefe Stelle, Wirbel.

[2]) Vgl. Panzer bair. Sag. 1, 106 und 151.

vor den Druden zu schützen, mahlt man Drudenfüße an die Außenseite der Schränke und Bettstellen, und befestigt einen Mistelzweig an die Thürschwelle. Ferner stellt man jeden Abend beim ablegen der Kleider die Schuhe so unter das Bett, daß die Spitzen derselben nach außen stehen.

Wir hatten — so erzählte mir ein junger Mann aus Göpfritz — einst einen Knecht, der hieß Hans. Eines Morgens sagte Hans zu mir: Heute um ein Uhr Morgens hat mich die Drude getreten. Ich antwortete ihm, er möge wahrscheinlich geträumt haben. „O nein," sprach Hans, „ich war ganz wach. Die Turmuhr hatte eben eins geschlagen, da öffnete sich plötzlich die Fallthüre des Heubodens, und es schritt jemand die Treppe herab. Bei jedem Schritte knisterte und krachte die Treppe, als stünde sie in Flammen. Als das Geräusch aufhörte, kam es bleischwer über mich. Allein ich ermannte mich, drehte mich um, und ergriff die Drude bei den Haaren, indem ich sagte: Komm' morgen um zwölf Uhr Mittags. Als ich das gesagt hatte, ließ ich die Drude los, und sie entfernte sich sogleich ohne Geräusch. Heute kommt sie gewiß."

Ich lachte zwar ungläubig, gieng aber doch schon um halb zwölf Uhr in die Gesindestube. Hans saß allein bei Tische. Kaum hatte er den Löffel gewischt, so schlug es zwölf. Noch war der letzte Glockenschlag nicht verklungen, da öffnete sich die Thüre, und ein altes Weib trat in die Stube. Sie war einäugig und hatte ein graues Tuch lose um den Kopf gebunden. Ihre Füße waren auffallend kurz und breit. Sie gieng, ohne zu sprechen, bis in die Mitte des Zimmers, blickte Hansen scharf an, und streckte ihm die offene Hand entgegen. Hans nahm schnell ein bereitgehaltenes Stück Brot, legte einen Viertelkreuzer darauf, und gab das dem Weibe. Diese nahm das Geschenk, wandte sich um, und verließ lautlos die Stube.

Hans aber gieng noch an demselben Tage in den Wald, holte einen Mistelzweig, und befestigte ihn an die Thürschwelle des Stalles.

Es besteht auch die Meinung unter den Leuten, daß blödsinnige Weiber mit kurzen, breiten Füßen in ihrem achtundsiebzigsten Jahre zu Druden werden.

67.

In Ostermiething (im Salzburgischen) glaubt man, daß alle Weiber, welche Plattfüße haben, Druden seien, oder, wenn sie älter sind, Druden werden. Findet die Drude keinen Menschen, den sie drücken kann, so muß sie Thiere oder einen Baum drücken, aber dann geschieht es oft, daß sie sich selbst am Baum erdrückt. Auch hier ist der Glaube, daß die Drude, wenn sie einen drückt, ihren Körper vor dem Hause stehen läßt; wenn man dann einen solchen Körper anrührt oder anspricht, so fällt er zusammen und die Drude, welche im Hause ist, stößt einen fürchterlichen Schrei aus.

Einen Bauern in Gilgenberg (einer Pfarre zwischen Ostermiething und Braunau) drückte alle Tage die Drude. Kaum lag er im Bette, so kroch eine Katze über den Bettfuß hinauf, und verhielt ihm den Atem; er konnte dann weder sich rühren noch rufen. Sein Verdacht fiel auf die „Dirne" (Magd) und wurde darin noch mehr bestärkt, als bei der Nacht ein frischer Schnee fiel („einen frischen Schnee machte"). Man sah darin deutlich die Spuren einer Katze, vom Fenster weg, wo die Dirne schlief, bis zum Hause hin und wieder zurück. Er wollte die Katze einst fangen, wie sie über das Bett hinaufkroch, doch es war vergebens, er griff in die Luft. Als er aber einst im beisein der Magd über die Druden schimpfte, und sagte, er wolle sich rächen, hatte er einige Zeit Ruhe, dafür aber kam sie über die Pferde, die sich losrissen und ganz wüthend wurden.

Oft lassen sie am Bette Drudenkreuze als Spuren zurück.

68.

Wir setzen hieher noch ein Alpgebet, das in Gurschdorf (österr. Schlesien) vor dem schlafengehen wider das Alpdrücken gesprochen wird:

Olp ond Olp,
ich weich der heute (diese Nacht) aus,
doas du nech kemmst ei mei Haus.
Olle Lönda must du bloata (Linden — entblättern),
olle Wasser must du woata (durchwaten),
olle Barge must du steiga;
bis der himmlische Hohn kräht[1])
kan mer der Olp ond Olp
nischte me oa hoan (nichts mehr anhaben).[2])

69.

Eine andere Art gespensterhafter Personifikation sind die Irrlichter (Gr. M. 868; Kuhn nordd. Sag. S. 425). Sie haben einige Verwandtschaft mit den Kobolden. Um Weidenau (Schlesien) nennt man die im Walde erscheinenden: „graue Mann'l." In Gurschdorf (in Schlesien unweit Jauernig) erzählt man vom „Feiermon" (Feuermann) folgendes:

Es woar a mol a Fuhrmon, dar hotte än faula Knecht, ond do muste dar Fuhrmon salber off der Stroße fohra. A mol fuhr ar Obids spät dorch en Pusch ond 's woar ober schun a su sier fenster, doß ma ken Schrit fir sich hin soch. Do hot ar immer zo God gebata, wenn ar noch a Zepparla (Stückchen) Licht hon kennte. Do soch ar off der Stroße hin, ond soch ä Lichtla, das immer meer offen zu kom ond dernochtan (hernach) fir senn Wäne (Wagen) hargieng. Do bote dar Fuhrmon dan Feiermon, denn 's woar sonst niemand andersch ols ar, doß ar em bis häm (heim) leichta sul, ond do hot a rechtich dar Feiermon dan Fuhrmone bis häm gelucht. Wie der Fuhrmon der häme woar, sponnte ar glei de Pfarde aus ond läte sich schlofa, ond säte dan Feiermone nech a mol en bezohl dich God. Sei

---

[1]) Ausführliches über den alles dämonische verscheuchenden Hahnkrat in Cassels eddischen Studien 1, 47 ff.

[2]) Eine andere Version aus dem Kuhländchen s. Jos. Georg Meinerts Volkslieder 1817, S. 44.

Weib woar ober noch uf blien (geblieben) ond wie se zom Fanster nous soch, schluch er (ihr) off ä mol a gruße Lichtigkät (Helligkeit) eis Gesechte, 's woar ober der Feiermon dar a selche Lichtigkät machte; weil sich der Fuhrmon nech bei nem bedankt hotte, woar ar en Hofe stiehn geblien. Se rannte glei zom Mone ond säte, ar selde sich doch ben Feiermone bedanka. Der Fuhrmone trot zom Fanster ond säte zu nem: „Enser lieber Hergod soll dersch a su viel bezohla, ols wie Sandkernla en Meere hot." Der Feiermon säte druf: „Etz is mir ond dir geholfa" ond verschwond. — Der Feiermon ist äne nech derleste (eine nicht erlöste) Seele, ond ma sicht se offen Feldern Obids, ols a briniche Schitte (brennende Garbe) rem giehn, ond wenn er bise (böse) oder schlechte Leite a nochgiehn, su verern se sich. Die fromma ond guden Leite fihrt se a rechta Wag, weil se hofft vo guden Leiten derlest zu warn.

70.

In Eisenberg (bei Komotau) erzählt man: Eines Abends kehrte ein Mann von einem entfernten Orte „Jerden" [1]) genannt, nach Eisenberg zurück und kam, als es oben im Schlosse 12 Uhr schlug, gerade zur „Pendlmühle", welche hart am Saume des Waldes am Ausgange einer Schlucht liegt. Als der Mann die Schloßuhr schlagen hörte, blieb er stehen, um die Schläge zu zählen. Sodann wollte er seinen Weg fortsetzen, und um eher im Schlosse anzukommen, lenkte er von der Straße ab und dem nahen Walde zu. — Da flammte es auf einmal licht auf und als der Mann aufmerksam nach dem Walde hinblickte, sah er am Saume desselben einen großen starken Mann, der „durch und durch" brannte. Doch konnte er seine Kleidung ganz gut unterscheiden. Er trug enge Hosen und einen Rock von rothem Sammet. Die Ärmel und der Brusttheil dieses Rockes hatten eine eigentümliche Form und waren geschlitzt. Auf dem Kopfe trug er eine breite

[1]) Der eigentliche Name ist „Georgenthal".

schwarze Kappe, welche auf einer Seite emporstand und dort einen Federbusch hatte. Dieser Mann, dessen Kopf ganz feurig schien, stund regungslos am Rande des Waldes. Der Bauer, welcher wuste, daß es bei der Pendelmühle nicht richtig war, betrachtete mit Angst und Staunen diese Erscheinung. Er wuste nicht, ob er vorwärts oder zurück gehen sollte. Endlich entschloß er sich zu dem ersteren und schritt seines Weges fort. — Der feurige blieb lange Zeit unbeweglich stehen; auf einmal aber war er verschwunden und alles war finster. Kurze Zeit darauf sah der Bauer tief im Walde ein bläuliches Licht schimmern, ganz so wie das, welches den feurigen Mann eingehüllt hatte. Und dieses Licht bewegte sich langsam nach der Schlucht hin, wo es bald verschwand. [1])

Ein anderer Mann gieng in einer Nacht heim nach „Oberjerden" [2]). Da kam quer über die Felder herüber, vom Gebirge her, ein großer feuriger Mann, welcher sehr schnell gegen die Straße zulief. Von der andern Seite, vom Kumerer See herauf kam ebenfalls einer gelaufen. Dem Bauer wurde bei diesem Anblick etwas unheimlich zu Muthe und er lief schnell davon; doch als er sich wieder umsah, bemerkte er, daß die beiden feurigen Männer noch nicht zusammen gekommen waren, troz dem, daß sie sehr schnell liefen. Nun faßte er wieder Muth und rannte fort. Da kam ihm ein W a g e n entgegen, welcher mit v i e r s c h w a r z e n P f e r d e n bespannt war. Der Kutscher hatte k e i n e n K o p f und drinnen im Wagen saß ein feuriger Mann, welcher auch keinen Kopf hatte. [3]) Der Wagen rasete an dem Bauer vorbei, welcher in den Straßengraben geworfen wurde, ohne daß er wuste, wer ihm dieß gethan. Als er sich wieder erhob, bemerkte er eine kleine Strecke hinter sich die beiden feurigen Männer,

---

[1]) Dieser „Feuermann" deutet eher auf Wuotan, als auf die gewöhnliche Irrwischerscheinung.

[2]) Obergeorgenthal, zum Unterschiede von Georgenthal.

[3]) Vergl. oben die Mythen über Wuotan und den Wagen.

welche in den Wagen stiegen. Sie waren auch jetzt ohne Köpfe. Hierauf verließ der Wagen die Straße und fuhr gegen den See hinab, wo er nach und nach verschwand. Des andern Tages war der Mann voller Beulen und muste mehrere Tage im Bette liegen.

Auf derselben Straße gieng eines Abends einer, dem kam ein feuriger Mann entgegen, welcher fast in der Mitte des Weges daherschritt. Der Bauer wollte nicht ausweichen, und wurde auf einmal niedergeworfen. Er stund auf und warf mit Steinen nach dem Feuermanne. Dieser blieb aber fortwährend hinter ihm. Endlich erreichte er seine Wohnung und versperrte schnell die Thüre. Als er ins Zimmer trat, sah er den Feuermann zu einem Fenster hereinsehen. Da wurde er zornig, nahm seine Flinte und schoß auf den feurigen, der drohete ihm mit der Faust und dann verschwand er. Der Mann glaubte schon seiner los zu sein, und wollte sich eben zu Bette legen, als er bemerkte, daß zu jedem Fenster seiner Stube ein „feuriger" hereingrinzte. Auch bemerkte er, daß noch viele andere um sein Haus stunden. Er verkroch sich so schnell er nur konnte unter die Bettdecke. Des andern Tages war er schwer krank, und er und seine Nachbarn legten das den Feuermännern zur Last.

Auch in Schlesien müssen manche ihre Sünden als Feuermänner abbüßen. Den Kopf tragen sie beständig unter dem Arme. Dem Wanderer leuchten sie mit dem Schein ihres Körpers heim, wofür derselbe dann „Gott vergelt's vielmal" sagen muß.

Volksgebräuche

und

Aberglaube.

I. Nach den Zeiten des Jahres.

1.

Wenn im Winter der erste Schnee fällt und er sich mit den Händen ballen läßt, dann beginnt in Röhrawiesen, Sallapulka, Fugnitz ꝛc. (Nieder-Österreich) das Dodamonmächa, d. h. die Kinder machen aus Schnee eine Figur, die den Dodamon vorstellen soll. Sind die Theile des Körpers deutlich, so erhält er noch eine Nase von ziemlich großem Umfange, eine Ruthe in die eine Hand und eine Mütze von Baumrinden auf den Kopf. Ist dann der Dodamon fertig, so beginnt das Spiel, an dem die ganze Dorfjugend und manchmal auch die älteren Leute theilnehmen. Zuerst treten alle zusammen, stellen sich im Kreise auf und wählen einen aus ihrer Mitte. Dieser stellt sich nun hinter den Dodamon. Die übrigen aber springen und hüpfen vor demselben herum, und singen dabei gewöhnlich folgendes:

Då sitzt da älti Dodamon
in Regn und in Schnee,
wås wer ma erm z'fress'n geb'n,
Leis oda Fleh?
Zipfl, Zapfl, Budakrapfl,
Kum, åita, fång mi!

Haben sie dieß dreimal gesungen, so tritt der Junge hinter dem Dodamon hervor, nimmt die Ruthe und läuft den Kindern nach. Erwischt er eines, so schlägt er es so lange mit der Ruthe, bis die anderen wieder herzukommen und den Gefangenen befreien. Manchmal macht sich eines von denen, die um den

Dodamon hüpfen, den Spaß, daß es die Ruthe nimmt und sie wegwirft. Alsdann fallen alle über den hinter dem Dodamon stehenden her und reiben ihm das Gesicht tüchtig mit Schnee.

Für eine große Kühnheit wird es gehalten, wenn eines der spielenden während des singens hingeht und dem Dodamon die Nase auf die Seite dreht. Dieß geschieht übrigens sehr oft unter dem schallenden Gelächter der Gesellschaft.

Haben sich die Kinder in dieser Weise längere Zeit unterhalten, so holen sie eine lange Stange, und mit dieser rennen sie so lange gegen den Dodamon, bis er zum großen Jubel aller zusammenstürzt.

Knüpfen wir an obige Mittheilungen an, die wir vom personifizierten Tode (S. 69 u. 82) gemacht haben, so ist auch hier wieder das Spiel mit dem Dodamon bezeichnend. Der Tod, hier schneeweiß, stellt den Menschen nach, während diese ihn (wie den Teufel) zu hintergehen suchen. Der Schluß des Spieles kommt dem „Todaustragen" nahe.[1])

2.

Ich habe die Meinungen des Volkes (in Röhrawiesen und Umgebung) über den Dodamon noch genauer erforscht und folgendes erfahren.

Der Dodamon erscheint zu gewissen Zeiten und immer nur auf einen Augenblick. Häufig wird er auf einem goldenen Rößchen gesehen, oft aber auch mit einer Sense oder auch mit einer langen weißen Schlafmütze. Viele behaupten, daß derjenige, welcher den Dodamon mit dem goldenen Rößchen gesehen habe, noch recht glücklich sein könne, daß aber der, welcher ihn mit der Sense oder mit der Schlafmütze gesehen habe, drei Jahre nicht überleben werde.

Ein Bauer erzählte mir, er habe, während er einmal zur

---

[1]) Statt Dodamon könnte man auch Tabamån schreiben, und es liegt die Versuchung nahe, ihn mit Tatermann (s. S. 205) für identisch zu halten Ich halte aber die Vorstellung vom Dodamon für älter, und es mag sein, daß einiges auf den Tatermann übergegangen ist. Der Gott ist zu einem Götz, zu einem Popanz geworden.

Nachtzeit auf seinem Felde ackerte, plötzlich von weitem einen Schein wargenommen („i låß mas net nehma, s' wår wir a Korfunkelstoån.“) Der Bauer blickte auf, um zu sehen, was es denn eigentlich wäre, da sah er den Dodamon, wie er mit seinem goldenen Rößchen in der Luft verschwand. Derselbe Bauer behauptete auch, daß er nur deshalb so gesund sei, weil er den Dodamon mit dem goldenen Rößchen gesehen habe.

Sehr häufig wird der Dodamon in dem sogenannten Pestgårt'l gesehen. Dieses Pestgårt'l ist ein kleiner eingezäunter Wiesenplatz, in welchem ein Kreuz errichtet ist. ¹) Wer den Dodamon aber in dem Pestgårtl sieht, soll ebenfalls unglücklich sein. So erzählt man sich unter andern folgendes:

Es war im Winter und mehrere Röhrawiesener hatten sich in der warmen Stube versammelt, um sich hier gemeinschaftlich die Zeit zu verkürzen. Man war mit spinnen beschäftigt; dabei erzählten sich die Leute allerlei Geschichten und bald kam die Rede auch auf den Dodamon. Die meisten sagten, sie wollten nichts mit ihm zu thun haben. Es war aber eine Dirne, welche behauptete, sie fürchte sich durchaus nicht vor ihm. Sie wurde nun aufgefordert, zum Beweise ihrer Furchtlosigkeit, aus dem außer dem Dorfe sich befindlichen Keller Wein zu holen. Sie machte sich auf den Weg und muste beim Pestgårt'l vorüber. Als sie hier anlangte, sah sie ein kleines, bucklichtes Männchen mit einer langen weißen Schlafmütze auf dem Kopfe. Da sie glaubte, man wolle sie nur schrecken, gieng sie ganz muthvoll auf das Männchen los und wollte ihm die Schlafmütze vom Kopfe ziehen. Auf einmal aber drehte sich das Männchen um, und als die Dirne das Gesicht mit der langen Nase und den grünen Augen sah, erschrack sie so heftig, daß sie den Krug fallen ließ und eilends davon lief. Als sie sich nochmals umsah, war das Männchen verschwunden. — Die Dirne soll bald darauf von einem Baume

¹) Hier sollen die an der Pest gestorbenen begraben sein. An dieses Pestgårtl knüpfen sich eine Menge von Sagen.

herabgefallen und gestorben sein. — Viele behaupten auch, daß, wenn ein Kranker im sterben liege, stets der Dodamon mit der Sense komme und sich zu dem Bette des Kranken stelle.

Zu den „Vierzeilen,“ die man in Röhrawiesen singt, gehört auch folgendes Liedchen:

I bi vo obn owa,
von Owalandl, (vom Oberland)
mei Muida bächt Kräpf'n,
wi's Dodamandl. (nämlich so ungestalt.)

3.

In Warnsdorf bei Rumburg besteht wie in vielen andern Ortschaften Böhmens der Gebrauch, daß während der Adventszeit zehn- bis zwölfjährige Kinder, den heiligen Christ und dessen Begleiter vorstellend, des Abends die Häuser des Dorfes besuchen. Sie vereinigen sich zu Gesellschaften, deren jede wenigstens aus fünf Mitgliedern bestehen muß. Jedem wird eine bestimmte Rolle zugetheilt; der eine stellt den heiligen Christ, der andere den heiligen Nikolaus, der dritte den h. Petrus, der vierte einen Engel und der fünfte den Ruprecht vor. Die Verkleidung der Kinder ist einfach. Sie wandern von Haus zu Haus und an die Fenster klopfend fragen sie: „Darf der heilige Christ hineinkommen?“ Wird ihnen mit einem „Ja!“ geantwortet, so geht zuerst derjenige in die Stube, der den Engel vorstellt, und spricht:

„Vom hohen Himmel kommen wir her
und bringen von dort viel neues euch her:
der heilige Christ steht vor der Thür. —
O heiliger Christ, komm doch herein!
Der Stuhl wird dir schon bereitet sein.“

Der heilige Christ tritt nun in die Stube. Er zeichnet sich von den übrigen dadurch aus, daß er eine Krone von Goldpapier auf dem Kopfe und ein Körbchen, mit Nüssen gefüllt, am Arme trägt. Er spricht:

„Schön guten Abend zu dieser Frist!
Bin auch selbst der heilige Christ,
bin vom hohen Himmel herabgekommen
und habe zu beschauen mir vorgenommen,
ob die Mädchen und die Knaben
ihr Gebet verrichtet haben.
Ei, haben sie dieses alles gethan,
so hab ich draußen für sie einen Wagen stahn;
der ist geziert mit Gold und Gaben,
davon sollen sie zum Geschenke haben.
Nikolaus, Nikolaus, mein treuer Knecht,
komm herein und sag' mir die Wahrheit recht!"

Diesem Rufe folgend, erscheint nun Nikolaus; er trägt meistens eine papierne Bischofsmütze auf dem Kopfe und hält in der Hand einen langen Stab, der wahrscheinlich einen Bischofsstab vorstellen soll. Nikolaus spricht zum heiligen Christe:

„Ach heiliger Christ! Wenn ich dir wollte die Wahrheit sagen,
hätt' ich über die Kinder gar viel zu klagen.
Wenn sie aus der Schule gehn,
bleiben sie auf allen Gassen stehn,
und alles, was sie im Munde führen,
ist fluchen, schwören und sakramentieren.
Sie können nichts als die Bücher zerreißen
und die Blätter in alle Winkel schmeißen:
solche Possen treiben sie!
Ach heiliger Christ, hätt' ich Macht wie du,
ich schlüge mit Ruthen und Peitschen zu!"

Hierauf entgegnet der heilige Christ:

„Ach Nikolaus, verschone doch das kleine Kind!
Verschone doch das junge Blut!"

Dann singen die drei, nämlich der Engel, der heilige Christ und Nikolaus:

„Seid getrost, ihr lieben Kinder,
ihr noch kleinen Adamssünder!

Gott wird euer Erlöser sein. —
Schickt den heiligen Petrus herein!

Petrus tritt ein; er hält zwei große Schlüssel in der Hand, mit denen er öfters klingelt, während er spricht:

„Petrus, Petrus werd ich genannt,
die Schlüssel trag ich in meiner Hand;
ich schließe den Himmel auf und zu,
wer gutes thut, kommt auch dazu. —
Ruperus, Ruperus komm herein,
die Kinder wollen nicht folgsam sein!"

Ruprecht unterscheidet sich in seiner Kleidung von den übrigen. Er trägt einen Pelzrock, den er jedoch so angezogen hat, daß die Haare nach außen gekehrt sind; auf dem Kopfe hat er eine Pelzmütze und in der Hand hält er eine Birkenruthe; außerdem hat er sich das Angesicht schwarz bemalt. Auf den Ruf des Petrus öffnet er nun die Thür, stolpert über die Thürschwelle, fällt der Länge nach auf den Fußboden, springt wieder auf und schlägt mit seiner Ruthe um sich, während er folgende Worte mehr schreit als spricht:

„Eine Thürschwelle ist mir unbekannt,
ich falle wie ein Sack voll Sand,
fliez, flaz, Flederwisch!
Mit der Magd unter den Tisch,
mit der Magd in die Helle! [1])
In der Stube ist mirs gar zu warm
und draußen ist mirs gar zu kalt.
Ich muß mich in die Helle machen,
muß sehn, was die alten Weiber machen!
Legen die Hühner viel Eier? —
Ist der Flachs hübsch theuer? —
Ist die Katze frisch und gesund?"

---

[1]) „Helle" wird in Bauernhäusern ein Raum hinter dem Ofen genannt, wo sich eine Bank befindet.

Nun geht Ruprecht zu den Kindern, die zu der vom heiligen Christe heimgesuchten Familie gehören; diese Kinder fragt er, seine Ruthe schwingend, mit schrecklicher Stimme: „Könnt ihr beten?“ — Gewöhnlich wissen die Kleinen, wie wenig das furchtbare Aussehen Ruprechts zu bedeuten hat und lachen ihm kühnlich ins Gesicht; selten fangen sie, vor seiner Ruthe zitternd, zu beten und zu weinen an.

Es treten nun der heilige Christ, Nikolaus, Petrus, der Engel und Ruprecht in einen Halbkreis zusammen und singen:

„Wir genießen die himmlischen Freuden,
indem wir das irdische meiden;
wir tanzen und singen,
wir hüpfen und springen,
Gott Vater vom Himmel schaut zu.“

Hierauf wirft der heilige Christ einige Nüsse in die Stube, doch so, daß sie mit Geräusch herumrollen. Von den Eltern erhält er sodann einige Kreuzer. Während sie die Stube verlassen, singen sie:

„Ihr Eltern, gute Nacht,
ihr Eltern, gute Nacht!
Ziehet eure Kinder recht,
auf daß sie zieren das Geschlecht.“

4.

Am Andreasabende pflücken in Freudenthal (österr. Schlesien) manche Frauen um 12 Uhr Nachts einen Weichselzweig, der in Wasser gestellt, um Weihnachten blühen muß. Mit diesem Zweige gehen sie in die Christmette. Beim Segen erkennen sie dann alle Hechsen, da jede einen Sechter (ein hölzernes Gefäß) auf dem Kopfe hat.

5.

An dem Abende vor dem Nikolaustage (6. Dezember) findet in Mähren (z. B. in der Umgebung von Olmütz) das

Peitschenknallen statt. Die Bursche des Dorfes versammeln sich auf einer Anhöhe mit Peitschen. Sobald es dunkel geworden, laufen sie knallend hin und her. Dieß soll den Kindern zum Zeichen dienen, daß der h. Nikolaus vom Himmel auf die Erde gekommen ist. Jeder der ihn sehen will, muß barfüßig und im bloßen Hemde auf den Berg laufen. Hier wird er sehen, daß die Pferde vor dem Wagen des h. Nikolaus, durch das Knallen erschreckt, denselben umgeworfen haben. Das Zuckerwerk und alle guten Sachen sind herausgefallen und liegen da zum abholen.

6.

In Nieder-Österreich erscheint neben dem Niklå eine vermummte Person, der s. g. Krampus, als Schreckmann. In einzelnen wenigen Dörfern kommt auch die s. g. Budelfrau, weiß verkleidet. Im Niederlande Böhmens erscheint der „Rumpanz" im Gefolge des h. Christ.

7.

Im Erzgebirge (Eisenberg) erscheinen am Weihnachtabend der h. Petrus und Ruprecht. Letzterer tritt, nachdem er von Petrus gerufen ist, in schwarzer Verkleidung, mit Ruthe und Sack herein und spricht:

Ich komme geschritten.
Hätt' ich ein Pferdlein,
so käm' ich geritten;
Ich hab' wohl eins im Stalle stehn,
aber es kann nicht über die Schwelle gehn.

8.

Im südwestlichen Theile Niederösterreichs harren die Kinder betend des h. „Niglo." Sie horchen, und auf den Klang des Glöckleins fangen die bebenden Kinder an zu singen:

Hearei, hearei, Hear Niglo,
goar gua'de Kinder sain jo do,

de beden gearn, de lernen gearn,
de biden n halich'n Niglo,
er soll earna wås beschearn.

Die Thür geht auf und der h. Niglo mit Stab und hoher Bischofsmütze tritt herein und spricht:

G'lobt sei Jesas Christas,
'n Himlsſögn bringt mit hear do
da Godasståb und Ring dös halich'n Niglo.

Darauf antworten die Kinder mit zitternder Stimme:

Miar griaßen dih o halichr Mån
und beden alle Dåg dih an
in ålle Ewikeit. Amend.

Der Nikolaus geht nun bis zum Tische, läßt jedes Kind beten und sich ihre Gebet-, Schul- und Schreibbücher zeigen. Wehe dem, welches seine Bücher nicht in Ordnung hat, oder das beim beten stottert. Der schwarze Ruprecht, mit einem Pelze angethan, steht mit glühenden Augen und langer rother Zunge und mit einer großen Kette vor der Thür, die Befehle seines Herrn zu vollziehen. Haben nun die Kinder gebetet und gesungen, so muß jedes einzelne Kind — und zwar das kleinste zuerst — vor den Nikolaus hintreten, niederknien, den Ring, welchen er am Finger trägt, küssen und sagen:

Mit'n Ma'l kiß ih
'n halich'n Stai,
mit'n Ma'l griaß ih
'n Hearn Niglo mai,
mit d' Hend bid ih
um a bisl woas, ih wiar oardla sain.

Der Nikolaus spricht darauf:

Wiarsd' oardla sain?
Schdehl daine Schu'ch in Hain,
siach daß ka Schnee n'eifält,
und siach n'aus, waans zeh'n hoast zölt.

Dann gibt Nikolaus den Kindern eine Lehre, stellt ihnen eine in Kalk getauchte Ruthe auf den Tisch und spricht:

Wån oana ned braf und oardla is,
d'Ruat'n sih n Bugl n'eifrißt.

Dann gibt er den Kindern den Segen, bespritzt sie mit Weihwasser, während die Kinder das Kreuz machen.

Beim Fortgehen spricht der Nikolaus:

God's Sög'n blaib bei eng,
n'irds Brisül von eng zwäng [1],
G'lobt sei Jesas Christas.

Die Kinder und alle Anwesenden sagen darauf:
in alle Ewikeit. Amend.

Der heilige Nikolaus entfernt sich eben so leise, wie er gekommen ist und schließt hinter sich die Thür zu. Die Gesichter der Kinder leuchten vor Freude, da die Gefahr vorüber ist. Schnell werden die Schuhe von den Füßen gezogen, abgebürstet und mit den Schuhbändern zusammengebunden. Alsdann schleicht der muthigste Knabe zur Hausthür und horcht, ob er das Glöcklein noch höre, stellt dann behutsam seine Schuhe hinter ein Gesträuch im Garten, wo er den Schnee fleißig weggekehrt hat. Diesem folgen nun seine übrigen Geschwister und stellen ihre Schuhe unter dasselbe Gesträuch.

Jetzt wird gewartet, bis es zehn Uhr schlägt. Inzwischen werden die Geschichten von dem schwarzen Ruprecht von den Eltern oder Erwachsenen einige Male erzählt.

Kaum daß der Hammer den zehnten Schlag macht, so lugt schon der furchtloseste Knabe zum Schlüsselloch hinaus, öffnet leise die Thür und schleicht auf den Zehen zu seinen Schuhen, die er mit verschiedenen Sachen, gewöhnlich mit Äpfel, Nüssen, und a. m. gefüllt findet. Schnell langt er darnach, ergreift sie und eilt mit schnellen Schritten der Thür zu, wo schon

[1]) Jedes Unglück von euch scheuche.

seine Geschwister freudig ihn erwarten. Jetzt eilt groß und klein an den bezeichneten Platz und nimmt die gefüllten Schuhe.

(Aus Mank.)

9.

In Mank (Nieder-Österreich) besteht die Sitte, daß am heiligen Abend nach dem Ave-läuten und nach den üblichen Gebeten die ganze Bauernfamilie, welche den Tag über gefastet hat, sich zu Tische setzt. Alles bleibt still und ruhig, bis der Hausvater abermals das Tischgebet gesprochen und dem Gesinde das Zeichen zum spielen gegeben hat. Kaum hat man einige Stunden gespielt, so wird heftig an der Hausglocke gezogen. Wer ist's? — Und bald lautet die Antwort „die Christschau." Es treten zwei Kirchenbuben mit rothen, langen Kleidern herein; ihnen folgt ein mächtiger Kasten, von einem alten Kirchendiener getragen. Schnell ist ein kleines Gerüst aufgerichtet, der Kasten daraufgestellt und alle Vorbereitungen werden getroffen, „den Christ" zu zeigen. Unterdessen haben sich alle Hausbewohner um den Kasten versammelt und betrachten ihn mit neugierigen Blicken. Endlich wird das Brett weggeschoben und es zeigt sich eine liebliche Gegend mit Hirten, Jägern, den drei Königen, und im Hintergrund der Stall.

Die zwei Bauernbuben, welche mit Lichtern vor dem Kasten stehen, fangen nun mit heller Stimme zu singen an:

„Da Christ da is kuma,
hot Sinden uns g'numa,
hot von Daif'l befraid,
dö Kinda und Lait!"

Hat der alte Kirchendiener alles, was das Bild zeigt, erklärt, so beginnen die Kirchenbuben abermals, wie folgt:

„Dö Hird'n af'n Fäld,
dö hona bloßd in d' Wäld
unsarn Christ.
Dö drai Kini hon brocht
Gold, Mirra und Wairauch in Brocht
unsarn Christ.

Get's bringt's erm a wås
a Gåld oda so wås
unsarn Christ."

Darauf legt jedes anwesende ein Geldstück in eine Büchse.

10.

Im nördlichen Theile von Nieder-Österreich ist das Bäumeschatzen im Gebrauch. Wenn nämlich das Festmahl am heiligen Abend zu Ende ist, so wird das Tischtuch nicht abgetragen, und es bleiben die Nuß- und Äpfelschalen auf dem Tische liegen, bis man um Mitternacht zur Christmette geht. Dann werden die Überbleibsel genommen und im Garten an die Stämme der Obstbäume geschüttet. Man „schatzt" dadurch die Bäume und sie tragen dafür im nächsten Jahre desto reichere Frucht.

11.

Bevor der Bauer zur Christmette geht, macht er ein Bündel Heu („Mettenheu") zurecht und legt es auf den Mist, wo es bleibt, bis er von der Kirchenfeier heimgekommen ist. Dann nimmt er das Heu und gibt es dem Vieh im Stalle zu fressen, damit es vor Hechserei und Seuche bewart bleibe.

12.

In Nieder-Österreich (z. B. Amstetten u. a. O.) herrscht der Glaube, daß alle Brunnen in der heiligen Nacht um die zwölfte Stunde anstatt Wasser den besten Wein enthalten. Ein Knecht, der davon gehört hatte, wollte sich einen guten Tag machen und gieng daher um die zwölfte Stunde zum Brunnen und fing an zu schöpfen. Da erhielt er von unsichtbarer Hand eine so derbe Maulschelle, daß ihm hören und sehen vergieng.

Auch in Deutschböhmen glaubt man, daß sich in der Christnacht Wasser in Wein verwandle. Die haben's erfahren, welche absichtslos dazu gekommen sind. Ein Mädchen aber, welches

in dieser Absicht um 12 Uhr an das Wasser gieng, und nachdem sie gekostet, ausrief: „Jetzt ist das Wasser Wein," vernahm eine Stimme aus dem Wasser: „und dein Kopf ist mein." Nie hat man das Mädchen wieder gesehen.

Auf ähnliche Weise sind auch in Nieder-Österreich manche für ihren Frevel gestraft.

13.

In Ober- und Nieder-Österreich und dem angrenzenden Ungarn glaubt man, daß um 12 Uhr in der Christnacht alle Thiere reden können. Die Thiere stecken die Köpfe zusammen, und theilen einander mit, was sie während des ganzen Jahres erduldet haben und was sie im künftigen Jahre erwarten. Viele Bauern wagen es nicht, in dieser Nacht die Thiere zu benützen; das reden, meinen sie, sei die einzige Freude, die ihnen Gott gewährt habe; das reden müsse sie entschädigen für die Last des ganzen Jahres. Oft horcht man an der verschlossenen Stallthür, ob man nicht etwas von dem Thiergespräche erlauschen könne. Allgemein erzählt man, daß Pferde ihrem horchenden Herrn seinen baldigen Tod vorhergesagt haben.[1])

14.

Am Silvester-Abend ist in Nieder-Österreich das Bleigießen, Losen, Holz- und Schuhwerfen im Gebrauch,[2]) und zwar wird es eifriger getrieben, als in den übrigen heiligen Nächten. An diesem Abende wird in Mank und anderwärts der Silvesterkönig gekrönt. Dem tölpelhaftesten aus dem Hausgesinde wird ein Strohkranz aufgelegt und ein Strohbüschel in die Hand gegeben. Die übrigen jagen dann den Silvesterkönig mit einer aus Stroh geflochtenen Peitsche durch Thür und Thor. Er muß so lange vor der Thür stehen, bis sich die jüngste Dirne seiner annimmt und ihn hereinführt.

[1]) S. meine Alpensagen S. 342.

[2]) Ausführlicher davon an einem andern Orte.

Diese Dirne ist nun das Haupt des Gesindes für das kommende Jahr, und den ganzen Abend hindurch werden ihr Glückwünsche dargebracht.

15.

In den Gebirgsdörfern des polnischen Schlesiens stecken am Neujahrstage die jungen Bauern eine hohe Stange in die Erde, auf welcher ein Hirtenhut befestigt ist. Diejenigen, welche auf einem Sallasche oder auf einer Polane ihre Herden weiden, vereinigen sich zu einer Gruppe. Jede einzelne Gruppe eilt dann dem aufgesteckten Ziele zu. Wer es zuerst erreicht, ist der Hirtenkönig dieser Gruppe und die Hirten müssen alle seine Befehle vollziehen. Hat nun jede Gruppe ihren König auf diese Weise erhalten, so kommt die Reihe an die Könige. Alle Könige stellen sich in eine Reihe und bilden eine Kette mit ihren Händen, und welcher am ehesten sich von der Kette losreißt und am ersten das Ziel erreicht, ist wieder der König aller Könige. Auf diese Art vergeht der Neujahrstag. Diese Würde behält einer für das ganze Jahr. Das nächste Jahr folgt dasselbe, und jeder Bauernjunge bemüht sich, seinem Obern die Würde abzugewinnen.

16.

In Böhmen glauben viele, daß man mittelst des Schlafkrautes (atropa belladonna) Pferde fett und muthig erhalten könne. Das Schlafkraut muß aber in der Neujahrs-Mitternacht ausgegraben werden. Der grabende muß rings um sich einen Kreis ziehen, welchen der Teufel, der das Schlafkraut hütet, nicht zu überschreiten vermag. Sobald er das Schlafkraut ausgegraben hat, so muß er, ehe er aus dem Kreise heraustritt, dem Teufel eine schwarze Henne[1]) hinwerfen, damit dieser glaube, er habe seine Seele; dann muß er so schnell

[1]) Dem Teufel wird ein schwarzes Huhn geopfert s. Wolf deut. M. und Sag. Nr. 381. Vergl. Grimm Myth. 961.

als möglich davoneilen und nicht ein einziges Mal sich umschauen, weil sonst der Teufel, der unterdessen die Teuschung erkannt hat, sich seiner bemächtigen würde.

17.

Im nördlichen Böhmen (Warnsdorf ꝛc.) vermummt sich am Fasching ein Knabe in einen Strohmann, indem er den ganzen Körper mit Strohseilen umwindet und auf den Kopf einen Strohkranz setzt. Ein anderer stellt einen Bären vor, der einen Bärentreiber zur Seite hat. Dieser Treiber hält in der Hand eine lange Birkenruthe, trägt einen grauen, weiten Kittel, einen breitkrämpigen Hut, kurze Hosen, rothe Strümpfe und Schnallenschuhe.

18.

In Nieder-Österreich (V. O. M. B.) ruht in den letzten Tagen des Faschings alle Arbeit, selbst die Spindel.

„S' Pfinzda-Weibl [1]) löst alles wieder auf, sagt der Landmann, denn die Macht desselben ist groß."

Dieses sonderbare Wesen übt seine Macht vom „Foasten-Pfinzda," dem letzten Donnerstage im Fasching, bis zum Aschermittwoch und an allen Feierabenden des Jahres.

Was das Weibchen gebietet, das geschieht. Wenn es zur Ofengabel sagt: Mache mir die Thür auf, so folgt die Ofengabel dem Befehle. Wenn das Weibchen nicht will, daß das Feuer brenne, so verlischt das Feuer augenblicklich. Auf den Wink dieses Wesens wird alle gethane Arbeit zu nichte.

19.

In Spachendorf (österr. Schlesien) ist das „Todbegraben" üblich. Eine menschenähnliche Figur aus Stroh, Reisich

---

[1]) Pfinzda, Pfinztag ist der Donnerstag. S. Vernaleken, Alpensagen S. 369. 370.

und Lumpen verfertigt, mit einem großen Schafpelze und einer Pelzmütze bekleidet und mit eisernen Ketten behängt, wird an einer Stange befestigt und am Morgen des Rupertustages unter wilden Gesängen auf einen freien Platz außerhalb des Dorfes getragen. Dort wird die Puppe unter allerhand Zeremonien in eine weite Grube gethan, ein Feuer angezündet, und nachdem man sie ganz entkleidet, wird der Überrest in das Feuer geworfen. Darauf beginnt ein Kampf um die brennenden Lumpen, die mit bloßen Händen aus dem Feuer geholt werden. Jeder sucht ein Stück davon zu haschen, welches er dann im Garten an einen Ast des grösten Baumes bindet. Andere graben es wieder auf dem Felde ein und sagen, daß dann die Saaten besser gedeihen. — Am Aschermittwoch ist das **begraben der Baßgeige** gebräuchlich. Nachdem man von derselben die Saiten abgenommen, wird sie in ein Leintuch eingehüllt und herumgetragen, dann mit Wein (zuweilen auch mit Branntwein) bespritzt und darauf im Wirtshause in der Mitte der Stube niedergelegt. Rings herum werden Tische gestellt, und ein Schmaus endet die Feier.

20.

In der Umgegend von Chrudim versammeln sich vor dem schwarzen Sonntage (14 Tage vor Ostern) einige Dorfknaben beim Richter und machen sich einen **Tod**. Sie nehmen zwei Stangen, eine kurze und eine längere, binden die kürzere an die längere so an, daß daraus die Form eines Kreuzes entsteht. An den obern Theil binden sie einen Kopf, welcher mit einer **weißen** Larve versehen ist. An dem Kopfe befestigen sie ein Hemd, so daß der obere Theil der Hemdärmel gerade das Ende der Querstange erreicht. Manchmal bindet man eine **Sichel** an die Hand. Wenn nun die Figur fertig gemacht ist, so trägt man sie zum reichsten Gutsbesitzer. Am Sonntage früh holen die Knaben den Tod und gehen mit Begleitung einer Musik, einiger Bauern und Mädchen zum nächstgelegenen Bache oder zu einem Teiche. Dort stellen sich alle in eine

Reihe, einer von den Burschen wirft den Tod in das Wasser und gleich rennen alle hinein. Sobald der Tod von einem aufgefangen ist, darf niemand ins Wasser, was immer durch ein gewisses Zeichen kundgemacht wird. Derjenige, der gar nicht oder spät in das Wasser gekommen ist, der wird in demselben Jahre sterben. Beim Rückzuge muß dieser den Tod tragen, als Zeichen, daß er zum letzten Male dieser Belustigung beigewohnt hat. Einige Schritte hinter ihm gehen die übrigen, begleitet von Musik. Darauf wird der Tod verbrannt.

In Mähren verfertigen die Mädchen eine weibliche Puppe, die den Tod vorstellt, und tragen sie auf einer hohen Stange mit zahlreichem Geleit zum Dorfe hinaus.

An manchen Orten Böhmens (Schönfeld u. a.) wird der „Türke hinter die Stadt gejagt," und man singt zur h. Margareth, sie möge bald den Sommer geben.

In Dalleschitz (Mähren) wird am dritten Sonntage vor Ostern der Tod ausgetragen, und zwar ebenfalls von den Mädchen, Die Figur hat weibliche Kleidung.

Auch im österreichischen Schlesien wird der Tod in weißem, weiblichem Anzuge von Mädchen ausgetragen und ins Wasser geworfen. Dieser dritte Sonntag vor Ostern heißt „Todsonntag." Auf dem Heimwege tragen sie einen geschmückten Tannenzweig und singen:

Den Tod haben wir ausgetragen,
den Sommer bringen wir wieder,
den Sommer und den Mai,
der Blümlein allerlei.

An demselben Tage ist auch das Maienfest der Kinder. In dem Liede derselben wird der Mai als Pathe angeredet:

Poth Mai, Poth Mai!
Gebt mir ein Kreuzer und ein Ei!

Eine Strofe heißt:

Die goldne Kett' liegt um das Haus,
die schönste Jungfrau geht heraus,

sie geht in ihrem Rocke,
als wie die schönste Docke.

In den an Schlesien grenzenden mährischen Dörfern wird am weißen Sonntage der Tod ausgejagt, wie man sagt, zum Andenken an die Vertreibung der Mongolen.

In der Umgebung von Weidenau (Schlesien) wird am schwarzen Sonntage oder „Todtensonntage" eine männliche Figur, der „Todtenmann" auf das Feld getragen und Abends verbrannt. Er heißt der „alte Jude" und man denkt an den Verräther Judas.

Aus Weidenau ist noch zu erwähnen, daß bei Hochzeiten der „Druschma" oder „Huchzichpiter" eine Rolle spielt. Er ladet ein und dient als Spaßmacher, Vorreiter 2c. Mehrere Tage vor der Hochzeit sprengt der Druschma, wunderlich geschmückt, mit seinem Pferde durch das Dorf und macht mit Sprüchen seine Einladungen.

Am Inn (bei Braunau in Ober-Österreich) wird ein Strohmann auf einer Bahre aus dem Dorfe getragen und in eine Grube gelegt.

Am Vorabende des Todsonntages (schwarzen Sonntages) versammeln sich in Jägerndorf, Haindorf 2c. (Schlesien) die jungen Leute und formen aus alten Kleidern, Heu und Stroh einen Mann, welchen sie in irgend ein Bauernhaus tragen, wo er aufbewart wird. Am genannten Sonntage versammeln sie sich nach dem Gottesdienste vor dem Hause, mit Stöcken, Riemen und Stangen bewaffnet, um den Tod aus dem Dorfe zu jagen. Unter lautem jauchzen und pfeifen wird er von vier Burschen mit Stricken herausgeschleppt und durch das Dorf geschleift, während die andern mit den Stöcken und Riemen auf ihn losschlagen. Sind sie nun mit dem Tode vor dem Dorfe, so schlagen sie den Weg gegen das benachbarte Dorf ein. Haben die Burschen ein Feld erreicht, welches dem andern Dorfe zugehört, so wird der Tod niedergelegt, mit den Stöcken und Stangen arg zugerichtet, und in dem Felde zerstreut.

Das Volk glaubt, daß in jenem Dorfe, wo der Tod ausgetragen wird, keine ansteckende Krankheit ausbreche.

Am Palmsonntage jedes Jahres stopfen die walachischen Mädchen um Rožnau einen weiblichen Popanz aus, welcher mit Bändern und Blumen geschmückt, auf eine freie Anhöhe getragen wird. Ihnen kommt dann die männliche Jugend nach, schmähet und bewirft die ausgestopfte Figur mit Koth und Steinen. Die Mädchen widersetzen sich und der Kampf endet damit, daß die Mädchen mit Branntwein, die Burschen hingegen von den Mädchen mit gerösteten Erbsen bewirtet werden.

21.

Von dem bekannten Wettstreite zwischen Winter und Sommer wollen wir nur ein Lied mittheilen, aus Göpfritz in der Wild (Nieder-Österreich).

Am Faschingsdienstage durchziehen zwei Männer das Dorf. Sie gehen aus einem Hause in das andere, und werden überall von den Kindern mit Jubel empfangen. Diese zwei Männer sind der Winter und der Sommer. Der eine hält eine Sichel in der Hand, ist ganz weiß gekleidet und stellt den Sommer vor. Sein Kamerad, welcher den Winter vorstellt, hat eine Pelzmütze auf dem Kopfe, einen Dreschflegel in der Hand, und Arme und Beine mit Stroh umwunden.

Nun singen beide, mit einander abwechselnd, folgendes Lied:

Som. Da Winter is a grober Gsöll,
er jogt die alten Weiber in d' Höll.[1])
Herimei, da Summer is fei!
Wint. Da Summer is a rechter Lauer,
er mocht den Weibern den Milchrahm sauer.
Herimei, da Winter is fei!

---

[1]) Der Raum hinter dem Ofen. S. 284.

Som. Da Summer is a braver Mo,
er hängt die Bam mit Äpfeln o.
Herimei, da Summer is fei!
Wint. Da Winter is a braver Mo,
er molt die Fenster voll Bleameln o.
Herimei, da Winter is fei!
Som. Und wån da Summer bald geht hoam,
oft'n bricht a d' Äpfel von die Bam.
Herimei, da Summer is fei!
Wint. Und brichst du's o, so klaub i's auf,
mocht ma mei Gretl dürre Nuzel [1]) draus.
Herimei, da Winter is fei!
Som. Hiatzt geh i hoam und schlof recht guat,
Und kimm wieder, wån's blitzen und dunnern thuat
Herimei, da Summer is fei!
Wint. Hiatzt bin i do, und geh nit furt,
ols bis dos Lercherl singa thuat.
Herimei, Herimei, da Winter is fei!

22.

In Mährisch-Trübau gehen am vierten Fastensonntage morgens kleine Mädchen aus der ärmern Volksklasse mit ihren Maibäumchen von Haus zu Haus und singen folgendes Lied:

Maia, Maia, Summa grü,
die liebn Engel singa schü;
sie singa oll' zu gleicha
im grußn Himmelreicha.
Grußa Fischlich, klana Fischlich
schwimma olla in an Teicha.
O do schaut a schöna Jungfer raus,
die wird sich net long bedenka,
wird mer wol an Groschn schenka.

---

[1]) Äpfelschnitten.

Nach dem Gesange wird den Mädchen eine kleine Gabe gereicht.

In Freudenthal (österr. Schlesien) singen die Kinder am Maitag:

Klene Fischle, klene Fischle
schwemme of an Teichle,
rothe Rösle, rothe Rösle
wachse of an Streichle,
weiße Lil'gn, weiße Lil'gn
wachsn of an Stengl,
der Herr is schien, der Herr is schien,
de Frau is wie an Engel ꝛc.

In Gurschdorf singen sie am Maitag:

1. Die goldene Schnur gibt em dos Haus, [1])
die jonge Frau Wertin gibt ei ond aus;
sie gibt wie äne Tocke
ei ihre bloa Rocke.
Sie wat sich wull bedenka,
sie wat mer wull wos schenka,
a Greschla oder än Dreier,
oder a holb Schock Ajer.
2. Der Herr dar hot a huche Metze,
er hot se olle vull Dukote setze;
ar wat sich wull bedenka u. s. w.
3. Rute Rusen
wachsen of än Stängel,
der Herr is schien,
de Frau is schien,
de Kender sein wie d' Engel.

---

[1]) Geht um das Haus. — Sollte dieß auf den Goldfaden in der Edda (1 Lied von Helgi dem Hundingstöter) zurückzuführen sein? —

23.

In Mährisch-Trübau freuen sich die Knaben auf das Schmeckostern.

Am Ostermontage sieht man schon früh morgens die Knaben mit ihren „Schmeckostern" von Haus zu Haus herumlaufen. Diese Schmeckoster ist entweder eine lederne vom Riemer verfertigte Peitsche, oder sie besteht aus geflochtenen Weidenruthen oder aus Süßholz. Für das Schmeckostern erhalten diese Knaben ebenfalls ein Geschenk. Sie gehen schon zeitlich aus, damit sie, da es nur bis Mittags dauert, überall hingehen können; mit dieser Schmeckoster werden nun die Mädchen gewöhnlich an den Füßen gepeitscht.

Erscheint dann der Osterdienstag, so werden die Knaben von den Mädchen wieder mit Schmeckostern geneckt; die Mädchen gehen aber nicht von Haus zu Haus, empfangen auch keine Gaben dafür, sondern kommt irgend ein Knabe in ein Haus, in dem sich ein Mädchen befindet, so wird er schon früh morgens, wenn er noch schläft, überfallen und gepeitscht.

Auch in andern Theilen Mährens ist diese Sitte. Am Ostermontage werden die Mädchen von den Burschen mit geflochtenen Weidenruthen so lange geschlagen, bis sie sich mit rothen Eiern auslösen. Am Dienstage rächen sich dann die Mädchen.

Die Sitte des Schmeckosterns scheint im ganzen mittlern [1]) und auch im nördlichen Deutschland (Kuhn N. Sag. 373 (17) verbreitet. Wir finden es auch in Ungarn (Holitsch ꝛc.). Die Waffe ist gewöhnlich eine Weidenruthe. Mit derselben „karbatschen" sie die Mädchen und diese zahlen dann

[1]) Z. B. in Dreihausen bei Marburg in Hessen findet das „Schmackustern" statt.

am folgenden Tage (Ostermontag) die Schläge zurück. Dafür erhält ein jedes ein gefärbtes Ei.

Dasselbe geschieht in Böhmen, z. B. um Deutschbrod geben die Knaben den Frauen leichte Schläge; dafür bekommen sie ein roth gefärbtes Ei. Diese alte Sitte scheint einen christlichen Anhaltspunkt zu haben. Wenigstens ist dort der Glaube: Nachdem der Heiland auferstanden, sollen sich die Frauen von Jerusalem bei Brunnen und an andern öffentlichen Orten versammelt und sich das wunderbare Ereignis erzählt haben. Die Hohenpriester, welche dieß sahen, ließen sie auseinander treiben, damit das Volk nichts davon erfahre.

Im „Oberlande" Böhmens (Komotau, Saaz) wird diese Sitte das „Eierpeitschen" genannt. Schon in der Charwoche besorgt der Vater für seinen oder seine Knaben einen kleinen Vorrath von Weidenruthen. Diese werden je sechs oder acht mit seidenen oder bunten Kattunstreifen festgebunden, und von unten bis oben mit ähnlichen bunten Schleifen von der Breite eines Fingers geschmückt. Diese Ruthe heißt „Osterschmück." Am Ostermontage frühzeitig begibt sich nun im Festgewand der Knabe — ein Tüchlein bei den Zipfeln haltend, — auf die Wanderung zu Pathen, Vettern und etwa auch andern reichern Leuten, wo Mädchen sind, tritt vor die Zimmerthür und ruft:

Rothe Eier heraus,
Oder ich peitsche die Madeln aus!

Nun bekommt der Knabe gefärbte oder auch ungefärbte Eier, beim Vetter oder bei der Frau „Mahm" auch wol noch einige Kreuzer, ein Stückchen Osterlaib u. a.

In Miltigau findet das „auspeitschen" am Tage der unschuldigen Kinder statt. Man sammelt nämlich am Barbaratage (4. Dezemb.) die sogenannten Barbarakätzchen, legt sie in Wasser an einen warmen Ort, damit die Kätzchen bald austreiben, und zu Weihnachten sind gewöhnlich die Knospen offen. Nun werden die Zweige in Büschel gebunden, und mit den so erhaltenen Ruthen gehen die Burschen des Dorfes zu

den Mädchen und peitschen diese damit, wofür sie dann Bier, Branntwein und Kuchen von den Mädchen zum Geschenke bekommen.

In Untersteier besteht die Sitte des peitschens nur unter Kindern und zwar am Tage der unschuldigen Kinder.

24.

Am Ostersonntage besteht in polnischen Dörfern des österr. Schlesiens (Lomna u. a. Orten in der Umgegend von Jablunkau) folgender christlicher Gebrauch.

In jedem Hause wird ein Lamm geschlachtet, welches aber im freien gebraten wird. Zu dem Zwecke schlägt man Zelte auf, eins neben dem andern. Die Bewohner einer Gemeinde vereinigen sich an einem bestimmten Platze, machen dort Feuer an und braten die Lämmer. Dann setzen sie sich in einen Kreis und ein Lamm nach dem andern wird verspeist. Dieser Tag ist ein Versöhnungstag; man füllt die Gläser, stößt an, trinkt und umarmt sich.

25.

Es herrscht in österr. Schlesien der Glaube an das sogenannte „Sonnehoppen" (Sonnehüpfen). Das Volk glaubt nämlich, daß am Ostersonntage die Sonne zur Freude der Wiederauferstehung des Erlösers dreimal springe. Man meint, es sei an demselben Tage, an welchem der Heiland erstanden ist, die Sonne dreimal vor Entzücken aufgesprungen; und dieses soll sich nun am Ostersonntage stets wiederholen, so lange die Welt besteht.

In Weidenau, Jauernig, Saubsdorf ꝛc. begibt sich am Charsamstage Abends eine Prozession, aus Männer bestehend, auf eine Anhöhe, um am folgenden Morgen das Schauspiel des Sonnenaufganges genau zu betrachten und die Sonne springen zu sehen.

Sogar ein Kreuz und Fahnen aus der Kirche tragen sie dem Zuge voran, andächtige Lieder werden gesungen zur Ehre des Welterlösers.

Endlich erreichen sie die Anhöhe, und mit ihr den zur Ruhe auserſehenen Platz. Ein Feuer wird angezündet, um das sich die Leute lagern, die den mitgenommenen Speisen und der Brantweinflasche tapfer zusprechen. Dann werden heilige Lieder gesungen oder sie beten. Gewöhnlich schlafen sie ermüdet ein und erwachen, wenn die Sonne schon hoch am Himmel steht.

26.

In den Ortschaften an beiden Ufern der Thaja, in Mähren, ist folgender Gebrauch:

Am Georgitage (24. Aprill) gehen alljährlich jene, die im letzten Fasching geheiratet haben, in Begleitung des Bürgermeisters und ihrer Eltern auf's Feld. Diese zeigen ihnen die Grenzen ihrer Gehöfte, Felder und Wiesen, und nachdem sie die Grenzsteine gereinigt haben, begeben sie sich in die Schenke. Da müssen die jungen Eheleute ihren Eltern ein Mahl geben. [1])

27.

a. Der Hahnschlag oder das Hahnschlagen findet an Hochzeiten, im Fasching, zu Pfingsten und an der Kirchweih statt.

Zu Forbes (Budweiser Kreis) besteht folgender Brauch.

Bei der ersten Hochzeit im Faschinge wird ein Hahn getötet. Dieß geschieht auf folgende Art. Schon 14 Tage vorher wird von den zur Hochzeit geladenen Jünglingen ein schöner Hahn gekauft, und gut gefüttert. Am Tage der Vermählung selbst wird ihm ein rothes Mützchen aufgesetzt, manchmal auch ein Röckchen und ein Beinkleid angezogen. So bringt man ihn in die Versammlung, wo er zum Tode verurtheilt wird. Zwei als Bauern verkleidete kommen herein,

[1]) Vergl. meine Alpensagen S. 394.

und klagen über den Hahn. Darauf nimmt einer von den beisitzenden ein Buch in die Hand, stellt den Richter vor, und liest aus diesem Buche das Todesurteil über den Hahn. Alle beisitzenden stimmen bei. Nun verkleidet sich einer als Scharfrichter, nimmt rothe Kleider und einen Säbel, und es zieht dann die ganze Versammlung mit dem Hahne und in Begleitung der Musik in die Mitte des Marktfleckens auf einen erhöhten Rasen. Hier wird der Hahn an die Lehne eines Sessels festgebunden, jedoch so, daß der Hals über der Lehne hervorragt. Nachdem alle umstehenden den Hahn um Verzeihung gebeten, spielt die Musik einen Todtenmarsch, und der Henker haut dem Hahne den Kopf ab. Alsdann wird er losgebunden, und sammt dem Kopfe in das Haus mit Musik zurückgetragen. Die Kläger, welche nicht mitgezogen sind, warten hier auf den Hahnenkopf, der ihnen auf einem Teller gebracht wird. Jetzt legen die verkleideten ihre Kleider ab, und erscheinen in ihrem früheren Anzuge. Der Hahn wird nun gebraten und den Gästen gereicht.

Denselben Gebrauch finden wir auch in der Umgebung von Chrudim, wenn ein reiches Paar am Fasching Hochzeit hält. Junge Hochzeitgäste führen den Hahn an weißen Schnüren zu einem Galgen, der auf einem Platze im Dorfe errichtet ist. Hier wird dem Hahn das Urtheil vorgelesen und der Scharfrichter hängt ihn auf.

b. Im Dorfe Walkenstein (Nieder-Österreich) war an Hochzeitstagen folgende Sitte. Man schloß die Braut in einen Kreis ein und brachte den Haushahn, dem man die Flügel stutzte, in den Kreis. Nun jagte die Braut das Thier so lange herum, bis es tot liegen blieb. Dieß ist seit etwa 30 Jahren verboten.

c. In österr. Schlesien findet am Aschermittwoch das Hahnschlagen statt. Nachmittags versammeln sich die jungen Bursche gewöhnlich in einem Wirtshause, zieren einen lebenden Hahn mit Bändern und Blumen und stecken ihn dann in einen am Boden durchlöcherten Topf so, daß sein Kopf aus dem Loche

hervorschaut. Darauf zieht die Gesellschaft hinaus auf ein ebenes Schneefeld und beginnt dort folgendes Spiel: Der Topf mit dem Hahn wird auf den Boden gestellt, einem durch das Loß oder auf sonstige Weise dazu bestimmten Burschen werden die Augen verbunden und ihm ein Dreschflegel in die Hand gegeben. Dann wird derselbe einige Mal im Kreise herumgeführt damit er die Orientierung verliere, und nun ist es seine Sache, den Hahn zu suchen und mit dem Flegel zu erschlagen. Zuweilen hört er ihn schreien, geht auf ihn los, gleichzeitig wird aber der Hahnenruf da und dort nachgeahmt, der blinde steht und lauscht, sucht die richtige Stimme heraus zu finden, tappt nach allen Richtungen herum, und führt endlich, bei dem vermeintlichen richtigen Hahn angekommen, seine Schläge. Wenn er ihn nicht trifft, kommt ein anderer Bursch an die Reihe, was so lange wiederholt wird, bis es einem gelingt, den Topf zu zertrümmern und den Hahn darin zu töten. Darauf wird ein fröhliches Mahl gehalten, wobei der gebratene Hahn das Hauptgericht bildet.

In ähnlicher Weise besteht der Hahnenschlag in andern Kronländern, selbst in Ungarn, z. B. in Eisenstadt. Hier geschieht es zu Pfingsten bei dem s. g. Marientempel, wo eine große Menge Volkes sich versammelt. Dieses Volksfest ist aber, wie überall die Volksfeste, im abnehmen begriffen. [1])

d. Am Kirchweihfeste wird um Königinhof (Neurettendorf) alle 5 Jahre der **Hahnschlag** gefeiert. Auf einem geschmückten Wagen wird in einem Korbe ein Hahn gefahren; Musik, Masken und eine zahlose Menge folgen. Auf dem Hauptplatze angelangt, steigt ein als Mohr gekleideter vom Pferde und befestigt den Hahn an einem Pflocke. Ein Mädchen wird als Hahnbraut gewählt und mit Musik abgeholt. Mit einem Kranze auf dem Kopfe geht die Hahnbraut mit lustigem Gefolge zum Platze. Man bildet einen Kreis um den Pflock, verbindet der

[1]) Über das Hahnschlagen im nördlichen Deutschland s. Kuhn nordd. Sagen S. 391. Vergl. Wolf Beitr. 2,439.

Braut die Augen und gibt ihr einen Dreschflegel in die Hand, mit dem sie den Todesstreich führen soll. Dieß muß aber auf den ersten Schlag geschehen, denn es handelt sich darum, ob das Mädchen ein tugendhaftes ist oder nicht.[1]) Gelingt es, so bewegt sich der Zug mit dem toten Hahn durch das Dorf. Der Hahn wird gebraten, und der Hahnbraut gebührt das erste Stück, und sie tanzt des Abends den ersten Reigen.

28.

In österr. Schlesien ist das Königsreiten ein Volksfest des ackerbautreibenden Landvolkes. Es reiten nämlich am Pfingstmontage der Dorfrichter u. a. aus der Gemeinde auf schönen Pferden ins Feld und umreiten langsam und mit Andacht ihre Äcker, singen fromme Lieder oder beten. Sie hoffen dadurch den Segen Gottes für ihre jungen Saaten zu erflehen, und Wetterschäden davon abzuhalten. Wer das schönste Pferd bei dieser Feierlichkeit hat, der wird als König anerkannt. Nachmittags begeben sich dann alle Bauern zum Könige, welcher ein schwarzes Schaf braten lassen muß. Jeder Bauer nimmt ein Bein (einen Knochen) von diesem Schafe und steckt dasselbe am andern Morgen vor Sonnenaufgang in die Saaten, damit dieselben gedeihen.[2])

An einigen Orten wird das „Saatreiten" in ähnlicher Weise abgehalten und zwar am Pfingstsonntage.

29.

Um die Hechsen zu vertreiben, welche die Saatfelder durch ihre Tänze schädigen, hält die Jugend in Böhmen (z. B. in Wall) alle Jahre im Mai das sogenannte Hechsenbrennen. Eine weibliche Figur wird in einem Holzstoße verbrannt, und darauf tanzt man um das bald erloschene Feuer.

---

[1]) Eine andere Art Gottesurtheil s. Wolf Beiträge 2,440.

[2]) Wuotan verleihet Fruchtbarkeit. Vergl. Grimm Myth. 231.

30.

In der Gegend von Warnsdorf (Böhmen) erzählt man sich, daß das Johannisfeuer (24. Juni) von einer Begebenheit im Leben des h. Johannes seinen Ursprung habe. Derselbe muste sich einst vor seinen Feinden flüchten. Im Schutze der Dunkelheit erreichte er glücklich einen Berg; seine unermüdlichen Verfolger erblickten ihn und kamen ihm immer näher. Da wurde er aber plötzlich ihren Blicken entzogen, indem eine Flamme aus der Erde hervorbrach. Daher die Johannisfeuer auf den Bergen.

Bei St. Pölten glaubt man, der h. Johannes habe während der Taufe im Jordan eine brennende Kerze getragen, daran erkannten ihn seine Verfolger; als sie ihn ergreifen wollten, sahen sie plötzlich eine Menge Lichter, und dadurch wurden sie irre geleitet. Zum Andenken daran sind jene Feuer.

Von den Knaben werden die alten Besen das ganze Jahr hindurch gesammelt und sorgfältig bis zum Johannisabende versteckt gehalten. Die werden dann am Johannisabende auf den Höhen angezündet, im Kreise geschwungen und unter Jubel in die Luft geworfen.

In der Umgegend von Deutsch-Brod, Mährisch-Trübau u. a. O. wird ein Faß mit Pech oder Ther bestrichen, über den Berg hinab gerollt, nachdem man es angezündet hat.

Überall in Böhmen und Mähren werden die lodernden Brände im Kreise umgeschwungen und die Reste auf die Felder gebracht.

31.

In Nieder-Österreich (V. O. M. B.) werden die Johannisfeuer oder Sonnwendfeuer gewöhnlich vor einem Kreuze auf dem Felde angezündet. In diese Feuer wirft man Blumen; man singt Lieder, umtanzt das Feuer, ißt und trinkt dabei und treibt allerlei Kurzweil. Die Blumen werden gewöhnlich unter Sprüchen dem Feuer übergeben. Nach jedem Spruche wird um das Feuer getanzt, und dabei werden die letzten

Worte jedes Spruches gesungen. Abends werden auf allen Anhöhen Feuer angezündet, und die Bursche umtanzen die Feuer mit brennenden Besen, welche zu diesem Behufe in Pech getaucht wurden.

Wer dreimal über ein Feuer springt, bekommt in dem Jahre das Fieber nicht.

Oft wird auch ein mit Pech bestrichenes Wagenrad angezündet, und brennend über eine Leiten (Halde) hinabgerollt.

Allgemein ist der Volksglaube, diese Feuer werden dem h. Johannes zu Ehren angezündet. Um so bemerkenswerter ist es, daß in deutschen Theilen Böhmens z. B. in Eisenberg (Erzgebirge) die Erinnerung an Perun (auch Peroun gesprochen) noch im Volke ist [1]). Bei Eisenberg werden an einem brennenden Holzstoß die Besen angezündet, und die Knaben laufen um das Feuer herum. Die Mädchen flechten Kränze aus Wiesenblumen (in Katharinenberg aus Kleberkraut), halten dieselben vor die Augen und sehen hindurch nach dem Feuer. Dabei sprechen sie:

Johannisfeuer, guck, guck!
Stärk' mir meine Augen,
stärk' mir meine Augenlieder,
daß ich dich auf's Jahr seh wieder.

Wer dieß dreimal sagt, bekommt während des Jahres keine Augenschmerzen.

In Ober-Österreich und den angrenzenden Theilen Nieder-Österreichs und Böhmens ist der Name Sonnwendfeuer (Sunawendfaija), auch Sonnewettfeuer gebräuchlich. Der Name muß früher weitere Verbreitung gehabt haben; am Semmering bei Schottwien heißt ein Berg Sonnenwendstein.

32.

Am Vorabende des Johannisfestes ist es bei den Landleuten des Krakauer Bezirkes, besonders aber bei jenen,

[1]) Über Perun s. Hanusch slaw. Mythus 98 u. a. O. Grimm Myth. 118.156.

welche gegen die Karpathen hin wohnen, gebräuchlich, mit dem Anbruche der Nacht große Feuer auf dem Felde oder den benachbarten Höhen anzulegen; man bezeichnet sie mit dem allgemeinen Namen „Samstagfeuer"; die Nacht, in welcher sie stattfinden, wird die „Kupalische Nacht" [1]) genannt. An diesem Abende versammelt sich die Jugend mehrerer benachbarter Dörfer und begibt sich, von einer Musik begleitet, nach demjenigen Orte, wo das Feuer angelegt werden soll. Hier errichtet man einen Haufen aus Reisich, Baumästen und verschiedenen andern Brennstoffen und zündet denselben mit jenem Feuer an, welches durch scharfes reiben zweier Holzstangen erzeugt wird. Während nun die Flammen hell auflodern, tanzen die einen um das Feuer herum, andere springen darüber und schleudern brennende Pechkränze hoch in die Luft empor. Dann erscheint eine Schar von rüstigen Burschen, welche mit den mit Pech überzogenen brennenden Besen nach einem bestimmten Gegenstande um die Wette laufen. Wer das Ziel zuerst erreicht, erhält eine Pfauenfeder, die er das ganze Jahr hindurch als Auszeichnung tragen darf. Nicht selten kommt es vor, daß auch die Herde um das Feuer getrieben wird, in der Meinung, sie gegen jede Krankheit und Seuche sicher zu stellen. An diesem Tage sammeln die Landleute verschiedene Kräuter, welche zu Krankenheilungen dienen, wobei sie den Glauben hegen, daß die Wirksamkeit der an diesem Tage gesammelten Kräuter eine weit größere sei. Die abergläubischen suchen ferner die Blüte des Farrenkrautes, welche nach der Meinung des Volkes nur um diese Zeit sich entfaltet und in einem Augenblicke wieder abfällt. Wem es gelingt, eine solche Blüte zu finden, der könne zu jeder Zeit unsichtbar werden; alle gesperrten und verriegelten Thüren oder sonstigen Behältnisse öffnen sich sogleich von selbst bei Berührung mit dieser wunderbaren Blüte. Mit deren Hülfe ist man auch im Stande, die unter der Erde tief verborgenen Schätze zu finden.

[1]) Über Kupalo s. Hanusch slaw. Mythus 200 fg. Grimm Myth. 590.

Das Volk erzählt sich hierüber folgendes:

Einst gieng ein Landmann an demjenigen Tage, da die Samstagfeuer angezündet werden sollten, in einen nahegelegenen Wald, um seine Kuh zu suchen; allein seine Mühe war vergebens. Während er aber im Walde umhergieng, fiel ihm zufälligerweise die Blüte des Farrenkrautes in den weiten Obertheil eines Stiefels, so daß er davon nicht einmal eine Ahnung hatte. Und alsbald wuste er den Ort, wo die Kuh sich befand; doch nicht etwa dieses allein, sondern es war ihm auch der Ort und die Stelle bekannt, wo reiche Schätze von der Erde bedeckt sind. Da ihm aber die nöthigen Werkzeuge fehlten, so eilte er schnell nach Hause um solche zu holen. Vor der Arbeit zog er aber die Stiefel aus und verlor diese wunderbare Blüte. Nun wollte er hinausgehen, um die Schätze heimzubringen, allein nach dem Verluste jenes Zaubermittels vergaß er sogleich den Ort, wo die Schätze sich befinden, und muste unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren. Alles schien ihm jetzt nur ein Traum gewesen zu sein. [1])

33.

In Nieder-Österreich (Horn und Umgegend) läßt man auf jedem Felde in der Mitte einen Büschel Hafer stehen; die Halme werden umgebogen und zusammengebunden. Diese Büschel gehören „für's Bäri-Mandl" (Bergmännchen). [2])

Im Salzburgischen ist nach der Ärnte ein großer Umzug. Dabei wird u. a. eine Ährenkönigin in einem kleinen Wagen von jungen Burschen gezogen. [3])

In österr. Schlesien wird einer zur Weizenbraut erkornen Magd am Ärntefeste große Ehre angethan.

34.

Über den Aberglauben berichten wir hier nur folgendes:

Vorzeichen des Todes sind (in Walkenstein, Nied. Österr.) das erscheinen des Todtenvogels in der Nähe des Hauses,

[1]) Vergl. S. 266. [2]) Gr. Myth. 140. Kuhn. N. S. 395. [3]) Gr. M. 253 ff.

das erscheinen eines Wichtels (des Käuzchens) im Garten, das zufällige zur Erde fallen eines Messers, wenn es im Boden stecken bleibt, u. dgl. m.

35.

Wenn während des Mittagläutens die Uhr 12 schlägt, so stirbt jemand aus dem Orte bald darauf.

(Aussig in Böhmen.)

36.

Wenn einer in den letzten Zügen liegt, so wird eine geweihte Kerze angezündet und dem sterbenden in die Hand gedrückt. Die umstehenden beten für die „ausfahrende Seel." Das heißt man das Seelausbeten. (N. Ö.)

37.

In Neusohl (nördl. Ungarn) ist folgender Brauch.

Ist ein Mensch dem sterben nahe, so wird an dessen Haupte mit einem Glöckchen leise geläutet, damit die scheidende Seele, durch den Ton gelockt, noch einige Augenblicke auf der Erde in der Nähe des erstarrenden Körpers verweile.

Ist der Tod erfolgt, so läutet man mit dem Glöckchen weiter weg; immer etwas weiter vom Toten, dann zur Thür hinaus, und einmal um das Haus herum, damit man so die Seele auf ihren Scheideweg geleite. [1]) Hierauf wird ein Bote geschickt, daß die Dorfglocke geläutet werde, um so das absterben zu verkünden.

Der Tote wird gewaschen und im Leinwandhemde auf ein langes, glatt gehobeltes Brett gelegt, mit einem großen Leinwandtuche ganz überbreitet. Neben seinen Kopf wird eine Öhllampe gestellt, nebst einem Glas Weihwasser, in welches man sechs bis sieben Kornähren taucht.

---

[1]) Zu dieser eigentümlichen Vorstellung, daß der Ton die Seele geleite, vergl. die aus Grimm Myth. 786 ff. bekannten Vorstellungen.

Während die Dorfglocke den Tod verkündet, wird das Stroh, welches das Bett des verstorbenen ausfüllte, unweit des Hauses verbrannt. Wer die Glocke hört oder das Todtenfeuer sieht, betet für die abgeschiedene Seele.

Nach und nach kommen Bekannte um die Leiche zu sehen. Man nähert sich derselben, ergreift die in das Wasser getauchten Kornähren, besprengt damit von oben bis unten das überbreitete Leichentuch, kniet dann nieder und betet.

Die jugendlichen Leichen werden mit Heiligenbildern und Blumen, so weit nur Platz ist, überdeckt. Den ältern Leichen legten sie ein Fläschchen mit gutem Branntweine oder altem Methe bei, damit es dem verstorbenen an nichts fehle. [1]) Im Namen weiblicher Leichen wird das ärmste, älteste Weib in der Gegend herumgeschickt, den Tod und den Tag des Leichenbegängnisses anzusagen; im Namen männlicher Leichen schickt man den ältesten Mann, und dieser Todesbote wird in jedem Hause beschenkt.

38.

In Deutschbrod u. a. O. kommt folgender Aberglaube vor.

Am 1. Mai haben die Hechsen volle Macht. Um sie abzuhalten, steckt man Lindenreiser in den Düngerhaufen, der gewöhnlich im Hofe ist, macht aus geweihten Palmzweigen Kreuzchen und steckt sie im Stalle in die Mauerspalten, bespritzt das Vieh mit Weihwasser u. s. w.

Sollte aber wirklich eine Hechse in das Haus gekommen sein, so zeigt es sich bald. Die Kühe geben entweder keine Milch, oder sie geben statt derselben Blut; das Getreide geräth nicht u. s. w.

Wenn man vierblättrigen Klee hat, so kann man alle Künste der Zauberer und Hechsen durchschauen.

Eine Magd muste für die Kühe Klee holen. Als sie durch das Dorf schritt, mit dem Bündel Klee auf dem Rücken,

[1]) Ist jetzt verboten.

gab dort gerade ein Zauberer seine Vorstellungen. Die Menge bewunderte eben, wie ein Hahn einen schweren Balken zog. Die Magd fragte, was sie so bewunderten, ob das ein Wunder wäre, wenn ein Hahn einen Strohhalm mit dem Fuße nachziehe. Als dieß der Zauberer hörte, machte er sich aus dem Staube. [1])

Wenn sich ein Kind einen Milchzahn ausgerissen hat, so muß es hinter den Ofen gehen und den Zahn hinter sich werfen, und dreimal die Worte sagen:

Eichkätzchen, Eichkätzchen,
ich geb' dir einen beinernen
gib mir einen eisernen.

Die **Kornähren** sollen in alter Zeit vom Erdboden bis hinauf gereicht haben. Es war gar kein Halm. Da nun die Menschen immer gottloser wurden, so beschloß Gott sie zu strafen, indem er ihnen eine Hauptnahrungsquelle, nämlich das Getreide nehmen wollte. Er ließ deshalb die lange Ähre anzünden, und als dieß die heil. Jungfrau sah, ergriff sie noch am obersten Ende die Ähre mit der Hand, wodurch die Ähre am weiterbrennen verhindert wurde. Daher kommt es, daß nun jede Ähre nicht länger als eine Handbreit ist. [2])

Wer am Palmsonntage drei Kätzchen von den Palmzweigen verschluckt, bekommt keine Halsschmerzen, und wer die ersten Kornblüten sieht, der soll drei davon nehmen und verschlucken, dann bekommt er kein Fieber in dem Jahre.

Wenn jemand von einer Schlange gestochen wird, so muß er trachten, daß er früher beim Wasser ist als die Schlange. Ist der Mensch früher dort, so muß die Schlange sterben, ist aber die Schlange früher dort, so muß der Mensch sterben.

Am Ostersonntage werden aus den Palmzweigen Kreuzchen gemacht und in die Felder gesteckt, um sie vor dem Hagelschlag zu schützen.

[1]) Vergl. Kuhn, nordd. Sag. 458 (Nr. 432).

[2]) Ähnliches aus Thüringen s. Bechsteins d. Märchenb. die Kornähren.

39.

Um Flechten zu vertreiben, nimmt man (im nördlichen Böhmen) eine Münze, auf welcher das Bild einer Kapelle ist und die man „Flinkel" nennt. Diese rollt man dreimal um die Flechte herum und murmelt dabei den Zauberspruch:

Schwinge [1]) vergie, (Schwinge vergeh,)
wichs nie mie; (wachs' nicht mehr.)

Das helfe Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Amen. — Darauf wird das Kreuz über die Flechte gemacht, diese angespuckt, abermals mit der Münze umringelt und bekreuzt.

Warzen soll man verlieren, wenn man an einem Nachmittage, wo zu einem Begräbnisse geläutet wird, in's Freie tritt und spricht:

Warzel, Warzel weiche,
sie läuten einer Leiche;
gehst du nicht zu Grabe,
frisst dich zuletzt der Rabe.

40.

Wenn der Eigentümer von Bienenstöcken mit Tode abgeht, so klopft man an die Bienenstöcke und meldet, daß der Hausvater gestorben ist; sonst gehen die Schwärme ein. So im Niederlande Böhmens. (Komotau.)

41.

Wenn die Leute bei einem Weizen- oder Kornfelde vorübergehen, und es blühen die blauen Kornblumen, so wird eine derselben abgerissen, und man bestreicht sich damit die Augen. Das stärkt die Augen und bewart sie vor Krankheit.

(Komotau.)

---

[1]) „Schwinge" ist ein nur hier vorkommender Ausdruck für Flechte.

42.

Zu den verschiedenen Gerichten am heil. Abend gehören auch die Erbsen. Nach dem Essen wird in Jahren, wo es viele Mäuse gibt, in die vier Ecken der Stube eine kleine Porzion dieses Gerichtes in Kreuzform geschüttet, damit die Mäuse nicht gar zu sehr überhand nehmen. (Komotau.)

43.

In Komotau ꝛc. findet man folgenden Aberglauben.

Beim ersten Läuten am Charsamstage eilen die Frauen zum nächsten Bach, um sich zu waschen; das soll die Sommersprossen vertreiben.

Nach der Palmweihe verschlucken die Leute drei Kätzchen von einem Palmzweige; sie glauben, daß sie dann das ganze Jahr kein Halsweh bekommen.

Die Frucht eines Bäumchens, das zum erstenmal trägt, schenkt der Eigentümer gern einer schwangern Frau, weil dann der Baum sehr fruchtbar wird.

Die Dienstboten legen bei einem Schloßenwetter allerlei Hausgeräth, z. B. Ofengabel, Ofenkrücke, den Kehrwisch u. dgl. auf dem Haushofe kreuzweis übereinander, in der Meinung, daß die Schloßen dann keinen Schaden machen.

Wer zum erstenmal bei einem Kornfelde, das in der Blüte steht, vorbeigeht, der streift von drei Kornähren die aushängenden Blüten ab und verschluckt sie; das bewart vor Halsweh.

Wenn eine Wöchnerin unter den sechs Wochen stirbt, so kommt sie wieder, um nach ihrem Kinde zu sehen.

Wenn am Charsamstag das erstemal wieder geläutet wird, eilen die Geizigen mit einem Geldsäckchen an ein fließendes Wasser und schwenken jenes hin und her; sie glauben, daß sich dann ihr Reichtum vermehre.

Bei einem Gewitter legt man im Oberlande Böhmens die geweihten Palmen auf den Tisch, im Niederlande verbrennt man sie, damit der Blitz nicht einschlage.

So viele schwarze Punkte das „Hergottsschäfchen“ auf seinen rothen Flügeldecken hat, so viele Gulden wird das Strich Getreide kosten.

Wenn im Gebirge (des Oberlandes) eine Leiche aus dem Hause getragen wird, werden alle Stühle umgestürzt, dann kommt der Tote nicht wieder.

Wer am heil. Abend beim Lichtanzünden seinen Schatten nicht sieht, der stirbt binnen einem Jahre; auch der zuerst eine Nuß aufmacht, welche taub ist.

44.

Wenn man dem Kinde Abends keinen Weihbrunn (Weihwasser) gibt, so kommt ein wildes ganz behaartes Wesen, nimmt das Kind weg, und legt ein anderes behaartes, ungestaltes Kind an dessen Stelle. Das ist der Wechselbalg. [1]
(Trumau N. Ö.)

Wenn's donnert, so sagt man zu Kindern: Der Himmelvater greint, er ist hårb (hå'b). [2] (Das.)

Wenn auf der Bergesspitze Wolken stehen, daß sie den Berg berühren, so sagt man, der Berg hat einen Hut. [3]
(Trumau N. Ö.)

---

[1]) Vergl. S. 233 fg. [2]) Gr. Myth. 152. Hårb heißt ungehalten, zornig. Schmeller 2, 235. [3]) Vergl. Vernaleken, Alpensagen S. 271.

II. Das lotzen,

oder:

Über das Glücksuchen und Zukunftforschen des Volkes.

Die Zukunft ist dem Menschen verborgen, und es ist eine rein menschliche Neigung das, was die Gottheit über ihn verhängt hat, erforschen zu wollen, obgleich Weise und Dichter aller Zeiten den Menschen gewarnt haben, er möge nicht „begehren zu schauen, was die Götter bedecken mit Nacht und Grauen." Gleichwohl finden wir den Vorwitz bei fast allen Völkern des Altertums und der Gegenwart. Der Mensch blickt — wie Göthe sagt — so gern in die Zukunft, weil er das ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu seinen Gunsten heran leiten möchte.

Es ist dieß eine Thatsache, und weil diese Neigung so tief im Volke wurzelt und so weite Verbreitung hat, dürfte es wol der Mühe wert sein, einige Betrachtungen darüber anzustellen und eine Anzahl Belege aus dem Leben des österreichischen Volkes zu liefern.

Die Gabe oder Kunst der Weißagung hieß bei den Griechen Mantik (μαντική sc. τέχνη), bei den Römern divinatio. Es gab eine natürliche und eine künstliche Divination. Als Arten der natürlichen Divination lassen sich unter-

scheiden: die Ekstase (Cic. div. I, 31), die Träume und die Orakel. Nach Homer kommt der Traum vom Zeus (καὶ γάρ τ'ὄναρ ἐκ Διός ἐστιν. Ilias I, 63). Dadurch offenbart sich dem Griechen die Gottheit unvermittelt, und er unterwirft diese Offenbarung mitunter kunstgerechter Auslegung.

Ich erinnere hier z. B. an Platons „Kriton," in welchem Sokrates sagt: Es kam mir (im Traume) vor, als ob eine schöne Frau auf mich zu kam, mich anrief und mir sagte: „O Sokrates, möchtest du am dritten Tage in die schollige Phthia gelangen!" Dieß ist eine Parodie der Worte des Achilles (Ilias IX, 363), und Sokrates bezeichnet mit dieser Deutung seines Traumes den Tod als eine Rückkehr in die Heimat der Helden. Hieher gehört auch der Traum, den Xenophon hatte, kurz bevor er zum Anführer der 10000 erwählt wurde (Anabasis III). Ganz im Sinne des Altertums ist auch der Traum, den Schiller in der Br. v. Messina die Isabella ihren Söhnen erzählen läßt.

Traumdeutungen im germanischen Altertum finden wir in der Edda, namentlich im andern Gudrunenliede (Atli's Träume gedeutet von Gudrun (s. Simrock, Edda 1855, S. 237) und im Atlamal (S. 256).

Auch das deutsche Altertum hatte seine „Traumscheider" im Sinne von Wahrsager (Grimm Myth. 1098). Traumbücher haben sich bis auf die neueste Zeit erhalten. Ein 1500 in Straßburg gedrucktes Büchlein knüpft an biblisches an und beginnt: „Hye vahet an das büchlin Danielis des ußlegers d' treum. Ich bin Daniel ein prophet ꝛc. Die ding alle sind mir geoffnet von got." Darin heißt es z. B. Essich trincken bedeut betrübniß, Esel sehen bedeut auflauff, in kertzen sehen bedeut begrepnuß, ein brinends wachs sehen bedeut freüd, wider sehen bedeut erdbidem ꝛc.

„Träume sind Schäume," das glaubt bei uns noch nicht jedermann, denn wie viele gibt es, welche in die Lotterie gerade jene Nummern setzen, die sie geträumt haben. Agricola, der scharfsinnige Ausleger von Sprichwörtern (1529 nach Chr.) sagt in

der Erläuterung zu „Treume feind lugen" (Nr. 623): „Treume sind etwas, aber zukünfftige dinge darauß zu erlernen, das ist allein ein gotes gab, der sich niemand leychtlich understeen sol, er habe sie denn." Daß bei den Traumzahlen die uralte Heiligkeit gewisser Zahlen (vergl. Welcker, griech. Götterl. 1, 51) im Spiele gewesen ist, läßt sich wol vermuthen.

Hieher gehört auch:

Ein schoner tractat: die art und ursach des traumes, wann ime zeglauben sey oder nit, mit ußlegung 2c. durch den Doctor Sytz von Marpach, 1515, gedruckt zu Landßhut 4º. Ferner „somnia Samuelis" in Haupts & H. altd. Blätt. 1,215.

Größere Geltung hat sich die andere Art natürlicher Divination verschafft: das Orakel, durch welchen der Rath des Zeus erspähet ward. Es gab solcher Anstalten zu Dodona, Olympia und zu Delphi. Die Orakel waren meist Spruch- oder Zeichenorakel. Bei letztern weißagte man aus dem geschlachteten Opferthiere, aus den Bewegungen der Blätter der heil. Eiche, aus dem murmeln des Quells 2c. Die Zeichendeutung schöpfte den Stoff ihrer Weißagung aus folgenden Quellen: Vögeln, Himmelserscheinungen, Vorbedeutungen (Begegnungen, ähnlich dem mittelalterlichen aneganc Gr. Myth. 1072), Stimmen. Von allem dem werden wir weiter unten Beispiele auch aus unserm Volksleben anführen. An den griech. Orakelstätten hatte eine ansäßige Priesterschaft die Auslegung übernommen. Es ist natürlich, daß sich später bei christlichen Völkern die orakelähnlichen Einrichtungen anders gestalten musten. Die uralte heidnische Verehrung der Quellen und Flüsse hinterließ eine Art Kultus, der theils ein christliches Gepräge annahm, theils rein heidnisch blieb. Wir brauchen nur nach dem Siveringer Brünnlein zu wandern, um zu sehen, daß einige Weiber die Deutung der Zeichen übernommen haben, und dieß, wie jene Priester, zum Erwerbszweige machen, und daneben einen ganzen Cyclus von Mythen hegen. Die Agnes (S. 17 ff.) hat einzelne Züge, die an die Nornen erinnern, die wie die griech. Nymphen an Brunnen und Quellen verweilen (Gr. Myth. 387).

Wir haben eine Menge solcher Jungfernbrünnlein, z. B. bei Reichersberg am Inn in Ober-Österreich, bei Freihöls in der Oberpfalz, bei Herrieden in Mittelfranken u. a. (s. Panzer, bair. Sagen I. S. 105. 159). Wir finden solche Kultusorte, wie die griechischen Orakel, fast überall in wasserreichen Gegenden. Daß die Zauberkunde hauptsächlich alten Weibern eigen ist, hat schon Grimm (Myth. 991) dargethan.

Kommt man Sonntags zum Siveringer Brünnlein, so findet man eine Schar gläubiger und ungläubiger dort gelagert. Nummernzettel werden verkauft, auf Tischen Würfelspiel auf Nummern, und unter dem mit Denktafeln versehenen Baum sitzt eine Alte und liest in den Planeten. Das erinnert an die Stelle:

> Ringsher opferten wir den Unsterblichen dort um den Sprudel,
> unter des Ahorns Grün, wo entsprang das blinkende Wasser.
>
> Ilias II. 303—305.

Und es geschah ein Zeichen: Ein Drache verschlang acht junge Sperlinge und die brütende Mutter. Das Zeichen hatte ein Gott gesendet.

Das orakelnde Verfahren jener Weiber, die aus dem Namenstage der ihnen zuerst begegnenden auf die Glücksnummern schließen, ist ganz ähnlich den Weißagungen des griechischen Sehers Kalchas, der in Aulis den abfahrenden Griechen die Dauer des Krieges voraussagt. In der Ilias II. 326 fg. sagt Kalchas, die erwähnte Erscheinung deutend:

> Gleichwie jener die Jungen verzehrt und das Weibchen des Sperlings,
> acht; und die neunte war der Vögelchen brütende Mutter:
> also werden wir dort neun Jahr' auch kriegen um Troja,
> doch im zehnten die Stadt voll prächtiger Gassen erobern.

Auch im griechischen Altertum finden wir (zu Delphi) eine Zeichendeutung aus Würfeln und Loßen (vergl. Hermann Altertümer der Griechen S. 244. 247.) Dieß gehört schon zur künstlichen Divination, die auf Beobachtung und Deutung gewisser Zeichen beruhet, welche die Gottheit sendet. Daß dieß noch im Mittelalter vorkam, beweisen die Gottesurtheile, Hechsenprozesse u. a., und daß es unter dem Volke noch jetzt zu finden ist, geht aus den Belegen hervor, die wir mittheilen werden. Schon Aristoteles erwähnt der Kunst, aus den Linien der Hand zu weißagen (χειρομαντεία); das können die Zigeuner noch jetzt.

Ausgebildeter war die künstliche Divination bei den Römern; wir erinnern nur an die omina, die sortes, an die haruspices (Opferschauer) und augures (Vogelschauer). Uns interessieren zumeist die sortes oder Loßorakel, weil die Germanen sich ebenfalls derselben bedienten. Bei den Römern wurden eichene Stäbchen mit eingeschnittenen uralten Buchstaben in dem Tempel der Fortuna aufbewart, durch die Hand eines Knaben gezogen, und darnach die Antwort ertheilt. Dieß geschah zu Präneste und Cäre. Bekannt ist die Stelle bei Horaz: Wahllos zieht die Nothwendigkeit das Loß (sortitur) dem hohen wie dem niedern; alle beweget im Raum die Urne (Oden III, 1; ferner II, 4). Noch verwandter mit der germanischen Weise war das Stabwerfen mit Myrikezweigen auf Lesbos (Hermann, Altert. der Griech. ed. Stark 1857 S. 247.) In Asien ähnliches. Wir finden in der h. Schrift bei Osea 4,12 die Andeutung:

„Mein Volk fragt sein Holz und sein Stab soll ihm offenbaren" (predigen). Nach dem h. Hieronymus geschah bei den Arabern das wahrsagen aus Stäben so: Man nahm drei Stäbe oder Pfeile; auf dem einen war geschrieben: Herr, befiehl es; auf dem andern: Herr, verbiete es mir; der dritte war ohne Aufschrift. Sie wurden in einen Sack gethan. Zog man den ersten, so war die Sache genehmigt; kam der zweite, so war sie untersagt; brachte man den dritten heraus, so

mischte man von neuem. Nach andern schälte man die Stäbchen auf einer Seite und warf sie in die Höhe (vergl. Herodot IV, 67).

Bei slawischen Völkern finden wir die Loße ebenfalls. Von den Rugianern (auf Rügen) erzählt Helmold in seiner Chronik der Slawen: „Der König steht bei ihnen in Vergleich zum Priester in sehr geringem Ansehen, denn er erforscht die Orakelsprüche des Gottes (Zwantewit) und den Ausfall der Loße. Er hängt vom Winke der Loße, König und Volk aber von seinem Willen ab." (S. 225 in der 19. Lieferung der „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.")

Die älteste Nachricht über die Zeichendeuterei und das wahrsagen bei den Germanen haben wir von Tacitus. Diese oft erwähnte Stelle in der Germania cap. 10 lautet: „Auspicia sortesque, ut qui maxime, observant. Sortium consuetudo simplex. Virgam, frugiferae arbori decisam, in surculos amputant, eosque notis quibusdam discretos, super candidam vestem temere ac fortuito spargunt. Mox, si publice consultatur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse pater familiae, precatus deos, coelumque suspiciens, ter singulos tollit; sublatos, secundum impressam ante notam, interpretatur." Also den abgehauenen Zweig eines Fruchtbaumes schneidet man in Reiser, und diese, durch gewisse Merkmale unterschieden, streut man ohne Vorbedacht und auf's Gerathewohl über ein weißes Gewand hin. Dann hebt, bei öffentlicher Berathung, der Priester der Gemeinde, bei Privatangelegenheiten der Hausvater selbst, zu den Göttern betend, dreimal einzelne Reiser auf, und deutet sie nach den eingeprägten Merkmalen. Außerdem befragten sie das Geschrei und den Flug der Vögel, und ließen sich von weißen Pferden weißagen und ermahnen. Zu den fruchttragenden Bäumen gehörte vernehmlich die Buche und die den Stäben eingeschnittenen Runenzeichen galten als Buchstaben (s. Wackern. Littgesch. 12). Auch die Frauen waren mit Deutung der Runen vorzugsweise vertraut (Gr. Myth. 84. 376.) Das Wort Rune hat sich noch in den Wörtern Alraun, raunen erhalten.

Durch G. Homeyer (über das germanische loßen, 1854 Berlin) ist nachgewiesen, daß mit der sortium consuetudo friesische Rechtsgebräuche übereinstimmen. Noch im Mittelalter beruhte ein Theil der Weißagekunst auf dem werfen und deuten des Loßes (Grimm Myth. 989 und 1064). Dieses Loß aber, im mhd. lôz, bedeutet wohl ursprünglich ein geschnittenes Stück Holz, und der Begriff von Zufall, Antheil, Schicksal, Glück hat sich später damit verbunden. Auch das lateinische sors bedeutet ursprünglich das Hölzchen, Zettelchen, später Antheil, Stand (sors tua mortalis, in Ovids Met.) In einem lateinisch-deutschen Wörterbuche „gemma gemmarum" (Hagenau 1518) finde ich sors erklärt als gluck, abentyr, pars vel eventus vel fortuna vel responsus; vel est oraculum vel ars vel instrumentum divinandi. Sortiri = sortes divinare vel retribuere, loßen vel vberkumen. Sortileges = Zauberer." Das Wort sors, sortis gehört offenbar zu einer Wurzel mit serere, ἐρεῖν; dann ist sors gleich Antheil, das zugetheilte (Grimm Rechtsalt. 534), goth. hlauts, ahd. hluz und hlôz, das durchs Loß zugefallene Grundstück (Graff Sprachsch. IV, 1124), bairisch der Luß (Schmeller II, 504). Auch in Oberösterreich (Höfer etymol. Wörterbuch II, 225) ist der Lus, das Lüssel üblich im Sinne von portio, pars (bei Wald und Feldern.)

Daß und zu welchen Zwecken man im 15. Jahrhundert das Loß warf, erfahren wir aus einem gleichzeitigen Werke von 1472 „Summa Johannis von Bruder Berchtold" (Augsburg): „Loß werffen um heymlich ding zu erfahren ist sünde, aber wenn man das tut durch frids willen als ob man gut solt teylen oder ander zeytlich ding ze frid setzen, das wär nit sünd, und in geystlichen sachen da man den heyligen geyst an rüfft als in erwelung der prelaten, da wär loß werffen auch nit sünde. Auch in nöten wenn man loß muß werffen, daz sol man tun mit gepet als die apostel täten umb mathiam, daz wär auch nit sünde. Aber on not, das wär got versuchen."

Das Loßwerfen bei Theilungen ist auch bekannt aus der heiligen Schrift: „Und da sie ihn gekreuzigt hatten, theilten sie seine Kleider und warfen das Loß darum, welcher was überkäme." Evang. Mark. 15,24. Psalm 22,19.

Wenden wir uns nun zu dem vorzüglich in Österreich und Baiern üblichen löffeln oder losengehen. Dieß geschieht noch jetzt zur Zeit der Rauhnächte (in Norddeutschl. Zwölften) namentlich am Thomasabend, Christabend und am Dreikönigstage.[1] In dieser Zeit ist das Bleigießen, Brunnenschauen, Schuhwerfen 2c. unter dem Volke gebräuchlich.

Sehen wir vorerst auf die Schreibung des Wortes, so muß man loßen (mhd. liezen) d. h. wahrsagen von losen (mhd. losen) d. h. horchen, wohl unterscheiden. Theils die Art und Weise des Zukunftforschens, theils die Abschwächung des z (ß) zu s (wie daz — das 2c.) in der Aussprache, haben beide Wörter vermengt. Die Schreibung losen (in der Schweiz wird o kurz gesprochen), passt nur für das mhd. und für das alem. Verbum st. lauschen, horchen („auf den Jeger losen" Uhland, Volksl. 1,239); dagegen loßen, das Loß 2c. sollte man, um falsche Deutung zu vermeiden, mit dem historisch richtigen ß schreiben. Das schwache Verbum lôze (weißage) stammt von dem starken liuze, Prät. lôz, luzzen, Part. gelozzen, d. h. das Loß werfen, zaubern, wahrsagen. Man sollte daher auch Loßung (Loßzeichen) statt Losung schreiben; ob im Sinne von Erkennungszeichen der Waffengenossen (Losungswort) auf losen (= aufhorchen) zurückzuführen ist, scheint zweifelhaft. Bei

[1]) Die 13 Tage, in welchen den Göttern und Geistern noch eine gewisse Macht gelassen ist, schicken sich überhaupt zur Weißagung — sagt J. Grimm (Haupt, Zeitschr. 4,510), der über dieselbe Sitte aus Småland (in Schweden) berichtet. Die den „Jahrsgang" gehen, wählen auch in Schweden die Thomasnacht, Julnacht, Stefansnacht, Neujahrsnacht, und die Dreizehntentagesnacht. Ein wesentliches Stück des Naturglaubens und der Volkssitte gründet sich auf die Naturanschauung, insbesondere auf den Gegensatz und Wendepunkt der beiden Jahreszeiten: Sommer und Winter.

Seb. Frank, Chron. Germ. 1538 S. 194 finde ich: „Da hett deß bapsts heer das loß „Hie Guelf" ꝛc. Naucleruß setzt Keyser Konrad sei zu Weyblingen gezogen worden, daher haben sich die keyserlichen in irem loß Guaibelini genent." Bemerkenswert ist auch das loßen der Brüdergemeinde: Die Vorsteher wählen Bibelsprüche und ziehen für jeden Tag des Jahres einen Spruch. Das ist offenbar auf den Begriff des alten liezen zurückzuführen, und es sollte loßen, Loß geschrieben werden. Auch das in der Lotterie gebräuchliche Wort Los, losen würde besser Loß, loßen geschrieben, denn das Wort Lotterie selbst bedeutet Glücksspiel in Loßen, und die romanischen Wörter lot, lotto stammen aus dem gothischen hlauts. Das mhd. Wort lôt bedeutet ursprünglich das gießbare, schmelzbare Metall, das Blei, später Gewicht. Also auch im Bleigießen liegt ein Berührungspunkt mit dem Begriffe loßen. Es sei hier noch erwähnt, daß im Mittelalter ein „loterholz" zum weißagen gebraucht wurde, ein Zauberholz, welches umläuft (Gr. Myth. 2063), und von dem wir noch Spuren in Gesellschaftsspielen haben, wie denn das Wort lotter selbst mit dem latein. ludere (spielen, d. h. sich hin und her bewegen) verwandt zu sein scheint. Daß in unserm Volksaberglauben die verschiedenen Bedeutungen von loßen und losen in eine verschmelzen, daß also loßen und ablauschen häufig zusammenfallen, hat eben seinen Grund in der Art und Weise mancher Gebräuche, die sich auf Erforschung der Zukunft beziehen. Das nied. österr. liesen (S. 348) weiset noch auf das alte liezen.

Das liesen- oder losengehn finden wir vorzugsweise in Süddeutschland, namentlich in Österreich. Hier geschieht es im Mitte winter, während der Rauh- oder Rauchnächte, meist in der Thomasnacht. In welcher Beziehung die Sitte zu dem Heiligen steht, ist schwer zu sagen. Thomas ist der schwergläubige, der Zweifler. Im christlichen Kalender beherrscht er (wie Saturn) die Wintermitte (21. Dezember). Er sieht die geistige Sonne nur aus der Ferne, und die Legende läßt ihn zur Bekehrung der Heiden in weite Fernen wandern.

Die Thomasnacht haben sich alle erkoren, die zu sehen und zu hören glauben und doch nichts sehen noch hören.

Im westlichen und nördlichen Deutschland geschieht das loßen mehr in der Andreasnacht (vergl. Gr. deut. Sag. I, 114 ff.; Sommer sächs. und thüring. Sag. 162; Meier schwäb. Sag. S. 454; J. W. Wolf, Beiträge 1, 121 fg.)

Der Theil des Aberglaubens, den wir loßen nennen, hat jetzt natürlich einen andern Charakter als im Mittelalter. An der Scheide desselben (im 16. Jahrh.) war der Glaube an Zauberer, Teufel und Hechsen weit verbreitet.

Das zukunftschauen, überhaupt das loßen, namentlich wenn es auf Kreuzwegen geschieht, steht der Zauberei ziemlich nahe; beides bietet auch sonst manche Berührungspunkte; aus dem Zeitalter des zauberns und der geheimen Künste (15. und 16. Jahrh.) scheint noch mancher Rest sich auf die Neuzeit fortgeerbt zu haben, der dann aber meist ein geselliges Gepräge angenommen hat. Nach den alten Urkunden hatten jene Gebräuche einen weniger unschuldigen Charakter, darum haben Kirche und Staat dieselben streng verpönt. In einem Werke aus dem Jahre 1472 (Summa Johannis, von Bruder Berchtold, Augsburg) heißt es u. a. in dem Kapitel von zawberey und von heimlichen und zukünfftigen Dingen ze wissen: „Es arbeyt der mensch mit dem bösen geyst, den er pitt, ladet und bannet daz er im offenbarlich erscheine oder heimlich und zukünfftige ding sage, und das tut der böß geist etwen und erscheinet dem menschen in den figuren der creaturen, als etwen in einer forme der tier, und etwen in einer forme eins menschen, auch etwen in figuren des wassers, der stein und der bäum ꝛc. Auch etwen bitt der mensch den bösen geist, daz er im etwas in dem schlaff offenbare, als in dem traum ze wissen das heimlich und zukünfftig ist." Dieß alles wird als Sünde bezeichnet und dem bösen Geist zugeschrieben, was meines wissens bei dem jetzigen Aberglauben nicht mehr der Fall ist. Über die Gebräuche des 15. Jahrhunderts berichtet das Buch ferner: „Auch arbeitet der mensch

etwen, zukünfftige ding ze wissen, mit künsten an den gestiren, in den Flammen des fewrs, in dem wasser oder in den figuren der hende, oder mit punctieren in die erden oder mit ander weyse wie das geschicht, daz ein mensch will wissen die ding die über natürliche bekanntnuß seind, der tut sünde. Auch ein mensch der da sicht die bewegung etlicher creaturen, als den lauff und den gang der fisch und der thier, und den flug der vogel und iren gesang und nach dem gemerck zukünfftige ding sagent, die über die natur seiend, wer das tut, der tut todsünde." Dann wird ermahnet über sieche und kranke das pater noster und den Glauben zu sprechen und „nit über einen groben steyn, noch über ein holz, noch über gürtel, und desselben gleichen, das nit krafft hat zu gesuntheit."

Ein anderes Werk, das um ein Jahrhundert später, im Jahre 1592 in München gedruckt ist:

Tractat von Bekanntnuß der Zauberer 2c. (deutsch durch Bernhart Vogel, Assessor des Stadtgerichts) nennt vier Arten des Aberglaubens (jedoch nach St. Augustin): Abgötterey, Wahrsagung, ungewohnlicher Gottesdienst, eitele Auffmerckung auff ein Ding. Das 2. und 4. ist das was wir hier loßen nennen. Loßer wären demnach solche, die aus Gesichten (Träumen), aus Figuren, Bewegungen, Zusammenstellungen und Tönen dasjenige wahrsagen, was für jemanden in Zukunft von Gott bestimmt ist. Es gehören also zu den Loßern auch die in obigem Traktat genannten „Landsterzer, von der Gallis Ägyptii, von den welschen Zingari, von den teutschen Heiden genannt." Ebenso gehören zum loßen die s. g. Loßtage, gereimte Wetterregeln 2c., z. B.

Pauli klarer Sonnenschein
bringt uns gutes Jahr herein 2c.

Ferner gehören hierher die Glücks- und Unglückstage, und unzähliche andere Dinge, die aus vielen Landestheilen bereits gesammelt den Volksüberlieferungen beigefügt sind.

Die Gebräuche, die wir nun folgen lassen, gehören alle in den Bereich des von J. Grimm (Myth. 1059) soge-

nannten „thätigen Aberglaubens.“ Er wird natürlich mehr von weiblichen als von männlichen Personen ausgeübt. Der Vorwitz bezieht sich ja hauptsächlich auf den künftigen Freier. Ein bezeichnender Zug dabei ist das rückwärts gehen (vergl. Gr. Myth. 1071), das verkehrt legen oder stellen, selbst das rückwärts beten. Offenbar soll dadurch dem „Zufalle“ ein größerer Spielraum gegeben werden.

Die Art des loßens ist verschieden. Entweder beruhet es auf dem Augenschein oder auf Begegnungen oder auf dem bloßen Spiele des Zufalls. Zum letztern gehört z. B. das ziehen des Loßes, das Würfelspiel, das entblättern einer Blumenkrone, das abzählen an Knöpfen (soll ich, soll ich nicht; er liebt mich, er liebt mich nicht) u. s. w.

Man kann nicht über jede Art des loßens den Stab brechen. Hat es im gesellschaftlichen Leben seine Quelle, so dient es zur Erheiterung und gibt dem sonst so poesielosen Leben der ärmern Klasse eine gewisse Mannigfaltigkeit.

Aberglaube ist ein Überglaube (super-stitio), und das Volk wie manche große Männer werden seiner nie ganz ledig gehn; die einen erfüllt er mit Furcht, die andern mit Trost. Darum wollen wir ihm aber nicht das Wort reden.

III. Belege aus dem Volksleben.

1. Die jungen Mädchen gehen in der Christnacht zum Schweinstall und pochen. Regt sich nichts, so ist's ein Zeichen, daß sie im folgenden Jahr noch keinen Mann bekommen; grunzt das alte Schwein, so bedeutet dieß, daß ein älterer Mann das Mädchen heiratet; rührt sich aber ein junges Schwein, so wird ein junger Mann um die Pocherin werben.
(Nied. Österr. V. O. M. B.)

2. Das Mädchen begibt sich in der heil. Nacht in den Hausgarten und macht den Zaun entlang drei Schritte; beim dritten fasst es den nächsten Zaunstecken und bindet ihm ein Band um. Am Morgen wird gesehen, wie der Pfahl aussieht. Ist er verkrüppelt, so wird das Mädchen einen buckligen zum Manne bekommen; ist aber der Zaunstecken schön gerade, so wird auch der Zukünftige ein hübscher Bursche sein.
(Nied. Österr. V. O. M. B.)

3. Heiratsfähige Mädchen gehen auf einen Kreuzweg, fragen den, der ihnen zuerst begegnet, um seinen Taufnamen, geben ihm auch wohl einen Kuß und eilen davon. Der Name des begegnenden ist auch der des zukünftigen Gatten. [1])
(Nied. Österr. Gloggnitz.)

[1]) Vergl. Wolf, Zeitschr. für Myth. III, 3, S. 309.

4. Die Mädchen, welche ihren künftigen Bräutigam sehen wollen, nehmen in der Christnacht ein neues Thongeschirr, füllen es halb mit Linsen, halb mit Wasser. Dann wird ein Deckel darauf gelegt, und dieser mit Lehm verklebt. Noch vor Mitternacht wird das Gericht gekocht, das Eßzeug verkehrt auf den Tisch gelegt, ein Stuhl mit den Füßen nach aufwärts wird an den Tisch gelehnt. Die Linsen werden angerichtet, und das betreffende Mädchen geht nun aus dem Zimmer, und schaut von außen durch ein Fenster hinein. Wird sie das künftige Jahr heiraten, so erscheint alsbald der Bräutigam. Er setzt sich an den Tisch, verzehrt die Linsen, und entfernt sich wieder. Im Fall die lauschende Person nichts sieht, wird sich auch kein Freier einfinden. Um eine glückliche Ehe zu haben, muß sie alle Geräte vernichten, welche ihr bei der Bräutigamsschau gedient haben, und darf höchstens Tisch und Stuhl davon gehalten. (Ungarn, Vesprimer Comitat.)

5. Am Vorabende des heil. Christtages schreiben heiratslustige Mädchen die Namen der ihnen geneigten Burschen auf Zettel, fügen einige unbeschriebene hinzu und legen sie dann unter ihre Kopfkissen. Wenn sie in der Nacht das erstemal erwachen, ziehen sie einen Zettel hervor; ist er mit keinem Namen beschrieben, so werden sie sich in diesem Jahre nicht verheiraten, steht aber ein Name darauf, so werse sie denjenigen Burschen heiraten, der den auf dem Zettel geschriebenen Namen trägt.

Andere kehren den Staub in der Stube zusammen und tragen diesen in den Hof hinaus, setzen sich darauf und von welcher Seite her zuerst ein Hahn kräht, von daher werden sie einen Mann bekommen.

In andern Ortschaften stellen sich die Dirnen im Hofe oder Garten in einen Kreis, verbinden sich die Augen, drehen sich mehreremal herum, nehmen einen Schuh in den Mund, werfen ihn drehend in die Höhe und zu welcher Dirne er innerhalb des Kreises fällt, die wird nie heiraten. Dieses werfen wird von jeder wiederholt.

Noch eine andere Art ist folgende:

So viele Dirnen sind, so viele Säckchen werden gemacht; in manche Säckchen kommt Asche, in die andern kommt Mehl, und nun zieht jede Dirne ein Säckchen; erwischt sie ein Säckchen mit Mehl, so wird sie überaus glücklich sein, erhält sie aber ein mit Asche gefülltes, so wird sie ihr Leben lang unglücklich und bald sterben. (Jetzelsdorf in Nied. Österr.)

6. Im südlichen Böhmen (Prachatitz) legen die Mädchen am heil. Abend das Tischtuch zusammen, begeben sich in's freie und legen sich mit dem Kopfe auf das Tuch. Hören sie läuten, so stirbt bald eine von ihnen; diejenige welche musizieren hört, wird bald heiraten u. s. w. Das nennen sie l u s e n gehen.

7. Daselbst werden am h. Abende, in der Thomasnacht und am Johannesabende aus neun Arten Holz Kränze verfertigt. Man setzt sie auf den bloßen Kopf, und begibt sich, wenn die Sterne am Himmel stehen, zu einem Bache, wo ein Baum steht. Da schaut man nun in's Wasser und es erscheint das Bild des künftigen Ehegenossen.

8. Am Weihnachtstage rührt man alle Speisen mit einem und demselben Kochlöffel um, ohne ihn immer wieder abzuwaschen, dann läßt man ihn trocknen, hält ihn unter die Schürze, geht auf die Gasse und biegt um eine Ecke herum. Wer einem zuerst begegnet, mit dem wird man verehlicht.

(Nied. Österr.)

9. Wenn am Weihnachtsabende (in Schlesien) jeder seinen Mohnstritzel erhalten hat, so bricht das Mädchen, welches erfahren will woher ihr Bräutigam kommt, ein Stück davon ab, gibt es dem Hunde, und jagt ihn vor das Hausthor. Das Mädchen glaubt nun, der Bräutigam komme von der Seite, wo der Hund hinspringt.

10. Am Christabend bekommt jeder 3 Äpfel und Nüsse. Ein Apfel wird zum Apfelschneiden verwendet. Die Magd begibt sich mit einem Apfel, den sie aber noch nicht mit

der bloßen Hand berührt hatte, in die Küche oder in eine finstere Kammer und schneidet denselben, nachdem sie ein Vaterunser vor- und rückwärts gebetet, mit dem Rücken eines Messers entzwei. Dabei spricht sie:

In zwoa Dail schnaid i dih,
Zaig ma's Lieb i bid schen dih.

Die linke Hälfte des Apfels wird hinter die Thür gelegt, die rechte aber wird im Mieder verborgen. Sieht man nun um 12 Uhr Nachts hinter die Thür, so kann man sein Lieb sehen. (Mank in Nied. Österr.)

11. An den langen Winterabenden versammeln sich die Dirnen des Dorfes bei einem Bauern, um dort in Gesellschaft zu spinnen. Es wird auf einer Leuchte Feuer gemacht, und bald hört man das schnurren der Spinnräder. Aber ein ganz anderes Leben herrscht am Silvesterabend, da hört man nicht das schnurren der Räder, diese stehen ganz ruhig in einer Ecke beisammen, während sich die Dirnen mit verschiedenen Spielen unterhalten. Das erste dieser Spiele ist die Leuchtenprob. Es reißt nämlich jede der anwesenden Dirnen zwei Stückchen Haar (Flachs) aus ihrem Rocken, legt beide an den Rand der Leuchte, bezeichnet das eine mit ihrem Namen, das andere dagegen mit dem Namen einer andern Dirne, und zündet beide an. Diejenige Dirne, deren Stück nun früher fortfliegt, wird im folgenden Jahre heiraten. Diesem Spiele folgt der sogenannte Bärentanz oder das Graupenstoßen. Hierbei stellen sich je zwei Personen mit dem Rücken aneinander, umfassen sich mit den Händen, und heben dann einander hin und her. Nach diesem folgt das Blei- und Wachsgießen. Es wird nämlich in eine Schüssel, welche mit Wasser gefüllt ist, geschmolzenes Blei oder Wachs gegossen, und aus den entstandenen Figuren verschiedenes gedeutet. Damit haben die Dirnen ihre Spiele geendigt, und es kommen die Burschen daran. Diese sind mit Gewehren versehen, und eröffnen ihre Spiele mit dem sogenannten Hechsenschießen. Hiebei stellen

sie sich in einen Kreis zusammen, und schießen in die Luft. Dieses wiederholen sie dreimal. Während des schießens geht die Hausfrau mit geweihtem Wasser, mit Rauchwerck und geweihter Kreide im Hause herum, besprengt alles, und schreibt auf jede Thüre 3 Kreuze indem sie die Worte Kaspar, Melchar, Balthasar spricht. Durch das schießen sollen die Hechsen verscheucht werden. (Böhmen.)

12. In der Christnacht wird auf einem Kreuzweg ein Kreis aus geweihter Kreide oder aus geweihten Steinen gemacht. In die Mitte dieses Kreuzes setzt sich der losende auf ein Gebetbuch mit gekreuzten Füßen und eingezogenen Daumen. Schlag zwölf Uhr betritt er den Kreis, geht dreimal im Kreise herum, einmal rechts, dann links und zuletzt noch dreimal. Keine Gewalt darf ihn aus diesem Kreise bringen, denn verläßt er denselben vor ein Uhr, so ist es um sein Leben geschehn.

Sehr groß aber sind die Anfechtungen, um ihn aus dem Kreise zu vertreiben: man gewart Hunde mit glühendrothen Augen, welche gegen den Kreis laufen, feurige Wagen, welche sehr nahe vorüberfahren, ein gräßliches ohrenzerreißendes Geschrei ꝛc. Der Zweck des loßens ist, einen Blick in die Zukunft zu thun. Wie ein Nebelbild sieht der Loßer die Zukunft vor sich stehen, er kann jedoch die einzelnen Personen sehr leicht erkennen. Anders ist das loßen an Bächen:

Um zwölf Uhr stellt man sich mit dem Rücken gegen den Bach, eine geweihte Kerze vor sich haltend, und wartet auf das, was da kommen soll.

Dieses gibt dem loßenden nur über seine eigene Person Aufschlüsse, während das erstere ihm die Zukunft von allen bekannten Leuten vor Augen stellt. (Mank in Nied. Österr.)

13. Ein anderer abergläubischer Gebrauch, der aber jetzt nicht mehr üblich ist, wohl aber noch lebhaft in dem Gedächtnis der Landleute lebt, ist die Entzauberung jener Tannen-

bäume, deren Nadeln in der Christnacht gekreuzt sind. Die Insassin eines solchen Tannenbaumes ist immer eine sehr junge Dirne, welche auf ihre Schönheit zu stolz war und durch eine Hechse verzaubert wurde.

Jene Burschen, die eine von den Dirnen in der Gegend nicht als Braut heimführen wollen, suchen in der Christnacht solche Tannenbäume, und schlagen den Wipfel des Baumes ab. Dieser Wipfel muß während der drei Messen des nächsten Tages unter dem Altar verborgen werden, damit er entzaubert werde. An der Stelle des Tannenbäumchens findet man dann die entzauberte Dirne. (Daselbst.)

14. In der Christnacht ist an demselben Orte auch das Goldapfeln im Gebrauch. Es wird nämlich ein Apfel in Gottesnamen zur Erde geworfen und nach abbeten eines Vaterunsers mit dem linken Fuße rückwärts in den nächsten Bach geschleudert. Um 12 Uhr begibt man sich an jene Stelle, und sucht betend den Apfel. Ist man aber um ein Uhr noch nicht wieder unter den Dachtraufen seines Hauses, so kann man nie wieder trinkbares Wasser aus dem Bache schöpfen. Hat man den Apfel aber glücklich gefunden, so wird er mit Salz und Brot an einen verborgenen Ort gelegt, wo er dann am andern Morgen als ein goldener gefunden wird. Nach einigen Angaben verkleinert sich der Apfel und wird wie ein Nadelkopf. Trägt ein Mädchen diesen goldenen Apfel im Haar, so werden ihm alle Bursche geneigt. (Mank in Nieder-Österreich).

15. In der Christnacht begibt man sich auf einen Kreuzweg während der Mette, welche um 12 Uhr Nachts abgehalten wird. Im Mittelpunkte der sich kreuzenden Wege spricht man ein kurzes Gebet und wählt sich einen Weg. Während des gehens lauscht man aufmerksam, hält das Ohr öfters zur Erde, und achtet auf alle Gegenstände umher. So sieht und hört man verschiedenes, welches sich im nächsten Jahre zutragen wird. Hört man z. B. in der Erde trommeln, so bedeutet dieses Krieg; sieht man auf irgend einem Hause einen rothen Hahn, so zeigt dieser Feuer an; hört man in einem

Hause ein Brett fallen, so bedeutet dieses, daß im nächsten Jahre in demselben Hause jemand sterben werde; jauchzen und jubeln deuten sie auf eine gute Ernte im nächsten Jahre u. s. w. Spricht aber jemand irgend ein Wort, so erhält er von unsichtbarer Hand eine derbe Ohrfeige und das geheimnisvolle sehen und hören ist vorbei. Dieses dauert aber nur so lange als der Priester das Evangelium liest.

Das nennen die Leute „losen gehen."

(Weitra in Nieder-Österreich.)

16. In Stadl-Enzersdorf im Marchfelde giengen einst zwei Männer in der Christnacht um die zwölfte Stunde losen; der eine hatte es schon öfter gethan, der andere hingegen gieng das erste mal. Diesen ermahnte der erstere, er möge sich ruhig verhalten, und weder sprechen noch aufblicken, er möge hören was es auch immer sei, sonst würde es ihm schlecht ergehen. Als sie nun auf einem Kreuzweg angelangt waren, legten sie eine Anzahl Steine im Kreise um sich herum (auch kann der Kreis mit geweihter Kreide gemacht werden) steckten in die Mitte desselben einen Stock von der Haselstaude, hängten an diese einen Rosenkranz und knieten dabei nieder.

Bald hörten sie etwas mit großem Lärm und Geprassel näher kommen; der Neuling rief erschreckt zu seinem Gefährten: „Hörst du nichts!" und sah zugleich empor und sah einen ungeheuren feurigen Wagen, von zwei gleichfalls ganz feurigen Rossen gezogen, einherrollen. Voll Entsetzen sprang er aus dem schützenden Kreise heraus und ergriff die Flucht; aber das bekam ihm übel. Hinter ihm drein kam das höllische Fuhrwerk und verfolgte ihn mit ungeheurem Getöse. Er wäre verloren gewesen, hätten ihn nicht sein geweihter Rosenkranz und das Johannes-Evangelium gerettet, welches er in der Angst betete [1]).

---

[1]) Den Anfang des Johannis-Evangeliums habe ich auch in Westfalen von Frauen beten gehört, jedesmal wenn es stark donnerte.

So kam er noch mit heiler Haut davon, gelobte aber, nie mehr in seinem Leben losen zu gehen.

Sein kundigerer Gefährte aber ließ sich nicht schrecken, blieb ruhig in dem sicheren Kreise stehen und erfuhr auch ganz genau alle Todesfälle, Taufen und Hochzeiten u. s. w., welche das folgende Jahr in der Gemeinde stattfinden sollten.

17. Um ihre künftigen Ehegenossen zu erkunden, gehen die Dirnen und Burschen zu dem Gartenzaun hinaus, fassen einen Pfahl desselben, wo möglich Holz von der Haselstaude und sprechen dabei:

„Gartenzaun, ich schütt'r dich,
Feines Lieb, ich witt'r dich".

Darauf sehen sie entweder die Gestalt oder hören den Namen des oder der Zukünftigen.

In der Thomasnacht kann man dieß auch erfahren, indem man um zwölf mit einem Fuß auf das Bett tritt, sich aber ja nicht umsieht und spricht:

Bettschemel ich tritt dich,
heil'ger Thomas, ich bitt dich,
zeig' mir an
mein künft'gen Mann. Oder:
Zeig' mir glei'
mein künftigs Wei'.

In der Christnacht kann man auch erfahren, welche Weiber in der Gemeinde Hechsen sind. Zu dem Behufe muß man sich lange vorher ein Kirschzweiglein in der Stube einsetzen, so daß man mit einer Kirschblüte zur Mette gehen kann; auch muß man die Kleider verkehrt anziehen. Alsdann erkennt man in der Kirche die Hechsen daran, daß sie dem Altar den Rücken zukehren, und einen Milchamper auf dem Kopfe haben. Hierauf muß man sich aber schnell entfernen, sonst könnten einem die Hechsen etwas böses anthun.

Ist man einmal unter einer Dachtraufe angelangt, so haben die Hechsen ihre Macht verloren, und man ist ihren Verwünschungen entzogen. (Nieder-Österreich.)

18. Will jemand wissen, wen er heiraten werde, so muß er am Thomasabend vor dem schlafengehen den Bettstaffel treten. Dieß besteht darin, daß man den untersten Theil des Bettes mit dem linken Fuße dreimal tritt, und dabei jedesmal folgende Worte spricht:

Bettstaffel ich trit' dich,
heiliger Thomas ich bit' dich,
lass' mir erscheinen
den allerliebsten meinen.

Nachdem dieses dreimal gesprochen, muß man sich umgekehrt in das Bett legen, also daß der Kopf dahin zu liegen kommt, wo gewöhnlich die Füße liegen; auch darf man nicht auf der gewöhnlichen Seite in das Bett steigen, oder nach dem Bettstaffeltreten noch Anordnungen für den nächsten Tag machen und dergleichen, sondern man muß gleich unmittelbar nach demselben über den Bettstaffel in das Bett steigen. Man glaubt, daß dann im Traum die erwünschte Person erscheinen werde. (Nieder-Österreich.)

19. Wenn jemand wissen will, was aus ihm werden wird, so schreibt er sich mehrere Beschäftigungen, von denen er glaubt, daß er eine davon wählen werde, auf verschiedene Stücke Papier oder zusammengerollte Papierstreifen, legt diese unter sein Kopfküssen, und zieht, sobald er erwacht, eine derselben hervor; was dann auf diesem geschrieben steht, das wird er. (Das.)

20. Man mache sich einen Stuhl aus siebenerlei Holz, diesen nehme man in die Christmette und setze sich darauf, so wird man sehen, wie beim Hochaltar der Teufel sitzt, und wie ihn die Hechsen frisieren. (Ober-Österreich.)

21. Man nehme in der Thomasnacht einen Spiegel und ein brennendes Licht und gehe damit ins Freie. Schlag 12 Uhr schaue man in den Spiegel und man wird in diesem Augenblicke sehen, was diejenige Person thut, die einem lieb ist. (Daselbst.)

22. Zu Weihnachten werfen junge Mädchen Strohwische, Schuhe u. dgl. auf blätterlose, kleine Bäume; bleiben sie gleich das erstemal auf dem Baume hängen, so heiraten die Mädchen künftiges Jahr; müssen sie es aber mehreremale thun, so bleiben sie noch eben so viele Jahre unverheiratet.

(Warnsdorf in Böhmen.)

23. Bei dem s. g. „Lichtelschwimmen" befestigen mehrere Personen kleine Wachskerzen in Nußschalen, die auf Wasser gelegt werden. Derjenige, dessen Licht zuerst erlischt, stirbt vor den übrigen. (Daselbst.)

24. In der Weihnachtzeit raffen junge Mädchen eine unbestimmte Menge ungespaltenes Holzes auf; dieses wird dann in der Stube paarweise gelegt. Bleibt ein Stück Holz übrig, so müssen die Mädchen auf ihre Verheiratung noch einige Jahre warten; ist aber alles Holz in Paare gelegt, so wird bald die Hochzeit sein. (Daselbst.)

25. Man betrachtet Abends beim Lampenlichte den Schatten einer Person; fügt es sich, daß der Schatten ohne die Umrisse des Kopfes ist, so stirbt derjenige, dem der Schatten angehört, binnen einem Jahre. Von dreizehn Personen, die an einem Tische sitzen und den Weihnachtschmaus halten, stirbt einer im nächsten Jahre. (Daselbst.)

26. In der Nacht vor dem Feste des h. Stefan wandern die Jungfrauen zu dem Brunnen bei Pösteny (in Ungarn), füllen ihre Krüge und beten, daß der heilige Landespatron ihnen den zukünftigen Lebensgefährten offenbare. Derjenige ist es, welcher ihnen am folgenden Tage beim Kirchgange zuerst begegnet.

27. Wenn am heiligen Abend in Dalleschitz in Mähren gefastet wird, so bringt die Hausfrau verschiedene Fastenspeisen herein, und nachdem man sich satt gegessen, erhält eine jede Person einen Apfel, den schneidet sie in der Mitte entzwei; geschieht dieses ohne ein Körnlein zu verletzen, so wird diese Person das nächste Jahr gesund bleiben, im entgegengesetzten Falle aber entweder krank werden oder gar sterben.

28. Am Christtage schneiden manche Leute eine Nuß entzwei, versehen jede Hälfte mit einem kleinen Lichtchen, setzen sie in eine mit Wasser gefüllte Schüssel und nennen zwei einander liebende Personen. Dann versetzen sie das Wasser in Schwingung; kommen die Hälften der Nuß zusammen, so werden sich die zwei Personen heiraten, im entgegengesetzten Falle aber nicht. (Mähren.)

29. Man schneidet in der Thomasnacht einen Apfel entzwei und zählt dann die in einem Theile enthaltenen Kerne. Sind sie paar, so heiratet man bald; sind sie unpaar, so ist noch nicht daran zu denken. Schneidet man beim theilen des Apfels einen Kern entzwei, so deutet dieß auf häufigen Streit, schneidet man aber zwei Kerne, so hat man bald den Tod der Ehehälfte zu beklagen. (Weikersdorf, Nieder-Österreich.)

30. Außer dem Bleigießen und Schuhwerfen besteht in Müglitz (Mähren) am Andreastage die Sitte des Zaunschüttelns. Dieses geschieht um Mitternacht. Es gehen mehrere Mädchen zu einem Gartenzaune und schütteln denselben, so gut sie können, wobei sie folgenden Spruch hersagen:

Du, Zaun, schüttel dich,
feines Lieb, meld' dich,
asse mir e Hündla belln,
daß ich weiß, wo ich hinkuma sölln.

Hierauf sucht jedes Mädchen irgendwo die Stimme eines Hundes zu hören, und in derjenigen Richtung, wo sie dieselbe vernimmt, befindet sich ihr Zukünftiger.

31. Ein anderer Gebrauch in Müglitz ist das Spänerufen. Heiratslustige Mädchen gehen nämlich am Andreastage um Mitternacht in den Keller und nehmen daselbst so viele Holzspäne, als sie tragen können. Hierauf zählen sie dieselben; wenn die Anzahl der Späne eine gerade ist, so bekommen sie einen ledigen Mann; im andern Falle einen Witwer. (Vgl. Nr. 24.)

32. In Dalleschitz (Mähren) gehen Mädchen während der Mette in ein einsames Zimmer, in welchem der Thür gegenüber ein Spiegel hängt. Hier entkleiden sie sich und fangen

an, den Staub von der Thür weg gegen den Spiegel zu kehren, doch immer so, daß sie die Thür im Auge behalten; sehen sie sich um, so wollen sie im Spiegel ihren zukünftigen Mann erblicken. Eine Frau, welche bei ihrem Manne früher im Dienste stand, erzählte, daß sie auf diese Art ihren Mann im Spiegel gesehen habe.

33. Am heiligen Abende ist bei manchen Mädchen die Sitte, nach dem Essen das Tischtuch vor dem Hause auszubeuteln. Geht ein Mann, während sie das Tuch schütteln, vorüber, so wird sie entweder diesen selbst, oder einen seines Standes heiraten. (Dalleschitz.)

34. Am 4. Dezember, dem Barbaratage, verschafft sich jedes Mitglied einer abergläubischen Familie einen Kirsch-, Weichsel- oder Birnbaumzweig. Diese Zweige werden von armen Leuten unter dem Namen Barbarazweige verkauft. Der Zweig eines jeden einzelnen wird nun, um jede Verwechslung zu verhüten, bezeichnet. Alle Zweige kommen in ein mit Wasser gefülltes Gefäß und werden auf den Ofen gestellt. Das Wasser wird jeden zweiten Tag durch frisches ersetzt. Die so gepflegten Zweige treiben nach ungefähr drei Wochen eine weiße Blüte. Derjenige, dessen Zweig am ersten oder am schönsten blüht, hat Glück zu erwarten. (Nied. Österr.)

35. Um Weihnachten geschieht das Holzlegen. Man geht in die Holzlege, schichtet dort das Holz auf und zählt die einzelnen Stücke. Bringt man eine gerade Anzahl von Stücken heraus, so hat man ein langes, glückliches Leben zu erwarten, während eine ungerade Anzahl ein böses Zeichen für die Zukunft ist. (Nied. Österr. Vergl. Nr. 24 und 31.)

36. In der Christnacht geht man schweigend und ohne sich umzusehen auf einen Kreuzweg, macht mit geweihter Kreide einen Kreis und verweilt darin von 12—1 Uhr. Vermag jemand die Drohungen der bösen Geister unbeachtet zu lassen, so kann er in die Zukunft sehen, z. B. aus der Gestalt der Wolken schließt er auf sein künftiges Schicksal;

wird jemand bald sterben, so sieht er Feuer auf seinem Hause. (Nied. Österr. Vergl. Nr. 12, 15, 16.)

37. Die Landleute glauben, wenn man in der Thomasnacht (21. Christmonat) um 12 Uhr auf den Friedhof gehe, einen Sarg oder das Brett eines gewesenen Sarges nehme, in welchem ein Ast sich befindet, so könne man durch das gemachte Loch alle jene vorübergehen sehn, welche im künftigen Jahre sterben werden. (Teltsch in Mähren.)

38. Wenn man am Silvesterabend beim Mahle sitzt, so achtet die Gesellschaft darauf, wessen Schatten an der Wand nicht sichtbar ist. Der schattenlose (nämlich dessen Schatten bloß auf den Boden fällt oder von dem Schatten eines andern an der Wand verdeckt ist) stirbt im nächsten Jahre.

(Nied. Österr.)

39. Derjenige, von dem man am heiligen Abend beim Lichtmachen keinen Schatten sieht, stirbt im künftigen Jahre.

(Komotau in Böhmen. Vergl. Nr. 25. 38.)

40. In der Silvesternacht zwischen 12—1 Uhr sucht ein Bursche das vergrabene Blei, welches er in der Thomasnacht unter den Zaun gelegt hat, bei welchem die „Dirne" täglich einigemal vorübergeht. Hierbei ist einige Vorsicht nöthig. Behutsam muß er die Erde von dem Blei wegscharren und ein Kreuz über der Grube schlagen. Das herausgenommene Blei wird von der Erde befreit und man kann auf Treue oder Untreue schließen, je nachdem das Blei rein oder fleckig ist. (Mank in Nied. Österr.)

41. In ein großes Gefäß wird Wasser gethan, und von einer brennenden Unschlittkerze läßt man 9 Tropfen Unschlitt in das Wasser fallen. Durch die sonderbare Zusammenstellung und Vereinigung der Tropfen kann man zukünftiges voraussagen. (Mank in Nied. Österr.)

42. Man legt sich in der Silvesternacht ohne alle Vorbereitungen auf einen Kreuzweg so nieder, daß das Gesicht gegen den Boden gekehrt ist, und man nichts sehen kann. Alsdann hört man Tritte neben sich. Dieses gehen rührt von

jenen her, welche das folgende Jahr sterben. Aus der Art und Weise des gehens kann man leicht jene Personen bestimmen, welche sterben. (Daselbst.)

43. Stellt man sich um 12 Uhr Nachts unter einen Balken oder unter ein Gerüst, welches gegen Sonnenaufgang gerichtet ist, so sieht man alles was im folgenden Jahre geschehen wird. Was einer gesehen hat, darf er aber niemand sagen, denn sonst wird diesem plauderhaften der Hals umgedreht.

Von diesem „horchen" wurde mir folgende Geschichte erzählt:

„Ein Müllerbursche muste in der Silvesternacht in der Mühle bleiben, da gerade in jener Nacht eine genügende Menge Wassers zum malen vorhanden war. Schweigend saß er da und sah durch das kleine Mühlfenster in die geheimnisvolle Nacht hinaus. Draußen war's kalt und frostig, daher machte sich der Bursche ein Feuer in dem großen Kachelofen, theils um sich zu wärmen, theils um seine Milch abzusieden. Da wurde er plötzlich in seiner angenehmen Beschäftigung unterbrochen, es blieb das Mühlrad stehen und die Mühle hörte auf zu klappern. Er machte sich auf, stieg mit einer Laterne auf den Boden und wollte durch das Dachfenster die sogenannte Schütze zustellen. Aber gerade als er die Schütze aufziehen wollte, schlug es zwölf Uhr. Er hielt etwas inne, zog die Kappe vom Kopfe und murmelte einen Spruch. Auf einmal hörte er läuten und es war ihm, als sehe er eine Leiche. Durch die Dorfgasse bewegte sich eine ungeheure Menge von Menschen, an deren Spitze die Schulkinder und der Pfarrer giengen. Deutlich konnte er seine Vettern, Nachbarn und Bekannte unterscheiden. Er selbst aber sah sich dicht hinterm Sarge gehen und bitterlich weinen. Bald verschwand der Zug in dem Kirchhofe. Abermals drängten sich durch die Dorfgasse Leute, an deren Spitze die zwei bekannten Dorffiedler giengen. Und wieder sah er sich mitten in der Menge mit seiner Braut auf einem Pferde sitzen und mit einem Kranze auf dem Kopfe. Wie ein Nebelbild verschwand diese Erscheinung, und als er jetzt so trübselig hinausblickte über die Dorfhäuser, da stieg

aus einem der Häuser ein Flämmchen, welches sich über alle verbreitete und bald stund das ganze Dorf in Flammen. — Solches konnte der Bursche aber nicht länger mehr ansehen; er fiel bewustlos um, und es schlug zu seinem Glücke ein Uhr. Dasselbe Jahr starb seine Mutter, bald darauf heiratete er und noch in eben dem Jahre war fast das ganze Dorf abgebrannt." (Mank in Nied. Österr.)

44. Sieht man vor Sonnenaufgang durch ein frisch gelegtes Hühnerei, in welches zwei Öffnungen gemacht sind, gegen Sonnenaufgang, so sieht man verschiedene dunkle und unklare Gestalten und Figuren, welche ausgelegt werden und zukünftiges verkündigen. (Daselbst.)

45. Die Langschläfer können in der Thomasnacht ihrem Fehler abhelfen, wenn sie vor dem schlafengehen den heiligen Veit mit folgenden Worten anrufen: Heiliger Sankt Veit, weck' mich auf zu rechten Zeit, daß ich mich nicht verschlafe, und zur rechten Zeit erwache. (Dasselbe auch in Westfalen.)

46. Wenn man sich in der Thomasnacht so in das Bett legt, daß der Kopf dort liegt, wo gewöhnlich die Füße liegen, so geschieht alles, was man in dieser Nacht träumt, im folgenden Jahre.

Will man wissen, was man werden wird, so schreibt man mehrere Handwerke auf Zettel, legt sie unter das Kopfkissen, und nimmt dann um Mitternacht einen Zettel hervor; was auf diesem steht, das wird man. (Nied. Österr. Nr. 5.)

47. In Poppendorf (Steiermark) soll es in einem fast verfallenen Wirtschaftsgebäude, das einem geizigen gehört hatte, nicht geheuer sein. Darin befindet sich noch ein Butterfaß, das die Eigenschaft besitzt, demjenigen der es in Bewegung setzt, sein zukünftiges Schicksal zu offenbaren. Er muß nämlich ein Ohr auf die Öffnung des Fasses legen. Glockengeläute bedeutet seinen baldigen Tod, Musik zeigt seine baldige Verheiratung an.

Eine Dirne vernahm am Thomasabende ersteres, und soll bald darauf gestorben sein. Und am Thomasabend jedes Jahres soll das Mädchen in jener Hütte am Butterfaß stehen und bereit sein jedem Sonntagskinde Aufschluß über seine Zukunft zu geben.

48. In Hieflau u. a. Orten Steiermarks feiert man die Christnacht, die Neujahrsnacht und die Nacht auf heil. drei Könige. Man bleibt diese Nächte hindurch auf, weihet die Zimmer und Ställe mit Weihwasser („Weichwasser"), und räuchert („raucht") mit Weihrauch („Weichrauch") [1]. In der Dreikönigsnacht wird mit Kreide an alle Thüren das Zeichen geschrieben:

†
C † M † B.

49. In Nied. Österreich geschieht das ausräuchern der Zimmer, Ställe und sonstigen Räumlichkeiten und das besprengen derselben mit Weihwasser am Thomastage, am heil. Abende, am Sylvester- und drei Königstage nach dem Aveläuten. An diesen Tagen geht der Herr des Hauses zwischen sechs und sieben Uhr Abends mit einem Rauchfasse in der Hand zuerst in die Wohnzimmer, dann in die Stallungen, auf den Boden, in den Keller, und in die übrigen Räume des Hauses, räuchert sie aus, besprengt sie mit Weihwasser und steckt in ein jedes Gemach einige Palmzweige. Dabei spricht er Gebete, um damit die Hechsen und bösen Geister zu vertreiben.

50. Von den Loß- oder Rauhnächten glaubt man in Ober-Österreich, daß während derselben eine innigere Verbindung mit der Geisterwelt stattfinde und daß man in denselben die Zukunft erfahren könne. Zu den Rauhnächten gehören insbesondere die Thomasnacht (21. Dezember), die Mettennacht (24. Dezember) und die Nacht vor heiligen drei König (5. Jänner); von weniger Bedeutung ist die Sylvesternacht. Die Vorbereitungen

---

[1] Über die Rauhnächte s. Weimar. Jahrb. II, 1. S. 140.

eines solchen, der die Zukunft erfahren will, bestehen darin, daß er sich in der Früh, wie auch den ganzen Loßtag hindurch nicht wäscht, kein Kreuz macht, nichts betet, keine Kirche besucht, überhaupt von allen religiösen Dingen sich fern hält. Um nun die Zukunft erforschen zu können, wendet man verschiedene Mittel an, z. B. das Kreisstehen. Bei diesem macht einer aus Stroh oder mit einer Kette einen Kreis, und zwar auf einem Kreuzweg. Er muß sich, bevor die eilfte Stunde schlägt, mitten in den Kreis hineinstellen, wehe aber, wenn er sich, bevor die Geisterstunde verlaufen ist, daraus entfernt, denn er wäre eine Beute des Teufels. Dieser wird auch alles versuchen, einen aus dem Kreise herauszubringen. So erzählt man, daß einstens drei im Kreise gestanden sind. Kaum schlug die eilfte Stunde, so sehen sie schwerbeladene Getreide- und Heuwagen auf sich zukommen. Einer davon wollte schon aus dem Kreise springen, weil er sich fürchtete, und glaubte, sie fahren über ihn hinweg, doch die andern zwei hielten ihn auf. Als nun die Wagen zum Kreise kamen, verschwanden sie sammt den feuerschnaubenden Rossen, die sie zogen. Dann sahen sie mehrere Brautleute heran fahren, von welchen sie einige gut kannten und die ihnen winkten. Mit dem Schlag zwölf war alles vorbei und sie konnten wieder aus dem Kreise treten. Es gieng auch alles in Erfüllung. Das kommende Jahr war sehr fruchtbar. Die Brautleute, die sie gesehen hatten, hielten alle im Laufe des Jahres ihre Hochzeit.

(Aus Ostermitting an der Salza.)

51. Ein anderes Mittel, die Zukunft zu erforschen, ist auch das Besenstehen. Man muß sich zwischen der eilften und zwölften Stunde Nachts auf einem Besen dort hin stellen, wo die Gründe dreier verschiedener Herrschaften zusammen stoßen. Einstens stund auch einer auf dem Besen. Da sah er drei Äcker, vor sich einen Hochzeitszug, und als Bräutigam sah er sich selbst. Auf einmal hörte er von der Straße her bitterlich weinen; er blickte hin und sah einen Leichenzug, dem eine große Menge Menschen nachfolgte; es kam ihm dann vor, als würde

mitten im Dorfe, wohin der Leichenzug sich bewegte, gerastet und es war, als fiengen die Kinder an zu weinen Darauf bemerkte er zehn Äcker, vor sich einen Mann und ein Weib mit „Reisepinkeln“ und der Mann sah ihm selbst wieder ganz gleich. Es gieng alles wirklich in Erfüllung. Nach drei Monaten heiratete er, dann starb sein Vater, welchen viele Menschen zum Grabe begleiteten, und an eben dem Ort, wo es ihm vorkam, als stünde man mit der Bahre still, wurde auch gerastet. Er verkaufte dann sein Haus und zog mit seinem Weibe nach zehn Monaten in ein anderes Dorf. (Daselbst.)

52. Ein anderes Mittel ist das Brunnensehen. Eine Weibsperson schaute einst in den Brunnen. Da hörte sie Musik, weinen, lachen, und noch anderes muß sie gesehen und gehört haben, weil sie ganz blaß und krank in die Stube zurückkam.

53. Wieder andere, welche wissen wollen, wohin sie heiraten werden, schütteln während des Aveläutens, besser aber zwischen eilf und zwölf in den Rauhnächten einen Baum. Von woher sie nun einen Hund bellen hören, dorthin werden sie heiraten. (Nr. 30.)

Andere, die wissen wollen, welche Haare ihr künftiger Ehemann haben werde, gehen rückwärts zur Thür, machen sie auf, und gelangen ohne sich umzusehen hinaus. Dann werden sie ein Büschel Haare in die Hand bekommen, genau solche, wie derjenige hat, den sie heiraten werden.

Um zu erfahren, wer im Laufe des Jahres sterben werde, legt man sich während der zwölften Stunde zwischen die Gräber; dann werden alle vorbeigehen, die im künftigen Jahre sterben werden. Einer, der das auch wissen wollte, legte sich in der zwölften Stunde zwischen die Gräber. Da sah er nun viele Freunde, Bekannte, Verwandte vorbeigehen, und darunter sich selbst. Er erschrack darüber so sehr, daß er bald starb. (Aus Ostermitting an der Salza.)

54. In einer Rauhnacht unternahm ein Mann im Manhartgebirge (Nied. Österr.) einen „Losegang,“ um sein Schicksal zu erforschen. Was hiebei geschehen ist, erfuhr nie-

mand von ihm, nur bemerkte man, daß er immer kränkelte. Als er aber endlich sehr krank wurde und sich dem Tode nahe fühlte, rief er mehrere Nachbarn zu sich, und eröffnete ihnen folgendes: „In der letzten Thomasnacht unternahm ich einen Losegang. Ich gieng außerhalb des Ortes, um mich nach dem nächsten Kreuzwege zu begeben. Auf dem Wege dahin hörte ich plötzlich Pferdegetrappe, als käm ein ganzer Zug dahergeritten. Wie erstaunte ich aber, als ich ein einziges schneeweißes Pferd vor mir erblickte, welches das Getrappe verursachte. Ich blickte weder seitwärts noch rückwärts. Obgleich mir das Pferd von allen Seiten so nahe kam, daß ich befürchten muste von demselben zertreten zu werden, so ließ ich mich doch nicht irre machen, und gieng meines Weges. Nach einigen Minuten gelangte ich von Angstschweiß triefend am Kreuzwege an. Jedoch das Pferd wollte mir den Zutritt nicht gestatten. Es stellte sich mir in den Weg; ich schritt vorwärts und kam in den Mittelpunkt der Kreuzung zweier Wege. Ich zeichnete mit geweihter Kreide einen Kreis auf den Boden, und in demselben Augenblicke verschwand das Pferd mit noch größerem Lärm als es gekommen war.[1]) Nun begann ich zu losen, indem ich einige Betformeln hersagte. Nach einiger Zeit sah ich einen Leichenzug langsam einherschreiten, begleitet von Trauertönen, die sich allmählich in lustige Weisen umwandelten. Diese wurden von muntern Burschen gesungen, welche zu einer vor meinen Augen abgehaltenen Hochzeit giengen. Dabei wurde geschmaust und getrunken, getanzt und gespielt. Aber auch dieß begann allmählich zu verschwinden, und der lustige Reigen ward zum sausenden Wirbelwind; und die Tänzer lösten sich zu einem Morgennebel auf, daß mir ein kalter Schauer durch die Glieder fuhr."

Bald darauf starb der Mann und seine Frau heiratete einen jungen Burschen aus dem Dorfe.

---

[1]) Vergleichen wir S. 21, 23, 335 (Nr. 16.), 345, 347 und 348 (Nr. 55), so kann über den mythischen Gehalt dieser Erscheinung kein Zweifel sein.

55. In der Umgegend von Heidenreichstein in Nied. Österreich ist das „Liesengehn" gebräuchlich. Einmal gieng ein altes Weib mit einem Mädchen liesen. Da kam ein feuriger Wagen gefahren, und als das Mädchen, wider die Ermahnung der alten, um Hilfe rief, wurde sie von dem feurigen Wagen aufgenommen und stieg wie eine Wolke gen Himmel.

56. Am heil. Abend ist in Warnsdorf (Böhmen) das Bleigießen und das Lichtelschwemmen Sitte.

Um das Bleigießen vorzunehmen, setzen sich sämmtliche Glieder der Familie an einen Tisch. Vor demjenigen der Blei gießen will, steht auf dem Tische ein eigenes Geräth, Ganaffe genannt, welches zum festhalten von Kienspänen dient. Das Blei wird in einem alten, eisernen Löffel über der Flamme gut getrockneter Kienspäne erhitzt. Sobald es im Flusse ist, wird die früher ziemlich lebhafte Gesellschaft mäuschenstill. Ist endlich das Metall vollständig geschmolzen, so wird es in eine mit kaltem Wasser gefüllte Schüssel gegossen. Das Blei sinkt mit zischen im Wasser unter und bildet verschiedene Gestalten. Aus diesen suchen dann die übrigen Familienglieder den künftigen Beruf dessen zu bestimmen, der das Blei gegossen hat. Oft nimmt dasselbe baumartige Formen an; dieß läßt den Beruf eines Forstmannes, eines Gärtners, eines Landmannes vermuthen. Zuweilen erscheint das gegossene Blei in der Gestalt von Nadeln oder Nägelchen; dieß deutet auf das Handwerk eines Schneiders oder Schuhmachers hin. Darauf kommt ein anderer an die Reihe und so geht es fort.

57. Zum Lichtleinschwemmen bedient man sich gehälfteter Nußschalen. In diesen Nußschalen werden verschieden gefärbte, jedoch gleich lange Wachskerzchen befestigt. Jedes Glied der Familie macht sich nun durch eigene Zeichen eine Nußschale kenntlich. Alle werden dann behutsam in eine mit Wasser gefüllte Schüssel gesetzt. Hierauf werden die Kerzchen angezündet, und einer der anwesenden bringt mit der Hand das in der Schüssel enthaltene Wasser in Bewegung. Wessen Kerzchen zuerst erlischt, der stirbt unter den versammelten Familiengliedern zuerst. (Daselbst.)

58. Bei jungen Mädchen ist am heiligen Abende auch das Strohkranzwerfen beliebt. Das Mädchen stellt sich nämlich, einen Strohkranz in der Hand, so, daß sie den Rücken einem Baume zukehrt; dann wirft sie rücklings den Strohkranz über sich hinaus. Bleibt derselbe schon beim ersten Wurfe auf dem Baume hängen, so wird sie sich bald nach dem Beginne des kommenden Jahres verheiraten; bleibt der Strohkranz beim zweiten Wurfe auf dem Baume, so verheiratet sich das Mädchen ungefähr in der Mitte des kommenden Jahres, und bleibt der Strohkranz erst nach dem dritten Wurfe hängen, so wird ihre Verheiratung erst am Ende des nächsten Jahres stattfinden. Sind jedoch alle drei Würfe mislungen, so wird das Mädchen während der Dauer des ganzen folgenden Jahres nicht Braut. (Daselbst.)

59. Bei jungen Burschen ist das Schuhwerfen im Brauche. Sie stellen sich, einen Schuh in der Hand, so in die Stube, daß sie den Rücken der Thür zu kehren und werfen dann den Schuh über den Kopf hinaus. Kehrt der niedergefallene Schuh die Spitze der Thür zu, so wird der, welcher geworfen, im Laufe des kommenden Jahres das Vaterhaus verlassen; im entgegengesetzten Falle aber wird er noch ein Jahr zu Hause bleiben.

So verfließt in allgemeiner Heiterkeit der heil. Abend; dann naht die Christbescherung und auf diese folgt ein fröhliches Mahl. Bei diesem sollen jedoch nicht mehr als zwölf Personen zu Tische sitzen; denn so viele ihrer über zwölf sind, eben so viele werden im Laufe des kommenden Jahres sterben. (Daselbst.)

60. Am heil. Abend ist in Komotau u. a. O. das Schüchelwerfen in Gebrauch. Personen beiderlei Geschlechts setzen sich auf den Fußboden, mit dem Rücken gegen die Stubenthür, und machen den Schuh oder Pantoffel am rechten Fuße locker. Bevor geworfen wird, spricht man:

Schüchel aus, Schüchel ein,
wo werd' ich heute übers Jahr sein?

Und nun wird Schuh oder Pantoffel über Kopf gegen die Thür geschleudert. Nach dem Wurfe beobachtet man, wohin die Spitze des Schuhes oder Pantoffels gerichtet ist: ob mit der Spitze gegen die Thür oder hereinwärts. Dann wird noch zweimal geworfen. Wenn dann die Spitze jener Fußbekleidung zweimal gegen die Thür gerichtet war, so bedeutet das, daß die Person künftigen Jahres um diese Zeit nicht mehr in dem Hause sein werde.

61. In Nied. Österr. besteht dieselbe Sitte. Man wirft rückwärts einen Schuh aus der Thüre. Fällt der vordere Theil auswärts (vom Hause weggekehrt), so wird sich der werfende in dem Jahre entfernen. Fällt der vordere Theil des Schuhes einwärts, so bleibt der Werfer im Hause.

62. In Mank in Nied. Österr. ist folgende Sitte:

Ist das Blei auf die bekannte Weise gegossen und aus der Form desselben so viel als man konnte vorhergesagt worden, so wird es bis Mitternacht aufbewart. Um 12 Uhr machen sich dann die Burschen auf und schleichen zu ihren Mädchen. Beim Hause bezeichnen sie den Boden mit einem Kreuz, auf welches sie sich stellen, mit dem Rücken an die Thür gelehnt, und werfen nun drei Mal über den Kopf mit dem gegossenen Blei gegen das Hausthor. Die so erzeugten Töne zeigen die Treue oder Untreue ihrer Verlobten an, je nachdem der Ton hoch oder tief ist. Der Bursche tritt nun rückwärts von dem Kreuze weg, eilt zu einem Zaune, an welchem die Verlobte des Tages mehrere Mal vorübergeht, und gräbt das Blei ein. Hier bleibt es liegen bis zum Silvesterabend.

Von diesem Bleiwerfen in der Thomasnacht erzählt man folgendes:

Ein Bauernbursche gieng in der Thomasnacht Bleiwerfen. Nachdem er das Kreuz gemacht und sich darauf gestellt hatte, kam ein Mann zu ihm, der sehr stark durch die Nase sprach und ihn fragte, was er da mache. Der Bursche erkannte sogleich, daß dieses der Teufel war, schlug ein Kreuz und

ließ sich nicht irre machen. Als er aber das Blei warf, da fieng es der Teufel auf, und warf es unter schallendem Gelächter durch das Fenster in die Stube. Der Bursche lief was er konnte nach Hause und betete die ganze Nacht, damit ihm der Böse fernerhin nichts mehr anhaben könne. Des andern Tages brachte man ihm aber die Nachricht, daß die Dirne, auf die er sein Augenmerk gerichtet hatte, Nachts einen Schlag bekommen habe und sogleich gestorben sei. Den Grund fand er darin, daß er nicht gerade, sondern gebückt gestanden sei, was man nie thun soll, denn es heißt:

Wer das Blei wirft übern Kopf,
an des Dirnleins Herze klopft,
wer's wirft und sich duckt,
der Teufel 's Dirndel gleich erdruckt.

63. Auch das Weingießen wird in der Thomasnacht von neugierigen angewandt, um die Liebste zu sehen. Es wird ein Schaff Wasser mitten in den Keller oder in die Mitte eines Zimmers gestellt und der Wein von einer bestimmten Höhe herabgegossen. Während dem muß der Bursche in das Wasser unverwandt hineinsehen um seine Zukunft zu schauen. Im Volke heißt es:

Wasser und Wein
zeigt's Dirnlein fein. (Daselbst.)

64. Außer dem ist noch das Schuhstellen im Gebrauche. Dieses thun gewöhnlich Mägde um in die Zukunft zu blicken.

In die Mitte des Hofraumes wird ein Besen entweder in die Erde oder in den Schnee gesteckt und rings herum im Kreis werden die Schuhe gestellt. Des anderen Morgens eilt nun jedes hinaus um seine Schuhe zu holen; er findet sie aber nicht so, wie er sie hingestellt hat, denn der eine steht rechts gegen die Kirche, der andere links gegen das Hausthor und so jeder anders. Stehen zum Beispiel beide Schuhe gegen die Kirche, folglich auch gegen den Friedhof, so zeigt dieses einen nahen Todesfall an.

Dieses Schuhstellen wird in der Thomasnacht nicht so allgemein veranstaltet, als es am Silvesterabend der Fall ist.
(Mank in Nied. Österr.)

65. In der Thomasnacht und am Silvesterabend findet man auch in Nied. Österr. überall das Bleigießen. Man schmelzt das Blei, welches man von Fenstern, Ringen ꝛc. gesammelt hat, in einem Löffel oder einer Pfanne. Sobald es geschmolzen ist, gießt man es in das bereit stehende kalte Wasser, in welchem es zischend auseinander fährt, wodurch verschiedenartige Gestalten gebildet werden. Häufig wird dann eine Kartenschlagerin befragt, die dem fragenden für Geld sein zukünftiges Schicksal vorhersagt. An einigen Orten nimmt man das Blei aus dem Wasser und sucht an demselben irgend eine Form zu entdecken, aus der die Zukunft des neugierigen gedeutet wird.

Statt Blei wird auch Wachs genommen. Hat dieses (oder das Blei) z. B. die Form eines Wagens, so wird der fragende bald eine Reise machen. Große Bestürzung erregt es, wenn die Form sich derjenigen eines Sarges nähert.

66. Der Aberglaube, Begegnungen und Anzeichen betreffend, ist in Österreich allgemein.

Wenn einem des Morgens ein Hase oder ein altes Weib begegnet, so bedeutet das Unglück. Am Neujahrstage begegnet man nicht gern einer alten Person.

67. Stehen die Sterne entfernt vom Monde, so geht man ganz zufrieden in's Haus; wenn aber in der Nähe des Mondes mehrere Sterne, namentlich drei stehen, so glaubt man, ein Unglück müsse kommen, es werde ein Feuer in dem Orte ausbrechen und zwar in demselben Augenblicke, als diese Sterne den Mond berühren. Und geschieht irgend ein Unglück, so heißt es: „Hast du nicht die Sterne nahe beim Monde gesehen?“ (Weidenau, Schlesien.)

68. Läuft vor jemandem eine Katze quer über den Weg, so bedeutet das böses. Es ist daher räthlich, den Weg nicht

weiter fortzusetzen, oder eine andere Straße einzuschlagen. Es gibt Leute, die das Kreuz auf die Stirne machen, wenn ihnen auf der Straße eine Katze begegnet. (Daselbst.)

Folgendes aus Warnsdorf (69—78):

69. Es ist allgemeiner Glaube, daß derjenige, welcher über ein Grab springt, nicht mehr wächst.

70. Wenn man am Pfingstsonntage sehr früh einen Berg besteigt, so sieht man die Sonne bei ihrem Aufgange dreimal hüpfen. (S. 302.)

71. Wer nüchtern niesen muß, wird noch an demselben Tage beschenkt werden.

72. Derjenige, welcher des Morgens in der rechten Hand ein Zucken verspürt, wird an diesem Tage etwas wegschenken müssen.

73. Derjenige, welcher mit der Gabel auf den Tisch schlägt, ruft die Noth.

74. Wer ein Messer so auf den Tisch legt, daß die Schneide nach oben kommt, thut eine Sünde, denn die armen Seelen müssen barfuß auf der Schneide gehen.

Wenn man über ein Kind springt, das am Boden sitzt, so soll dieses nicht mehr wachsen.

75. Man soll keine leere Wiege wiegen, weil sonst das Kind, welchem die Wiege gehört, bald stirbt.

76. Wenn ein Fremder in die Stube tritt und seinen Stock in einen Winkel stellt, so soll es den ganzen Tag regnen.

77. Schinkenknochen werden in das Wasser geworfen, um den Wassermann zu vertreiben. Dieser soll ein gefallener Engel sein.

78. Lotterienummern werden in Nied. Österr. aus Träumen bestimmt. Z. B. Geld zählen bedeutet 56, weiße Rosen 14, Rosen abbrechen 57, die Angst 90 (d. h. wenn jemand träumt er habe sich geängstigt). Diese Nummern kommen dann bei der nächsten Ziehung heraus. Von ganz besonderem Werte sind diejenigen Nummern, welche man im Traume geschrieben oder gedruckt sieht, auch solche, welche man im

Traume nennen hört. Wenn jemand von einer verstorbenen Person träumt, so soll er das Datum des Namenstages des verstorbenen, das seines Sterbetages, und die Zahl seiner Lebensjahre setzen. Diejenigen, welche auf diese Weise in die Lotterie setzen, beobachten meistens sehr streng die Regel, nie jemandem einen solchen Traum zu erzählen, oder die Nummern zu sagen, welche sie setzen.

Ein Zwiebel wird zur Zeit des Vollmondes zuerst in's Wasser, dann in die Erde gelegt; nach 9 Tagen nimmt man sie heraus und kann aus den Verschlingungen der Zwiebelwurzel Nummern erblicken. (Sivering.)

79. An Weihnachtabenden füllt man ein Gefäß mit Wasser und wirft so lange einen Zwanziger, auf welchem das Muttergottesbild ist, in das Wasser, bis er von selbst zurückprallt. Die Würfe zählt man, und setzt die Zahl, bei der er zurückprallt, in die Lotterie. Prallt z. B. der Zwanziger erst beim sechstenmale zurück, so setzt man die Nummer sechs. Auch sagen die Landleute, daß derjenige, der am Weihnachtabende einen Apfel auseinander schneidet und beim schneiden den Fruchtkern verletzt, im künftigen Jahre sterben müsse.

(Miltigau bei Eger.)

80. In die Knödel, welche am Thomasabend gekocht werden, steckt man Zettel mit Nummern. Derjenige Knödel, der beim kochen zuerst an die Oberfläche des Wassers kommt, enthält die Nummer, die in die Lotterie zu setzen ist.

(Egerer Kreis in Böhmen.)

81. Daß der Aberglaube dem Spiele des Zufalls vertraut, geht auch aus folgenden Belegen hervor.

In der Gegend um Brüx (im Oberlande Böhmens) werden am Neujahrsabend gewisse Gegenstände unter Töpfe gethan. Die Neugierigen dürfen aber nicht sehen, was unter einem Topfe ist, und müssen sich daher entfernen. Dann wird einer gerufen und er hebt einen der Töpfe auf, und so kommen mehrere Personen an die Reihe, jeder aber nur dreimal. Findet er mehrmals denselben Gegenstand unter dem Topfe,

z. B. Geld, so wird er das ganze Jahr Geld haben; wer mehrmals Brot findet, wird keinen Mangel haben; wer aber einen Kamm findet, dem wird es nicht gut gehen. Die Deutung des Kammes gibt zu lautem Gelächter Anlaß.

82. Außer dem „latschen" (Schuhwerfen) besteht in Freudenthal (Schlesien) das Lahmgläsle beben. Man nimmt drei Gläser. Unter eines legt man Lehm, unter das zweite Geld und unter ein drittes Brot. Mit verbundenen Augen wird nun ein Lahmgläsle gehoben und zwar dreimal. Wird das Lehmglas gehoben, so bedeutet das bei reichen einen Hausbau, bei armen den Tod; Geld bedeutet Reichtum; Brot bedeutet keine Noth.

83. Bauern legen des Nachts 12 Häuflein Salz auf den Tisch und schreiben zu jedem Häuflein einen Monat. Des Morgens, wenn sie aufstehen, gehen sie zum Tische, und der Monat bei welchem das Salz zergangen ist, der wird ein nasser Monat, die andern dagegen werden trocken sein.

(Jetzelsdorf in Nied. Österr.)

84. Aventin in seiner Chronik 61 berichtet:

Es ist ein gemein Sprichwort vorhanden, das gemeiniglich diejenigen brauchen, so fremde Land bauen wollen oder sollen, die sprechen gern: Ich will ein Feder aufblasen, wo dieselbig hinaus fleugt, will ich nachfahren.

Anhang.

Verschiedene Sagen und mythische Züge.

I. Zur Naturanschauung des Volkes.

Diese zeigt sich in der mythischen Auffassung von Naturgegenständen und Erscheinungen. Das Bedürfnis des Menschen, sich den Ursprung und den Zusammenhang der Dinge und die Entstehung auffälliger Erscheinungen zu erklären, hat sich früh gezeigt, und diese naive Naturphilosophie, bei welcher auch der angeborne poetische Sinn seine Befriedigung findet, macht sich noch immer geltend, ungeachtet Christentum und Wissenschaft heimisch geworden sind. Wer die Geschichte des menschlichen Geistes verfolgt, der muß erstaunen über das innige Verhältnis zwischen der menschlichen Seele und dem Naturleben. Daraus ist die Naturpoesie aller Völker hervorgegangen, und alle die bildlichen Erzählungen, die zwischen Mythus und Allegorie wechselnd sich bewegen, geben Zeugnis davon.

Das Volk treibt Astronomie, Physik und Geologie in seiner Weise, und über Fragen, welche die Naturwissenschaft unbeantwortet läßt, weiß die so lange unbeachtet gebliebene Volkssage immer Auskunft zu geben. Für den Kenner enthält diese Antwort immer eine Wahrheit, wenn sie auch nur eine poetische Wahrheit ist.

Wir übergehen die vielen Sagen von Versteinerungen und andern Denkmalen und erzählen einige, in denen wir Anklänge finden an gewisse Überlieferungen des Altertums, an Riesen, Hölle und Vulkane, an den Babelsturm, an das goldene Zeitalter und die Sündflut.

1. Vor einigen Jahren hat man in Auschwitz (Westgalizien) einen Zahn von ungeheurer Größe gefunden. Die Leute sagen, das sei der Zahn eines Riesen. Nach dem dortigen Volksglauben lebten in uralter Zeit Menschen von ungeheuerer Gestalt, Größe und Stärke. Sie waren so groß, daß sie meilenweite Sprünge machen konnten. Auch besaßen sie zu ihrer Größe eine verhältnismäßige Stärke. So z. B. gieng einst ein junger Knabe eines Riesen hinaus, und sah eine Menge Bauern ackern. Er nahm sie sammt Pferden und Ochsen mit der grösten Leichtigkeit in sein Schnupftüchel, und zeigte sie dem Vater. Siehe diese kleinen Würmlein! sprach er. Der Vater befahl ihm aber, sie wieder dort hin zu tragen, von wo er sie genommen habe.

Gewaltige Bäume waren ihre Waffen. — Endlich wurden sie, als sie sich einst im Felde befanden, von einer Zauberin verzaubert. Überall wo ein Berg steht, liegt ein solcher Riese, und der Berg selbst ist nur der Helm des Riesen, während sein Körper tief in die Erde hineinreicht. Sie werden aber am Ende der Welt wieder empor kommen, und erst die Menschen, dann sich selbst verzehren.

2. Man glaubt dort ferner, daß die feuerspeienden Berge nichts anders als Höllen seien. Ein solcher Berg ist der Johannisberg bei Biala. Aus demselben hat einer einmal Funken und Dampf ausströmen sehen. Da grub er einen unterirdischen Gang in den Berg und schlich sich des Nachts hinein. Er bemerkte schwarze Männer, die Menschen brieten. Und als das Feuer erlosch, sprach der Teufel zürnend: Ich rieche schon wieder eine Menschenseele. Da eilte der Bauer hinaus, aber seine Neugier trieb ihn am nächsten Tage wieder in den Berg. Als man ihn aber roch und aufsuchte, entfernte

er sich wieder. Man meint nun, jedesmal wenn die Teufel Seelen verbrennen, so steige Rauch aus dem Berge. Durch Weihwasser u. a. hat man die Teufel endlich vertrieben und diese haben sich nach Italien begeben.

3. Der Prahlstein, auch Prallstein (nördl. von Müglitz in Mähren) soll vor Zeiten ganz klein gewesen sein. Er war von Räubern bewohnt, die einst auszogen und nur ein Mädchen zurückließen. Dieses sah, wie der Teufel den Fels durch auflegen von Steinen erhöhte. Sie entdeckte dieß den Räubern und diese störten den Teufel, so oft er an der Arbeit war. Noch liegen massenhafte Steine umher. Man sagt, der Teufel habe eine Straße in den Himmel bauen wollen, und Umwohner sagen von einem solchen Steine: Das ist gewis ein Ziegel von des Teufels Himmelsstraße.

(Aus Markersdorf in M.)

4. In Polna (Böhmen) lebte ein Burgherr, der sich dem Teufel verschrieben hatte. Die 10 Jahre waren verflossen, als bei dem Bergherrn die Hechse aus dem Saarer Walde sich meldete und ihm versprach, sie wolle ihn retten. Er muste seinen Körper mit Wundertinktur einreiben. Dadurch trieb er den Teufel von dannen. Dieser stürzte mit seinen Begleitern in einen Schlund, der sich plötzlich geöffnet hatte; das große Becken füllte sich mit Wasser, und heißt bei dem Volke die Hölle (Peklo). [1])

5. Zu dieser Pechhölle stimmt auch die Volksansicht in Westgalizien. Die Strzygonie zerfließen in Pech, sobald man an die Glocke schlägt. In Auschwitz herrscht nämlich folgender Glaube. Als Gott die Engel, die sich gegen ihn empörten, vom Himmel herunterstieß, fielen einige in's Wasser, andere an's Land. Erstere sind die Wassermänner, die andern sind die Strzygonie oder die Männer ohne Köpfe; diejenigen welche in die Hölle fielen, sind die Teufel. Die Strzygonie tragen die

[1] Vergl. Grimm Myth. 765.

Köpfe entweder unterm Arm, oder erscheinen mit dem Kopfe und in weißen Hemden, am meisten nahe bei Kirchen. Sie sind durchaus bösartige Geister, Halbteufel. Von einem verwarlosten oder schlechten Menschen sagt man: Er geht wie ein Strzygon.

6. Als der Teufel einst in die Gegend von Gitschin (Böhmen) kam, wo früher ein Karthäuser Kloster stand, hat ihn der eine Stiefel gedrückt und seinen Gang erschwert. Um sich nun von dem Drucke zu befreien, hat er den Stiefel ausgezogen, umgekehrt und ausgeklopft. Durch den herausgefallenen Sand ist der bei der Karthause befindliche Berg entstanden, der ganz kahl ist. (Aus Komotau.)

7. Als Gott mit Erschaffung der Welt fertig war, blieb ihm noch ein Steinhaufen übrig. Da er denselben auf Erden nicht zu verwenden wuste, so that er die Steine in einen ungeheuern Sack und wollte sie in das Meer werfen. Der Teufel aber sah dieses, und riß am Meere heimlich ein großes Loch in den Sack, so daß die Steine herausfielen. So entstand der Karst oberhalb Triest. (Aus Sessana.)

8. Sagen über die Entstehung der Gletscher, wie sie in den „Alpensagen" mitgetheilt sind, habe ich auch im Pinzgau getroffen, wo man eine herrliche Ansicht der Gletscherwelt hat. Über das Wiesbachhorn hört man folgendes:

Vor uralten Zeiten waren zu Fischhorn bei Bruck und zu Kaprun im Schlosse zwei reiche Grafen, und diesen gehörten die Alpen auf dem Wiesbachhorne. Ein jeder von ihnen hatte gewis zweihundert Kühe, die sie alle Sommer auf das Horn trieben und dort weideten („gras't hampt"). Weil das Gras so gut und üppig war, so trug es sich leicht aus, eine schöne Alphütte hinauf zu bauen. Diese war wie das gröste und schönste Bauernhaus zu Bruck oder Kaprun, und so daß 6 oder 8 Hirten und ein Senn immer dort waren. Obwol diese nicht sparsam lebten, machten sie doch so viel Schmalz und Käse, daß die Grafen nicht wusten wohin da-

mit; abkaufen wollte es ihnen niemand, und verschenken wollten sie es auch nicht. So ließen sie oft viel verfaulen und warfen es dann in das Wasser, und vieles gebrauchten sie zu Dingen, daß es schade um die Gottesgabe war. Noch ärger machten es die Sennen; die haben oft gar die Milch in eine große Badwanne gegossen und haben sich darin gebadet. So machten sie es lange Zeit, aber Gott gedachte sie zu strafen. Mit der Zeit kam der Kaprunergraf, der mit dem Brialauergrafen Fehde hatte, bei einem Gefechte um, und sein Sohn, ein stolzer, geiziger Mann erbte das Besitztum seines Vaters. Dieser junge Graf war schlechter als sein Vater, denn dieser hatte doch den Armen gegeben, jener aber trieb sie mit seinem Hofhunde aus dem Schlosse. Zur selben Zeit lebte zu Zell am See ein berüchtigter Zauberer, allgemein der Zauberer Jakob genannt. Diesem war des Grafen Hartherzigkeit und Schändlichkeit schon lange ein Dorn im Auge gewesen, und hatte immer nachgedacht, wie er am Grafen Rache nehmen könnte. Einst bot sich Gelegenheit. Indem der Zauberer auf das Horn gieng um Kräuter zu suchen, kam er in die Nähe der Alphütte, und da er hungrig und durstig war, gieng er in die Hütte, und bat den Sennen um Milch. Der Senn, der den Zauberer nicht kannte, wollte sich mit dem altem Manne einen Spaß machen, brachte demselben eine große Schüssel voll Milch, und nachdem er genug hatte, sagte er zu ihm: Warum issest du nicht alles? „Weil ich nicht mehr kann.“ Da nahm der Senn die Schüssel und goß ihren Inhalt dem Zauberer über den Kopf und das Kleid. Jetzt wurde aber der beleidigte zornig, fieng an zu schwören, daß er alles zu Grunde richten werde. Der Senn lachte ihm in's Gesicht, und warf endlich den drohenden zur Thür hinaus. Der Zauberer wollte anfangs alles, das ganze Thal zu Grunde richten, aber auf dem Wege besann er sich, und nahm sich vor, nur die Alpe, die Sennen und die Hütte zu vernichten, denn er wuste recht gut, welch großen Schaden er dadurch dem Grafen verursachte. Im Thale angekommen gieng

er zum Grafen nach Kaprun und sagte ihm, daß er alle Thiere binnen drei Tagen vom Berge heim treiben solle, denn nach dieser Zeit werde das ganze Wiesbachhorn und alles was dort lebe vernichtet, und aus den blühenden Triften ein Ferner werden, damit die Welt sehe, wie Gott den Übermuth strafe. Der Graf lachte und sagte spottend: Machst du das Horn zum Gletscher, so mache es nur schön weiß, damit man es recht weit sehen kann.

Kaum waren drei Tage vergangen, als ein furchtbares Donnerwetter aufstieg, wie seit Menschen gedenken keines gewesen. Die schwarzen Wolken hüllten das Wiesbachhorn drei lange Tage ein, und dann verschwanden die Wolken, das Horn aber stund da, wie es jetzt steht, ganz weiß. Kein Sommer sah den Ferner schwinden, ja er wurde immer mächtiger.

Seit jener Zeit bestieg kein Christ den von Gott verfluchten Berg, bis einmal der Erzbischof von Salzburg, Fürst Schwarzenberg, mit einigen den Versuch machte. Sie erklommen mit vieler Mühe den Gipfel, pflanzten dort eine Stange auf, und gruben etliche Flaschen Wein in den Schnee, für den, der ihn holen wolle Der Wein war nicht lange dort, so stiegen muntere Burschen hinauf und holten ihn.

An einem heißen Sommertage hört man öfters aus einem Firnrisse ein schreckliches Geschrei, gewis vom Melcher und den Hirten, welche noch nicht erlöst sind.

(Aus Alm im Pinzgau.)

9. Zwischen Alm, Zell am See und Taxenbach erhebt sich der Hundsstein (im Pinzgau). Am Fuße und bis zur halben Höhe ist er mit großen Waldungen und Wiesen bedeckt, welche reichlich Holz und Viehfutter liefern. Von seinem Gipfel breiten sich nach allen Seiten hin herrliche Alpenmatten aus. Dort wächst u. a. auch jenes Wunderkraut, welches die Kraft hat Eisen in pures Gold zu verwandeln. Noch andere Blümlein und Wurzeln, die zauberhafte Wunderkräfte besitzen, keimen dort. Sie sind versteckt, und nur durch Zufall hat man sie

entdeckt, doch weiß niemand ihren Namen und ihre Gestalt, denn das ändert sich alljährlich.

Der Gipfel des Berges hat eine Ebene; ein kleiner Teich, durch das Wasser des schmelzenden Schnees gebildet, spiegelt sich an der Sonne, und ist der Aufenthalt zahlloser Frösche, die wenn sie gerade am Charfreitag gefangen werden, in ihrem Kopfe ein Goldkügelchen haben, das so groß ist wie ein Stecknadelkopf. Aber leider ist es um jene Zeit nicht möglich auf den Berg zu gelangen. An der tiefsten Stelle des Teiches ist ferner ein goldener Wagen, der aber nur durch eine goldene Kette herauf geholt werden kann. Da aber niemand so reich ist, eine goldene Kette von solcher Länge und Stärke zu besitzen, die nöthig wäre den Grund zu erreichen und den schweren Wagen zu heben, so wird derselbe wohl bis zum jüngsten Tage im Teiche bleiben müssen.

Der ebene Platz neben dem Teiche ist der Ringplatz. Am Jakobustage jedes Jahres kommen dort die Männer der umliegenden Landgerichte zusammen, und ringen um's Preh, d. h. um den Preis, welches Landgericht oder welche Gemeinde den stärksten, gewandtesten Mann besitze. Derjenige Mann, der jeden zu Boden wirft, heißt Hägmoa, und wird von seiner Gemeinde mit Frohlocken und Jubel in's Thal begleitet. Wehe dem, der den gefeierten Helden des Tages schmäht! Alljährlich gibt es dort große Raufereien; ja wenn an jenem Tage nicht gerauft wird, so fällt im nächsten Winter sehr wenig Schnee, was ein großer Schade ist. Der Hägmoa genießt, so lange er seinen Ruhm bewart, eine gewisse Hochachtung und ein Vorrecht bei allen öffentlichen Lustbarkeiten seiner Gemeinde und seines Landgerichtes.

Einst verstiegen sich die Kühe und die Ziegen eines Hirten, und er konnte nicht nahe genug zu ihnen gelangen, um sie zurück zu treiben; er nahm daher Steine, und warf sie auf das Vieh, das er dadurch zur Rückkehr zwang. Mit einem Male stund ein Mann neben ihm und sagte: Wirf nicht die Steine weg, um das Vieh zu bekommen, die Steine

sind mehr wert als die Kühe. Der Mann, der dieses gesagt, war ein Venediger. Diese wußten mehr als andere Leute, sie hatten Bergspiegel, das sind solche Spiegel, die ihnen von Venedig aus das Innere der Berge zeigten, und die aus allem Gold machen konnten. (Aus Alm im Pinzgau.)

10. In alter Zeit lebte ein Riese mit seiner Frau und einem Kinde. Der Vater gieng auf die Jagd um ein Thier zu erlegen und der junge Riese gieng dem Vater entgegen, um ihm zu helfen.

Der Riese, welcher dieß nicht wußte, verfolgte eben einen Hirsch, lief sehr und bemerkte seinen Sohn gar nicht; er fiel auf diesen und war augenblicklich tot. Die Frau des Riesen suchte mit ihrem Sohne den Leichnam und begrub ihn. An der Stelle, wo der Riese gelegen, war eine tiefe Grube entstanden, und die Frau gieng an den Rand dieser Grube und weinte sehr. Die Thränen fielen in die Grube und rannen weiter, und so entstanden die Flüsse.

(Aus Sebreinitz in Mähren.)

11. Über die Entstehung des Wirbels und Strudels in der Donau hört man folgendes:

Des Teufels Großmutter besuchte einst die Erde und kam an die Donau. Sie befahl, daß man ihr einen Palast baue und fürstlich einrichte, und bald stund derselbe in voller Pracht da. Nun wollte aber auch die Höllenfürstin, daß man ihr im Lande göttliche Ehre erweise. Das geschah aber nicht, darum versenkte sie ihren glänzenden Wohnsitz in die Donau, die an der Stelle fortwährend schäumt und den Schiffen Gefahr bringt. Das soll so lange währen, bis der versunkene Palast gänzlich zerstört sein wird. [1])

12. Am Ufer des Plattensees lebte vor langer Zeit eine Bäuerin, welche eine ausgezeichnet schöne Ziegenherde besaß; keine andere in der ganzen Umgebung trug so schöne Haare,

---

[1]) Ähnlich S. 14 in Ziska's Volksmärchen.

keine gab so gute Milch als diese. Das kam daher, daß sie eine Wiese am Ufer des Sees besaß, aus welcher ein Kraut wuchs, welches den Ziegen diese Schönheit verlieh. Die Bäuerin war aber auch stolz auf ihre Herde, und behauptete stets, es gebe im ganzen Lande keine schönere als die ihrige. Um aber Gewisheit darüber zu erlangen, gieng sie zu einer Hechse, und befragte sie. Die Hechse antwortete, es gebe nur eine Herde, welche die ihrige an Schönheit übertreffe. Diese Herde, sprach sie, hat sogar goldene Klauen und gehört einem Mädchen, welches mit derselben noch heint in diese Gegend kommen wird. Und zwar wird sie auf deiner Wiese am See ihre Herde weiden lassen. Darüber ward die Bäuerin so aufgebracht, daß sie beschloß das Mädchen um's Leben zu bringen und sich der Herde zu bemächtigen.

Am andern Morgen gieng sie hinaus zu der Wiese, welche auf einer Landzunge war, die tief in den See hineinragte. Da sah sie die Herde mit den goldenen Klauen nahe am Ufer weiden, und das ganz in Ziegenfelle gekleidete Mädchen auf der äußersten Spitze der Landzunge stehen. Von Habgier und Eifersucht getrieben holte sie jetzt schnell ihren Pflug, bespannte ihn mit vier Ochsen und begann zwischen dem Mädchen und der Herde eine tiefe Furche zu pflügen. Als sich darauf ein Sturm erhob, wollte das Mädchen zurück eilen, aber das eindringende Wasser versperrte ihr den Weg und überflutete die Wiese, so daß sie in den Wellen umkam.

Nun wollte die böse Bäuerin die Herde wegtreiben, aber die Ziegen liefen, wie sie den Tod ihrer Herrin sahen, unaufhaltsam in den See ihr nach, so daß alle ertranken.

Alsobald versank auch die ganze Wiese, und das Wasser schlug über ihr zusammen.

Noch heut zu Tage findet man an den Ufern des Sees viele kleine Muscheln, welche die Form von Ziegenklauen haben; das sind die versteinerten Hufe der Herde.

In stürmischen finsteren Nächten sieht man die böse Bäuerin hinter einem glühenden Pfluge, vor den vier Ochsen

mit feurigen Augen bespannt sind, die Wellen des Sees pflügen. Und das muß sie bis zum jüngsten Tage thun, zur Strafe für ihre Missethat.

Andere erzählen, an der Stelle des Sees sei früher ein Thal gewesen. Ein Hirt habe seine Ziegen unbarmherzig behandelt. Als er einst nach einer Ziege einen schweren Stein warf, entstund da wo der Stein niederfiel, ein solcher Wasserstral, daß das ganze Thal unter Wasser gesetzt wurde. So entstand der Plattensee.

Eine ähnliche Übelthat soll das entstehen des Neusiedler-Sees veranlaßt haben, von welchem das Volk glaubt, daß er mit der Donau in einer unterirdischen Verbindung stehe.

13. Bei Reihwiesen in Schlesien ist ein Teich, der Moosebruch genannt, von dessen Entstehung man folgendes erzählt: Ein Hirt, welcher das Vieh auf die Weide zu treiben hatte, bekam einmal nur ein Stück trockenes Brot als Mittagsmahl. Darüber zornig legte er dasselbe auf einen Baumstumpf, und schlug mit der Peitsche darauf, indem er rief: „Wenn ich von diesem Brot' nur etwas esse, so soll der Teufel mich sammt dem Vieh holen!"

Vom Hunger geplagt aß er endlich doch ein Stück davon. Er kaute aber noch an dem Bissen, als sich die Erde unter krachen und blitzen öffnete und ihn sammt dem Vieh verschlang. Kaum war dieses geschehen, als der Boden sich mit Wasser füllte. Das Volk erzählt, daß, wenn unvorsichtige Leute sich dem Teiche nähern und etwas in's Wasser werfen, der Hirt mit Bocksfüßen, und am ganzen Körper mit Haaren bedeckt, und mit Schlamm überzogen, erscheine und alles Vieh, das in der Nähe ist, in den Teich treibe. Der Teich selbst hat, wie man sagt, keinen Grund; er hat einen Abfluß in die Oppa, wird aber trotzdem nicht kleiner, und man vermuthet daher, daß er mit der Ostsee unterirdisch in Verbindung stehe.

14. Nach einer andern Überlieferung stand in der Nähe von Reihwiesen (unweit Freiwaldau) eine Stadt, Sündstadt

genannt. Diesen Namen erhielt sie daher, weil die Einwohner sehr schlechte Leute waren und trotz allen Ermahnungen in ihrer Bosheit verharrten. Zur Strafe für diese Verstocktheit sollen sie von Gott durch Feuer vertilgt sein; die Stadt versank und die Stelle wurde mit Wasser angefüllt. Von den Einwohnern blieb nur der Sauhirt übrig, der zu Zeiten aus dem Teiche zum Vorscheine kommt und die Herden, die in der Nähe weiden, in den Teich treibt, wodurch er den Landleuten vielen Schaden anrichtet. Er hat das Aussehen wie verrostetes Eisen; wenn er aus dem Teiche herauskommen will, gibt er es vorher dadurch kund, daß er mit seinem Zauberstocke den Schlamm umrührt, wodurch Dampf und Schwefelgeruch aus dem Teiche aufsteigt.

Wir haben hier die letzten, fast unkenntlichen Trümmer kosmogonischer Mythen, die trotz der Besonderheiten dennoch mit griechischen und asiatischen auf gleichem Grunde beruhen. Merkwürdig ist die weite Verbreitung der Sage von der großen Flut oder Sinflut. Dieser Sagenkreis verdiente eine erschöpfende Behandlung. Mit dem was Grimm (Myth. 541 ff.) mitgetheilt hat, wäre zu vergleichen: Müllenhoff, holst. Sag. Seite 129 ff. Vernaleken, Alpensagen Nr. 35. A. Humboldts Ansichten der Natur 1[3], 240.

II. Vom Teufel.

Wenige Vorstellungen aus dem Mittelalter haben so üppig fortgewuchert, als die von den Hechsen und vom Teufel. Erstere sind für die Mythologie von geringerer Bedeutung; der Teufel dagegen ist häufig aus der Verkehrung der heidnischen Götter und Riesen entstanden.

Um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, stellen wir nur die wesentlichen Züge aus den Volkserzählungen in Österreich zusammen; wenig bekannte Zeugnisse geben wir ausführlicher.

1. Über die bekannten Kennzeichen des Teufels berichtet die Sage folgendes.

Ein Bauer aus Schileiten in Steiermark war in Noth und verschrieb sich dem Teufel. Als aber die Zeit verstrichen war, wuste er den Teufel unter eine Windmühle zu bringen. Dadurch ist er ganz „scheelweankat" (schief) geschlagen, und die „Windpracker" (Windflügel) haben ihm die linke „Hacksen" abgehauen. Seit der Zeit muß der Teufel hinken. Es ist aber von ungefähr ein Roß daher gekommen, dessen Hacke sich der Teufel angesetzt hat; daher sein Pferdefuß. [1])

[1]) Grimm Myth. 945, 946.

2. In einem verfallenen Jagdschlosse im Walde unweit Ofen feiert der Teufel in jeder Neujahrsnacht seine Hochzeit, weil er mit einer Hechse immer nur ein Jahr lebt. Da erscheinen um Mitternacht Hechsen, ihnen folgen Kobolde auf weißen Pferden mit einem schwarzen Hahne. Dann kommt der Teufel mit seiner Gattin, beide auf Schimmeln reitend. Es wird ein Kreis geschlossen und der Teufel tanzt mit der Gattin, die er verlassen will, dreimal im Kreise herum. Ihm folgen die Kobolde, jeder mit der vor ihm stehenden Hechse tanzend. Hierauf besteigt die scheidende Gattin ihr Pferd, und entfernt sich. Der Teufel tanzt nun allein und besichtigt die anwesenden Hechsen. Dann wählt er eine aus und nachdem er dreimal mit ihr getanzt, muß ihr Kobold das Pferd und den Hahn abtreten. Endlich eilt alles von dannen, nur derjenige Kobold, dessen Tänzerin des Teufels Gattin geworden, muß bleiben und die Ruine bewachen, bis er im nächsten Jahre abgelöst wird.

3. In der Hölle vermisste man die Müller und Bäcker. Es wurden daher zwei Teufel abgeschickt um einige zu holen. Der, welcher den Müllern nachgieng, erkundigte sich, wie ein solcher aussähe. Man sagte ihm, sie seien weiß und in der Nähe eines Baches. Indem er suchte, bemerkte er einen weidenden Schimmel. Dem lief er nach, aber das Pferd schlug aus und traf ihn so gewaltig auf den Fuß, daß der Teufel zeitlebens hinken muß. Die Müller und Bäcker sollen noch heutiges Tags in der Hölle fehlen. (Aus Mödling, N. Ö.)

4. Der Teufel erscheint in verschiedenen Gestalten. Einem jungen Manne, der am Grabe eines Geizigen wachen sollte, erschien eine feurige Henne (vergl. S. 261 fg.); sie fieng an zu sprechen und verlangte den Leichnam. An manchen Orten in Nieder-Österreich ist er als schwarzer Hund erschienen.

5. Zahlreich sind die Sagen über die Hahnkrat, die alles dämonische verscheucht. [1])

Auf dem Steinfeld bei St. Pölten verlangte der Teufel die hübsche Tochter des Müllers. Wenn du, sagte dieser, in einer Nacht bevor der Hahn kräht, das ganze Steinfeld umackerst, so ist sie dein. Noch war er nicht ganz fertig damit, so ahmte der Müller vom Schornsteine aus das krähen eines Hahnes nach. Aus Zorn zertrümmerte der Teufel die Mühle.

In Nalb (bei Retz in Nied. Österr.) weckte eine Frau den Hahn, indem sie in die Hände klatschte. Die Furchen, die der Teufel gemacht hatte, sind am s. g. Teufelsberg noch sichtbar.

In Komna (Mähren) ward dem Teufel die Bedingung gestellt, daß er, um ein Mädchen zu heiraten, das Flüßchen Komenska nach entgegengesetzter Richtung laufen mache. Man kaufte aber viele Hähne der Umgebung zusammen und sperrte sie am Flüßchen in einen großen Käfich. Während kleine Männer Steine herbeitrugen, um das Werk auszuführen, kräheten die Hähne und der Teufel mit seinen Gesellen ward vertrieben. Die „Teufelsschleuse" ist noch zu sehen.

Bei Rožnau warb der Teufel um eine Müllerstochter. Diese forderte aber, daß der Bewerber auf dem Radož eine Mühle über Nacht erbaue. Der Teufel erwürgte vorher alle Hähne der Umgebung, nur einer entgieng ihm. Alles war fertig, zwei Mühlsteine ausgenommen. Da krähete jener Hahn und die Macht des Teufels war zu Ende. Die Mühlsteine sind auf dem Berge noch vorhanden.

Von dem Teufelshügel bei Zlin erzählt man ähnliches.

Von der Teufelswand bei Langeck an der Donau erzählt man, daß der Teufel die Donau habe anschwellen wollen.

---

[1]) Vergl. darüber Gr. Myth. 978. P. Cassel, eddische Studien (Weimar 1856) 1, 47 ff.; in der Edda fiölsvinnsmál, Cassel S. 146, etwas abweichend von Simrock's Edda 2. Aufl. S. 90. S. 8.

Und als er zu dem Zwecke die Mauer aufführte, krähete ein weißer Hahn dreimal, und am andern Tage ein schwarzer Hahn. Der Teufel sagte, er höre nicht auf, bis ein rother Hahn krähe.[1]) Da erschien am dritten Tage ein rother Hahn auf der Spitze des Kirchturms von St. Johann, und krähete dreimal. Nun muste der Teufel aufhören. Voll Zorn schoß er nach dem Hahne, der noch am Turme zu sehen ist.

Von der Teufelsmauer bei Hohenfurt an der Moldau erzählt man: Der Teufel wollte das Wasser auf das Kloster hinleiten, und auf einem Teufelssteine sitzend, trieb er die Arbeiter an. Das krähen eines weißen Hahnes machte keine Unterbrechung. Da krähete ein rother Hahn und der Teufel sagte: Rother Hahn, toter Hahn! und hieß sie eilen. Endlich krähete ein schwarzer; da sagte er: schwarzer Hahn, Himmelshahn! und alle liefen davon.

6. In Österreich gibt es eine Menge Teufelsbrücken und Teufelsmauern. Alle Bauten des Teufes sind zurückzuführen auf die Edda (Gylfaginning 42).

In Trautenau wird der Baumeister Stolstafel genannt.

In Zwettl erzählt man von einem Burgherrn Ulrich, der zur Strafe für seine Grausamkeit in einer Schlucht umkam. Man sieht ihn oft auf einem feurigen Eber reiten.

7. Ein Hahn mit verkehrtem Kamme, kleinen goldenen Sporen an den Füßen, lang herabhängenden Flügeln und mit neun feuerrothen Federn im Schwanze — das ist ein Spornhahn. Wie und wo ein solcher Hahn gefangen wird, ist ein Geheimnis, nur folgendes wenige ist bekannt.

In einer der Walpurgisnächte muß um 12 Uhr ein solcher Hahn in reinem Quellwasser seine Sporen und seinen Kamm waschen. Dabei verliert er seine ganze Kraft, und kann dann nicht wieder entfliehen. Jagt man ihn daher sehr

[1]) Nach der Wöluspa 34 ff. singt ein hochrother Hahn (fialar) im Vogelwalde und ein schwarzrother in den Sälen Hels.

rasch von diesem Geschäfte weg, so schnell aber, daß er nicht mehr Zeit hat reines Walpurgiswasser zu trinken, so kann man ihn fangen. Erreicht er aber auf seiner Flucht ein Wasser, welches zu trinken ihm erlaubt ist, so ist es dann unmöglich ihn einzufangen, denn alsobald fliegt er hoch in die Luft, um sich nie wieder sehen zu lassen. Hat man aber das Glück ihn zu fangen, so muß man ihm seinen rechten Sporn ausreißen, und an einer geweihten Schnur um den Hals hängen. Wenn der Hahn beide Sporen behält, so hat man ihn nicht in der Gewalt. Der Besitzer desselben kann nun zur Nachtszeit in weitentlegene Dörfer oder Städte reiten, ohne von jemanden gesehen zu werden, sobald aber der erste Hahn kräht, hat der Teufelshahn seine Kraft verloren. Beim Hahnreiten muß der reitende immer den goldenenen Sporn bei sich tragen. — Auch dient dieser Hahn zum tragen schwerer Gepäcke, die man ihm aufbürdet, und die er pünktlich und manchmal allein nach Haus bringt. Dieser Eigenschaft wegen trachten besonders jene Leute nach ihm, welche auf Märkte ziehen. Außerdem ist er gesucht, weil die Hühner des Besitzers eines solchen Hahnes goldene Eier legen, wodurch ein ungeheuerer Schatz angesammelt wird.

Eine andere Eigenschaft dieses Hahnes ist, daß er über keinen verborgenen oder verzauberten Schatz fliehen kann, sondern immer einen Umweg machen muß. Verfolgt man ihn nun, so trachtet man ihn über einen solchen Ort zu jagen, wo ein Schatz verborgen ist. [1]) (Aus Mank in Nied. Österr.)

8. In Schlesien lebte vor vielen hundert Jahren ein Ritter, der hatte eine schöne und tugendhafte Gemahlin. Eines Tages erhielt er vom Herzoge den Befehl, daß er sich sogleich mit einer wichtigen Botschaft nach dem Morgenlande auf-

---

[1]) Vergl. Kuhn norddeutsche Sagen 71. Der Reiter im Kyffhäuser, Sage 247, 1.

machen müsse. Darüber wurde der Ritter sehr betrübt, weil er wuste, warum man gerade ihn mit einer solchen Sendung beauftrage. Der Herzog hatte nämlich einen mächtigen Günstling mit Namen Leutko, der schon seit langer Zeit die Gemahlin des Ritters gern gesehen hatte. Ungern nahm er Abschied von seiner Gemahlin, die ihm unter vielen Tränen schwur, ihm ewig treu zu bleiben. Der Ritter nahm ein silbernes Kreuzlein, und sagte zu seiner Gemahlin, sie möge sich nie bewegen lassen, weder durch List noch Gewalt, einem andern die Hand zu reichen, bis ihr nicht dieses Kruzifix in die Hände komme, was ein sicheres Zeichen seines Todes sei. Er reisete nun von Land zu Land, und er war kaum auf halbem Wege, so befiel ihn eine Krankheit, und er gab seiner Gemahlin davon Nachricht. Leutko spiegelte ihr nun den gewissen Tod ihres Gemahls vor, und äußerte den Wunsch sie zu besitzen; allein sie ließ von ihrem Versprechen nicht ab, und wies die Anträge Leutkos zurück. Unterdessen hatte der Ritter seine Krankheit überstanden, seinen Auftrag getreulich ausgerichtet, und befand sich, von Sehnsucht getrieben, auf der Heimreise. Als er gerade durch einen dichten Wald ritt, überfiel ihn bei einbrechender Nacht ein starker Räuberhaufe, der überwältigte ihn, und brachte ihn nach einer benachbarten Seestadt, wo er als Sklave verkauft wurde. Sein Diener war entkommen, und reisete gerades Weges nach Hause. Damit man ihn nicht zur Verantwortung ziehe, gab er vor, der Ritter sei im Walde erschlagen worden. Diese Nachricht benutzte Leutko sogleich wieder, um neue Anträge zu machen. Der Ritter schmachtete nun drei Jahre in der Gefangenschaft. Da erschien ihm einst im Traume seine schöne Gemahlin im festlichen Hochzeitsschmucke, an der Hand Leutkos. Sie schritten dem Altare zu, auf dessen Stufen der Priester zur Trauung bereit stund. Als der Ritter in großer Angst erwachte, rief er: „O könnte ich nur bei Tagesanbruch in meinem Schlosse sein, ich wollte gern das Heil meiner Seele darum geben.“ Kaum waren die Worte gesprochen, als der Böse

leibhaftig vor seinem Lager stund. Hinter dem Bösen war ein schwarzer Hahn von ungeheuerer Größe, der hatte einen blutrothen Kamm und schlug ungeduldig mit seinen Flügeln umher, während der Teufel sprach: „Ich bringe dich, noch ehe die Sonne aufgeht, auf diesem Hahn in deine Burg, wenn du mir deine Seele verschreibst." „Wohlan! sagte der Ritter nach langem Bedenken, ich gehöre dir, wenn du mich schlafend bis zum Tagesanbruch nach Hause bringst." Unter dieser Bedingung schloß der Böse mit dem Ritter den Vertrag ab, und dieser schwang sich auf den Rücken des höllischen Thieres, und schlummerte bald ein. Bei Anbruch des Morgens fieng der Hahn zu krähen an, worauf der Ritter erwachte, und zu seinen Füßen seine Burg in der Morgensonne glänzen sah. — Der Hahn, sagt man, war eine arme Seele, die wegen begangener Sünden dem Teufel dienen muste. Da der Teufel den Vertrag, den Ritter schlafend in seine Burg zu bringen, nicht eingehalten, so hatte er von nun an auch keine Gewalt mehr über seinen Hahn, der sich nun langsam zur Erde senkte. Kaum war der Ritter abgestiegen, so verschwand der Hahn plötzlich, und aus einem kleinen Nebelstreife ließ sich eine Stimme hören: Das hat dir Gott gerathen, daß du das Kreuzchen bei dir trugest; du hast eine arme Seele erlöset. Hiermit war auch diese Erscheinung verschwunden, und als sich der Ritter ein wenig erholt hatte, gieng er in seine Burg. Er fand seine Gemahlin, die ihm treu geblieben war, und zum Danke für seine wunderbare Rettung ließ er eine steinerne Säule errichten, die noch heutiges Tages steht, und die „Hahnenkrähe" genannt wird. [1])

(Aus Spachendorf in Schlesien.)

9. In Jauernigg (österr. Schlesien) hatte sich jemand dem Teufel verschrieben, und als die Zeit um war, erhob sich ein starker Wind („als ob sich jemand gehenkt habe") und

---

[1]) Vergl. Gr. Myth. 980. Den Zusammenhang und myth. Kern dieser Sagen s. in Schambach-Müllers Niedersächs. Sagen S. 389 ff.

ein fürchterliches Gewitter.[1]) In der Nähe war eine Schmiede; in später Nacht klopfte ein Herr beim „schwarzen Jakob" an, er möge ihm doch seine sechs schwarzen Pferde beschlagen. Als die Arbeit beinahe zu Ende war, fiel dem Schmiede ein Nagel auf die Erde, und während er ihn mit dem Lichte suchte, gewarte er, daß der fremde Herr einen Pferdefuß hatte. Alsdann fuhr dieser mit dem Gespann fort, um sein Opfer zu holen.

10. Im „Krapfenwaldl" bei Wien wünschte sich an einem Faschingtage[2]) ein Handwerksbursche Krapfen. Sogleich stund eine Schüssel voll vor ihm. Darüber erschrack er anfangs und als er weiter gegangen, begegnete ihm ein kleines schwarzes Männlein. Dieses trug ihm noch eine Schüssel voll an, wenn er ihm seine Seele verschreibe. Der Bursche wollte nicht glauben, daß er der Teufel sei. Darum sagte er zu ihm: „Werde groß wie ein Riese, klein wie eine Eichel." Und das Männlein verwandelte sich sogleich in einen Riesen und dann in eine Eichel. Als der Bursche das sah, steckte er die Eichel in ein Säckchen und trug es nach Grinzing in eine Schlosserwerkstätte, und hämmerte so lange darauf, bis das Männlein versprach seine Seele nicht zu fordern.

Seit der Zeit heißt man jenes Wäldchen „Krapfenwaldl."

11. Unzählige Sagen gibt es, in denen der Teufel betrogen oder in die Falle gelockt wird.[3])

In den österr. Volkssagen, die ich gehört habe, hat der Teufel auch sehr viel in Mühlen zu thun; daher die Menge von Teufelsmühlen. Wir wollen nur weniges hier anmerken.

---

[1]) Die Kinder sagen dort: Petrus muß heute beim Kegelschieben verloren haben, daß er die Kugeln so stark in die Kegeln schiebt.

[2]) Um diese Zeit backt man in Wien und Umgebung die sogenannten Faschingkrapfen.

[3]) Über die Ausbreitung dieser Mythe s. Grimm, Märchen III. Band Seite 131—143.

Ein Invalide (bei dem Radhost in Mähren), ein starker Müllerbursche (Kl. Zell in Ob. Österr.) spielen dem Teufel, der Nachts in der Mühle sein Unwesen treibt, übel mit. Ein solcher Bursche spielte einst mit ihm Karten und wollte ihn geigen lehren. Weil der Teufel aber zu lange Krallen hatte, legte er sie in den Schraubstock und verleidete ihm die Mühle.

Bei Spachendorf (österr. Schlesien) hatte sich der Teufel in einer Mühle auf die Ofenbank gelegt. Da kam ein Schmied herein und fieng an zu geigen. Der Teufel horchte und äußerte Lust, die Kunst auch zu lernen. Der Schmied zwängte dessen „Pratzen" aber so in den Schraubstock, daß sich der Teufel in der Mühle nicht mehr sehen ließ.

12. In dem mähr. Dorfe Lideczko (Lidetschko) bei Klobauk war vor vielen Jahren ein Wirtshaus. Der Wirt suchte die Gäste dadurch zu locken, daß er jeden Sonn- und Feiertag einen Zimbelspieler hielt, wobei dann die lustige Dorfjugend sich ergötzte und oft bis Mitternacht tanzte. Der Wirt hatte eine Dienstmagd, die man im Dorfe unter dem Namen Rosalia kannte, und die durch ihre ungewöhnliche Schönheit allgemein bekannt war. Wenn sie Abends ihre Arbeit beendet hatte, gieng sie gleich in die Schenkstube, um sich, wie sie sagte, satt zu tanzen. Sie war gegen arme sehr wohlthätig; es kam täglich ein alter Mann, dem Rosalia immer etwas von ihrem Essen gab, der auch die Stelle der Eltern vertrat, die ihr schon lange gestorben waren. Widerfuhr ihr etwas unangenehmes, so war ihr erstes, daß sie es dem Alten klagte. Einmal hatten sich alle Jünglinge verabredet mit ihr nicht zu tanzen. Alle Mädchen wurden zum tanzen gerufen, nur sie nicht, und so muste sie bald das Tanzzimmer verlassen. Auch das klagte sie dem Alten, und fügte hinzu, sie wolle selbst mit dem Teufel tanzen, wenn er käme. Es vergiengen kaum einige Augenblicke, als ein junger Mann, als Revierjäger gekleidet, in's Tanzzimmer eintrat, und Rosalia, als die schönste, zum Tanz aufforderte. Es wurde nun getanzt, bis der Morgen graute, und der junge Mann ließ Gold und Silber

fliegen. Beim Abschiede sagte er zu Rosalien: Morgen Abend werde ich dich besuchen. Am Morgen kam der Alte traurig zu ihr und als ihn Rosalia um die Ursache fragte, meinte er: Dieser junge Mann gefällt mir nicht, denn das ist kein gutes Zeichen, wenn man in einer Nacht so viel Geld verthut. Rosalia, sprach der Alte, gib wohl acht, der ist ein großer Herr und er könnte dir gefährlich sein! Seid nicht böse, entgegnete Rosalia, er kommt heut Abends, und ich werde euch überall mitnehmen, wohin ich auch mit ihm gehen sollte. Der Abend kam heran, und als alle schliefen, zog Rosalia ihr Sonntagskleid an, und erwartete jenen Herrn, der ohne alles Geräusch kam, sie zu einem gedeckten Wagen führte, und in Eile das Wirtshaus verließ. Nun wurde an einem andern Orte getanzt, und erst am Morgen kehrte Rosalia heim. So gieng das eine Zeit lang fort, bis der Wirt sie aus dem Dienste jagen wollte. Den Alten beschwichtigte sie, indem sie ihm mittheilte, daß jener Herr sie heiraten und alle ihre Wünsche dann erfüllen wolle; so lange sie aber ledig sei, dürfe er ihr bloß drei Wünsche erfüllen. Hast du schon gewählt? fragte besorgt der Alte. Ja, antwortete Rosalia. Das erste was ich verlangte, war ein neues Kleid, und ein Pelz zur Trauung; zweitens eine Tanzunterhaltung für die Dorfburschen, damit sie sehen, welch schöne Zimmer wir bewohnen werden; das dritte habe ich noch nicht gewählt; dazu gebt ihr mir euren Rath. Der Alte sah zu Boden und dann sprach er: Ich will dir rathen, doch du must meinen Rath auch befolgen. Du bist in einer Schlinge, dieser Junge kommt mir verdächtig vor; sei daher vorsichtig, ich will dir behilflich sein. Des andern Tages bekam Rosalia das Kleid und den Pelz, und am nächsten Tage sollte die Tanzunterhaltung veranstaltet werden. Die Dorfjugend war beisammen, alles tanzte und besonders zeichnete sich Rosalia mit ihrem Verehrer aus. Unterdessen hatte sich auch jener Alte in's Tanzzimmer geschlichen um alles betrachten zu können. Es wurden Getränke in goldenen Bechern und Speisen aller Art aufgetischt, unter anderm auch Krapfen

Das alles gieng aus dem Sacke des jungen Mannes. Die Mitternachtsstunde war vorüber und Rosalia entfernte sich in Begleitung des jungen Mannes und des Alten, während die lebenslustigen Gäste unersättlich bis zum Morgen tanzten, wo sie dann berauscht einschliefen. Rosalia legte sich zu Bette, konnte jedoch nicht schlafen, denn ihre Gedanken waren mit anderen Dingen beschäftiget. Als jene lustige Gesellschaft erwachte, fanden sie sich nicht in dem schönen Tanzsale, sondern auf morastigem Boden; die Kelche, woraus sie getrunken hatten, waren die Hufe krepierter Pferde, und die Krapfen waren zu Pferdemist verwandelt worden. Als sie dieses sahen, waren sie erbost und beschlossen sich an Rosalien zu rächen. Sie war aber unterdessen sammt dem Alten verschwunden. Dieser hatte sich endlich überzeugt, daß sie in den Händen des Teufels war; er rettete sie, indem er sie verborgen hielt und ihr befahl vom Teufel als dritten Punkt folgendes zu verlangen: Wenn du willst, daß ich deine Gemalin werde, so muß morgen bis zur Mittagsstunde der Bach vor dem Dorfe gegen den Berg fließen. Der Teufel verlangte aber auch eine Gegenleistung; diese bestand darin, daß Rosalia zu derselben Stunde die Herzen von sieben Brüdern bringen müsse, sonst wollte der Teufel das Recht haben sie mit in die Hölle zu nehmen. Du hast mich her berufen, sagte er, und deshalb habe ich Ansprüche an dich. Dann eilte er fort. Rosalia und der Alte berieten sich, wo sie etwa die sieben Herzen hernehmen könnten. Des Abends begaben sich beide vor das Dorf, um zu sehen, wie weit die Arbeit des Teufels vorgeschritten sei. Da erblickten sie eine unzählige Menge kleiner grau gekleideter Männer, die alle mährisch redeten. Als die kleinen Leute den Alten und Rosalia sahen, zeigten sie mit den Fingern hin und sagten: „Seht die Braut unseres Herrn." Der Alte gieng näher und vernahm wie mehrere stritten. Der eine sagte: Ich bin doch neugierig, ob wir die Arbeit früher beenden werden, als die Braut ihre Aufgabe gelöst hat. Der andere meinte: Wir werden wohl früher fertig sein, ehe das

arme Mädchen die Herzen von sieben Brüdern bekommt. Wenn sie aber vernünftig ist, wird sie sich schon zu helfen wissen. Die Wirtin, wo sie im Dienst war, hat sieben Hahnen und fünf Hennen; die Braut könnte die sieben Hahnen abstechen, und ihre Herzen bringen, und so würde unser blutdürstiger Herr die Wette verlieren. Als dieß der Alte vernommen hatte, eilte er schnell zur Rosalien und sagte: Du bist gerettet, komm ich will dir rathen. Rosalia eilte sogleich zur Wirtin, um die Hahnen zu kaufen. Sie gab vor, sie müsse ein Abendessen veranstalten, bei dem sie die Hahnen auftischen wolle. Sie wurden also geschlachtet, die Herzen auf einen Teller gelegt, und Rosalia brachte sie am folgenden Tage um 12 Uhr auf den Berg. Hier gieng bereits das Wasser gegen Berg, nur fehlten noch zwei Steine. Da schlug die 12. Stunde am Kirchturme des Dorfes. Rosalia legte dem Teufel die sieben Herzen vor, und dieser brüllte derartig, daß die zusammengestellten Steine der Mauer nach rechts und links auseinander flogen, und der Bach sein früheres Bett einnahm. Diese fehlenden Steine hatten jene von seinen Arbeitern zu besorgen, die hinken, so daß sie nicht schnell genug waren, um sie zur bestimmten Stunde herbeizuschaffen. Zur Strafe müssen sie durch eine Reihe von Jahren täglich um 11 Uhr Nachts am Berge erscheinen, und alle Steine und Erhabenheiten entfernen. Deshalb sagen auch die Bewohner: das ist der Berg, der von Teufeln gepflegt wird, und sie erlauben darum ihren Kindern nicht, denselben zu besuchen. Rosalia muste aus Libeczko flüchten, weil sie für eine Hechse erklärt ward. Sie lebte lange in der Höhle eines nahen Waldes, theilte heilsame Kräuter aus und wurde vom Volke „Rosalia, die steinerne Braut" genannt. [1])

13. Vor vielen Jahren lebte in Bechin (im südl. Böhmen) ein sehr geschickter Maler, welcher auf seine Kunst nicht

[1]) Einige Anklänge an die deutsche Faustsage. Obiges ist von einem mährischen Bettler erzählt.

stolz war, sondern ein gottgefälliges Leben führte. Aus Frömmigkeit malte er auf die Thür der Vorhalle des Franziskanerklosters und zwar auf den rechten Flügel die Mutter Gottes in all ihrer Schönheit, umgeben von himmlischer Glorie, auf der linken Seite hingegen den Teufel in seiner ganzen Abscheulichkeit. Die beiden Bilder machten eine solche Wirkung auf den Beschauer, daß die vorübergehenden, den Teufel ansehend, sprachen: Gott behüte mich! und schnell sich gegen Maria wendend: gegrüßet seist du Königin! Bitte für uns arme Sünder. Das schreckhafte Bild des Teufels hatte viele Bösewichte zur Erkenntnis gebracht. Der Teufel machte darum Rachepläne gegen den Maler. Der Winter kam herbei und mit ihm die freudenvollen Weihnachten. Unser Maler genoß die Freude dieses heil. Abends nur spärlich. Als er des Abends sich zur Ruhe begeben hatte, erschien bei der Bettstatt der Teufel, um seinen Racheplan zu vollziehen. Der Böse gab dem Schläfer einen bösen Traum ein. Es träumte ihm nämlich, als höre er die Glocken des Klosters, die zur Mette läuten. Er erwacht, springt vom Lager auf, kleidet sich rasch an und wandert zur Kirche. Sobald er in's Freie tritt, hört das Schneegestöber auf, welches bereits den Boden mit einer dicken Schichte bedeckt hatte. Ohne etwas arges zu ahnen, setzt er seinen Weg fort. Indessen kommt es ihm wunderbar vor, daß eine feierliche Stille um ihn herum herrscht und keine menschliche Seele sich blicken läßt, aber die meiste Sorge verursachten ihm die nicht erleuchteten Klosterfenster. Doch er geht vorwärts bis zur Kirchenthür und pocht und versucht diese aufzumachen, allein vergebens, die Thüre bleibt verschlossen. Unverrichteter Sache kehrt er auf demselben Wege nach Hause und legt sich nieder, in der Absicht wach zu bleiben, bis es Zeit sei. Nach einiger Zeit hört er einen Lärm der immer näher kommt, und auf einmal sieht er sein Haus von bewaffneten umzingelt. Der erschrockene Maler wollte hinaus eilen, da öffnete sich die Thüre und ein Rathsherr trat mit drei andern Personen in das Zimmer und sprach: die Gerechtigkeit

fordert, daß ich in euer Haus mit bewaffneter Macht eindringe, denn die Klosterkirche ist der geweihten Gefäße beraubt worden, und da wir im Schnee frische Fußstapfen fanden, so folgten wir ihnen und sie führten uns zu eurer Wohnung. Wisset ihr von diesem Raube, so gesteht es reumütig; thut ihr das nicht und wir finden die Sachen bei euch, dann helfe euch Gott. Der Maler rechtfertigte sich so gut er konnte, aber der Rathsherr wollte seinen Worten nicht glauben und befahl das ganze Haus zu durchsuchen. Jedoch vergebens, weder im Zimmer, noch am Boden und im Keller fand man etwas. Die Herrn wollten schon unverrichteter Sache zurückkehren, da führte sie der Maler zu einer Truhe, die früher ihrer Aufmerksamkeit entgangen war und sprach: Da habet ihr noch nicht gesucht. Ja er machte die Truhe selbst auf. Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als er die heil. Geräthe darinnen sieht. Unter einem Hohngelächter ergreifen ihn die Männer, legen ihm Fesseln an und führen ihn in's Gefängnis. Nach einigen Tagen wird der Maler vor das Gericht gestellt und aufgefordert seine That zu bekennen. Er beharret aber darauf, daß er unschuldig sei und trotzdem daß er auf die Folter gespannt wird, bleibt er unerschüttert. Jedoch zum drittenmale grausam gefoltert, hat er keine Kraft mehr, um die Schmerzen zu ertragen und bekennt sich des Raubes schuldig, obwohl es ihm einen harten Kampf kostet. Der Maler wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt. Als er den letzten Tag vor seiner Hinrichtung tief gebeugt war von dem Unglücke, krachte plötzlich die Thür und der Satan stund vor ihm und sprach höhnisch: Wenn du willst so erlöse ich dich. Der Maler sprach: Außer meiner Seele steht dir alles zu Gebote, sprich, was soll ich thun? Deine Seele verlange ich nicht, erwiederte der Teufel, die passt nicht für mich. Ich mache dir einen Vorschlag: wenn du mein Bildnis auf der Klosterthüre wegwaschen willst, so werde ich mich statt deiner hängen lassen. Mit Freude willigte der Maler ein, und der Teufel sprach: Geh nun nach Hause, schließe dich ein und

wenn morgen die Leute von der Hinrichtung zurückkommen, so nimm eine weiße Farbe, geh zum Kloster und streiche mit ihr über den linken Flügel. Darauf berührte der Teufel die Ketten, welche sogleich dem Maler von Händen und Füßen fielen. Die Kerkerthür öffnete sich und der unschuldige war erlöset. Der Satan wurde auch wirklich hingerichtet, ohne daß jemand wuste, daß es der Maler nicht sei. Der Priester rief dem Satan unter dem Galgen zu, er solle sich bekehren und seine großen Sünden bereuen. Der vermeinte Maler gab keine Antwort und er schien tot. Als aber die Leute von der Hinrichtung nach Hause giengen, erstaunten sie, da sie den Maler erblickten, wie er den Teufel an der Klosterthüre mit weißer Farbe überstrich. Einige eilten zum Galgen und sahen da auf dem Stricke ein Bund Stroh hängen; andere fragten den Maler, wie es denn komme, daß er noch lebe. Dieser erzählte ihnen nun die ganze Geschichte mit dem Teufel. Von dieser Zeit an malte er keinen Teufel mehr. [1])

Zusatz (zu Seite 153 und 161 ff.).

Was dem Norden Hel, das scheint den südlichen Germanen theilweise der Wassermann zu sein. Der deutschen Mythologie ist ganz entschieden eine Wasserhölle eigen, eine Feuerhölle scheint undeutsch. Der Wassermann ist der unersättliche, seine Behausung ein orcus esuriens (Grimm Myth. 291). Daneben besteht die deutsche Vorstellung von einem Zustande, den man ein Halbleben nennen könnte, ich meine die Idee der Entrückung und Verwünschung. Einen Ort der Qual und Strafe kennt die deutsche Naturreligion noch nicht. (Vergl. Gr. M. 761). Das nordische Nebelheim nähert sich unserer deutschen Wasserhölle, insofern jenes von rauschenden Wassern durchströmt ist. Die Idee von einer Feuer- und Pechhölle scheint dem Orient und den Slawen anzugehören. Zu dem was wir S. 358 erwähnten, ist noch

[1]) Sollte das Sprichwort „man soll den Teufel nicht an die Wand malen" von solchen Mythen herrühren? Obiges hat eine Frau aus Bechin erzählt.

beizufügen, daß in Mähren (im Znaimer Kreise) ein Dörfchen Peklo heißt, und ein Stein die Höllenstiege. Das Volk sagt, ein Mann, der die Teufel betrogen und den sie darum nicht in die Hölle aufnehmen wollten, sei vor Peklo versteinert worden.

Aus dem S. 153 ff. 161 ff. mitgetheilten und der folgenden Sage geht hervor, daß die in Haupts Zeitschr. 9, 175 fg. besprochene Wasserhölle bei den südlichen Stämmen ausgeprägter sich findet als bei den nordischen.

Ein Bauer aus Haugsdorf (Nied. Österr.) gieng einst zu dem Pulkau-Bache um sich da zu baden, wo der Wassermann schon viele Opfer verlangt hatte. Er glaubte an keinen Wassermann und gieng sorglos in die Tiefe. Da fühlte er, daß ihn jemand beim Fuße nach unten zog. Er konnte nicht widerstehen, wurde immer tiefer gezogen, bis er durch ein Loch gelangte, das sich dann wieder schloß. Als er zur Besinnung kam, sah er sich in einem schönen Zimmer, dessen Boden mit Fischaugen belegt war. Neben sich erblickte er den Wassermann, der redete ihn an: Fürchte dich nicht, deine Zeit ist noch nicht gekommen, ich wollte dir nur deinen Unglauben nehmen. Darauf führte er ihn in ein Nebenzimmer, wo lauter Töpfe stunden. [1] Eine Anzahl Töpfe waren umgestülpt, andere stunden nach aufwärts. Der Bauer fragte den Wassermann was das bedeute, und dieser sagte, die umgestürzten Töpfe enthalten die Seelen der ertrunkenen, während die offenen dazu bestimmt seien, solche aufzunehmen. Neugierig fragte der Bauer, ob auch für ihn ein Topf da wäre. Da zeigte ihm der Wassermann einen offenstehenden in der letzten Reihe und bemerkte, sein Tod durch ertrinken werde erst nach zehn Jahren erfolgen. Der Wassermann öffnete einen andern Saal, wo Totengerippe an den Wänden lehnten. Die Wände des folgenden Zimmers waren mit Diamanten bedeckt, der Boden mit Gold und Silber. In der Mitte stand ein goldener Tisch, auf welchem aller Art Fische schon gekocht und zubereitet lagen. Der Wassermann forderte ihn auf sich Gold zu nehmen und von den Fischen zu essen; darauf ermahnte er ihn, daß es Zeit sei auf die Oberwelt zu gehen, indem der Morgen schon graue. Der Bauer gieng reich beladen zurück und gelangte durch das Loch auf die Oberwelt. Nach zehn Jahren ertrank der Bauer im Pulkau-Bache.

---

[1] Vergl. S. 167 und 179.

Register.

(Die Ziffern weisen auf die Seiten.)

Druckfehler.

Seite 65 Zeile 10 von unten lies larvae,
„ „ „ 5 „ „ „ in's,
„ 70 „ 13 „ „ „ ein einzelnes,
„ 81 „ 8 „ „ „ die Hahnkrat,
„ 97 „ 2 „ „ „ vor dem schwarzen,
„ 325 „ 18 „ „ „ 1063.

